Berliner Bauernfänger,

oder:

Die Geheimnisse der Residenz.

Sittengemälde aus Berlins Gegenwart

von

A. Reyssell.

[1. Bd]

Berlin.
Verlag von Otto Freitag,
Holzmarktstraße 50.

[1869]

Berliner Bauernfänger,

oder:

Die Geheimnisse der Residenz.

F. W. Gleißner'sche Buchdruckerei in Dresden.

Erstes Capitel.

Der Kindesraub.

Die Glocken der Kloster- und St. Marien-Kirche verkündeten so eben Mitternacht. Durch die Straßen der alten Haupt- und Residenzstadt Berlin pfiff der Wind mit eisiger Kälte, die leichten Schneeflocken in wirbelndem Tanze vor sich hertreibend.

Es war eine recht kalte, unfreundliche Nacht.

Oede und leer war es auf Plätzen und Straßen, nur hin und wieder eilte ein nächtlicher Wanderer durch die Nacht, um sobald als möglich das schützende Dach und das warme Bett zu erreichen.

Schon ungewöhnlich früh, es war erst Ende Oktober, war diesmal der Winter mit seiner ganzen Strenge hereingebrochen. Das war ein Leben für die Berliner Jugend.

Wie das wohl schon seit Jahrhunderten in Berlin Sitte und Brauch ist, so hatten auch diesmal die Jungen ihre kleinen Handschlitten hervorgesucht und tummelten sich bis zum späten Abend auf Plätzen und Straßen herum.

Doch heute hatte sie der eisige Wind und die strenge Kälte schon frühzeitig heim getrieben; die warme Stube, das behagliche Plätzchen am Ofen und die Aussicht auf das wohlschmeckende Abendbrod hatte sie die herrlichen Freuden des Schneeballens vergessen lassen.

Wie es den Jungen, so war es auch heute den Alten ergangen. Weder gutes Bier, noch angenehme Unterhaltung konnte heute die Berliner lange im Wirthshaus fesseln; sehr frühzeitig

hatten sie den trauten Platz am Stammtische verlassen und waren ihrer Behausung zugeeilt.

Durch die Königsstraße schritten zwei Männer der Heiligengeiststraße zu, bogen dann in letztere ein und gelangten nach dem Neuen Markt.

In der Nähe der Rosenstraße war in früherer Zeit eine viel besuchte Kneipe. Weit und breit war Vater Engels Local bei allen Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die das Tageslicht zu scheuen und lieber die Stunden der Nacht zu ihren Vergnügungen und Gelagen zu brauchen pflegten, bekannt und beliebt, denn dort trafen sie stets eine auserlesene Gesellschaft von Bekannten und Freunden, mit denen sich hin und wieder ein Geschäftchen abwickeln ließ.

Auch die beiden Männer waren bei Vater Engel eingetreten und hatten an einem entfernten Tische Platz genommen.

Der eine der beiden Personen, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, war von großer, kräftiger Gestalt. Das von Pockennarben zerrissene Gesicht, die durch den zu starken Genuß von Branntwein erzeugte Röthe darauf, der struppige Bart und die unstät hin und her rollenden Augen machten einen unendlich ekelhaften und widerlichen Eindruck. Der Anzug des Mannes harmonirte vollständig mit seinen Gesichtszügen. Ein schmutziger, an vielen Stellen zerrissener dunkler Oberrock und dergleichen Beinkleider umschlossen seine robuste Figur.

Was seinen Begleiter anbetraf, so schien die Natur in der That alles Mögliche angewandt zu haben, um ein non plus ultra von Häßlichkeit herzustellen.

Die schwächliche, gebeugte Gestalt des Juden war durch einen ungewöhnlich starken Buckel noch mehr verunziert.

Auf den blassen, eingefallenen Wangen, die von einem rothen Vollbart umgeben, in den kleinen, stechenden Augen lag nur zu deutlich die Gemeinheit des Mannes, Raubsucht, Geiz und unerschöpfliche Geldgier ausgeprägt.

Sein Anzug war gegen den seines Begleiters fast elegant zu nennen. Obgleich auch an vielen Stellen stark beschmutzt, war derselbe doch unbeschädigt und schien überhaupt noch nicht viel getragen zu sein.

Verlassen wir auf einige Augenblicke die beiden Männer und betrachten das Treiben und die Gesellschaft bei Vater Engel.

Das Local von Engel umfaßte zwei größere Räume.

In dem ersten Raume, in dem die beiden eben erwähnten Männer Platz genommen, waren zwei Reihen Tische nebst den dazu gehörigen Stühlen, auf denen eine bunte Gesellschaft von Männern und Frauenzimmern Platz genommen, aufgestellt. Hart an der Thüre befand sich der Schänktisch, hinter ihm das Repositorium, angefüllt mit den lieblich blinkenden Sorten verschiedener beliebter Kümmel und Liqueure. Hier thronte auch gewöhnlich Vater Engel, wenn nicht andere Geschäfte seine persönliche Gegenwart in dem zweiten Raume dringend nöthig machten, was bei den Verschiedenheiten und den launenhaften Einfällen seiner werthen Gäste nur zu häufig vorkam. Ihm zur Seite stand seine wohlgenährte, rothbackige Hausfrau. Der zweite etwas größere Raum war kunstgerecht zum Tanz-Salon eingerichtet. Von der Decke herab warf eine trübscheinende Oellampe ihr magisches Licht auf die düstere Umgebung. Stühle waren längs den Wänden aufgestellt, in jeder Ecke des Zimmers stand ein Tisch, auf den die Gesellschaft ihre Getränke zu stellen pflegte.

Heute, am Sonnabend, war viel Leben bei Vater Engel.

Nach den wimmernden, gellenden Tönen einer Violine, die ein schwindsüchtiger, blasser, junger Mann mit einer wahren Todesverachtung zu handhaben verstand, drehte sich das tanzlustige Volk im rasendsten Galopp.

Der Auswurf Berlins, die Verbrecher der Haupt- und Residenzstadt hatten hier ihr Lager aufgeschlagen.

Rohe, wüste Burschen, auf deren Gesichtszügen ihr vergangenes Leben, ein Leben der niedrigsten Leidenschaften und Verbrechen, nur zu deutlich ausgeprägt war, theils in schäbig eleganten, theils in zerlumpten schmutzigen Anzügen, tanzten oder saßen an den Wänden herum, indem sie durch wüstes Geschrei, rohe Scherze noch das Geräusch der kreischenden Violine zu überschreien suchten.

Noch auffallender war der Contrast des weiblichen Geschlechts, das sich hier aufzuhalten beliebte. Dort saßen alte im Verbrechen groß gewordene Weiber, die durch ihr rohes Gelächter, ihre

unzüchtigen Redensarten noch die Männer zu überflügeln suchten. Vom Tanz hielten sie sich fern, desto eifriger sprachen sie dem Branntwein zu.

Die am Tanz theilnehmenden Dirnen mit ihren von Aufregung und Hitze gerötheten Wangen, ihren zum größten Theil verlebten Gesichtszügen, den tief ausgeschnittenen Kleidern, den unanständigen Geberden und Redensarten boten einen wahrhaft dämonischen Anblick dar.

Der schwindsüchtige Violinist hatte so eben seinen Galopp beendet. Mit hochwogenden Busen suchten die Dirnen ihre Plätze auf, während die Männer zu ihren Gläsern eilten.

Entfernt von den Uebrigen, in der äußersten Ecke des Tanzsaals saß ein junges, bleiches Mädchen. Die zierlich schlanke Gestalt, die freilich von einem mehr als ärmlichen Anzug bedeckt war, die feinen Gesichtszüge, die schwarzen, glänzenden Haare und Augen, die ängstlich in der Gesellschaft noch Jemand zu suchen schienen, der zarte Teint und die kleinen Hände und Füßchen schienen für diesen Ort der Verbrechen und Leidenschaften nicht passend zu sein.

„Mir noch eine Weiße, Engel," brüllte ein robuster Kerl, während er mit dem leeren Glase den Tisch bearbeitete.

„Gleich, gleich, Herr Franz," rief der zuvorkommende Wirth, und beeilte sich, die Wünsche seines Gastes so schnell als möglich zu befriedigen.

„Hast wohl ein gutes Geschäft gemacht, Franz?" sagte eine Dirne, indem sie sich zu ihm setzte, „kannst auch mal an mich denken, denn ich sitze entsetzlich in Schulden bei der alten Hexe, der Lehne-Krausen. Bin Dir auch mal wieder gefällig, wenn Du Einen rupfen willst. Du bist überhaupt noch in meiner Schuld wegen des alten Narren, den Du bei mir ausgeplündert hast."

„Sei still, Dirne," entgegnete der Mann, „schrei es doch lieber auf der Straße aus, damit es alle Welt erfährt, was wir gethan. Hast übrigens Dein Theil davon gehabt, denn was Du unter Deinen Fingern gehabt, geht nicht ungerupft wieder hervor, und ich hatte nur die Nachlese. Doch halt, was weißt Du

von dem Mädchen da, sie scheint eine Grüne zu sein? Ein verdammt hübsches Ding und noch so jung."

„Die ist gestern zum ersten Male hier gewesen," entgegnete das Mädchen, „und wohnt bei Engels. Ein dummes, albernes Ding ist es, thut, als ob sie Wunder was wäre. Freilich, seinen Haken wird's wohl auch haben, daß sie hier wohnen muß, und die Polizei wird ihr auch nicht zu sehr auf die Finger sehen dürfen, sonst könnten wir was erleben."

„Hast immer ein gottloses Maul, Mädel, hübscher und jünger ist sie jedenfalls als Du, und was sie verbrochen, um hier Schutz zu suchen, ist mir gleich. Mir gefällt sie nun eben. Was frage ich also nach andern Dingen?"

Das Gespräch der beiden Personen wurde durch den Violinisten unterbrochen, der einen neuen Walzer aufzuspielen begann. Bald drehten sich die Paare wieder in rasenster Eile.

Franz war gleich beim Anfang der Klänge auf das junge blasse Mädchen zugeeilt und hatte sie zum Tanz aufgefordert.

„Du willst nicht, Dirne?" rief er, als ihm eine abschlägliche Antwort geworden. „Ho, ho, da kommst Du hier schlecht an, mein Täubchen, wenn Du hier die Unschuld spielen willst. Mitgefangen, mitgehangen, heißt es bei uns und danach leben wir, und da Du zu uns gekommen, wirst Du es auch mit uns halten, sonst — — —"

Der wüste, rohe Patron hatte bei diesen heftigen Worten das junge Mädchen umfaßt und wollte die sich heftig Sträubende in den Kreis der Tanzenden ziehen, als sich eine kräftige Hand auf seine Schulter legte. Unwirsch wandte er sich um. Vor ihm stand der Jude und sein Begleiter.

„Was giebts, langer Carl? Was giebts, Jude?"

„Arbeit," entgegnete der mit Carl angeredete Mann, viel und lohnende Arbeit, Franz, laß also das dumme Mädchen und folge uns schnell, denn wir haben die größte Eile, von St. Marien schlug's eben ein Uhr. Wenn Du Geld hast, wird die Dirne schon nicht mehr so spröde sein."

Er schleuderte das junge Mädchen weit von sich und folgte den beiden Männern, die jetzt das Engel'sche Local verließen.

Fünf Personen erwarteten die drei Männer schon auf der

Straße. — Auch sie hatten nach und nach, um nicht zu viel Aufsehen zu erregen, das Local verlassen.

Kehren wir jedoch vorläufig zu Vater Engel zurück.

Das von Franz in so brutaler Weise behandelte Mädchen hatte ihren früheren Platz wieder eingenommen. Wieder waren ihre Augen, aus denen die Thränen über die rauhe Behandlung oder über den traurigen Aufenthalt reichlich quollen, auf die Eingangsthür gerichtet, als erwarte sie von dort Hilfe und Rettung.

Immer trüber wurden die Augen des hübschen Mädchens, die schon bleichen Wangen waren todtenblaß geworden; heftig wogte der Busen, als schöpfe er nur mühsam nach Athem; krampfhaft rang sie die kleinen Hände.

„O, mein Gott," flüsterte sie leise, „was habe ich gethan, daß Du mir solche Strafe auferlegt hast? O, mein Gott, unter solchem Auswurf des weiblichen Geschlechts zu leben, willst Du mich verdammen? Die Strafe ist zu hart! Ja, ich war eine Zeitlang zu glücklich in meinen Verhältnissen; von meiner angenehmen Stellung verblendet, wurde ich zu eitel, ich dachte nicht mehr an Dich. Ach, Ihr geliebten Eltern, wenn Ihr das Elend Eurer armen Alice wüßtet, Ihr würdet noch im Grabe blutige Thränen um mich weinen. Lieber will ich sterben, als hier in diesem schrecklichen Hause noch eine Nacht zubringen, lieber will ich in den kalten Fluthen meinen schnellen Tod suchen. Nein, nein, das geht nicht, erst muß ich vor Gott gerechtfertigt sein. Was sage ich? Vor Gott stehe ich noch so rein von jenem Verbrechen, das mir die Menschen aufgebürdet haben, da, wie an dem Tage, wo ich das elterliche Haus verließ; denn er sieht in die Herzen der Menschen, ja, sie verdammen mich alle, sie können nicht in meinem Herzen lesen, wie unendlich viel, fast übermenschlich ich gelitten habe und noch leiden muß. Meines Vaters im Grabe wegen muß ich mich vor ihnen rechtfertigen, muß rein von jeder Schuld dastehen, dann will ich ruhig sterben, denn ich selbst habe nichts mehr vom Leben zu hoffen. Alles, das Liebste, was ich besessen, ist mir durch diesen harten Mann entrissen, mein ganzes junges Leben ist durch ihn vergiftet. Auch Du, Ewald, hast Dich von mir losgesagt, auch Du hast mich verdammt, Du hältst mich nicht mehr werth, meine Vertheidigung

zu hören, denn sonst wärst Du längst zu mir geeilt. So ist die Liebe. Sie, die dem Geliebten die geheimste Kammer des Herzens aufschloß, die ihm die innersten Gefühle und Regungen des Herzens vertraute, sie ist nicht einmal im Stande, sich bei ihm von diesem schrecklichen Verdacht reinigen zu können.

Alles, das Heiligste hätte ich seinetwegen geopfert, seine Liebe war mir mehr werth als alle Güter der Welt, und wenn er von Schuld beladen an meinem Herzen Ruhe und Frieden gesucht, ich hätte sie ihm nicht verweigern können, mit offenen Armen hätte ich ihn empfangen und seinen Kummer zu lindern, zu heilen gesucht. Und er?

Er, der mir mit den heißesten Schwüren gelobte, mich nie, niemals zu verlassen, er kommt nicht, um nur meine Rechtfertigung zu hören?"

Heftiger und immer heftiger strömten die Thränen des jungen Mädchens, krampfhaft zog sich ihre Brust zusammen, sie war einer Ohnmacht nahe.

Eine zarte Stimme redete sie an. Vor ihr stand der kranke Violinist und betrachtete sie mit mitleidigen Blicken.

„Ihr seid wohl recht unglücklich, Fräulein? Ja, das ist hier kein Ort für Euch; das sah ich gleich auf den ersten Blick, daß Ihr an solche Gesellschaft nicht gewöhnt seid. Doch weshalb habt Ihr dieses Local gerade zu Eurer Wohnung genommen, es giebt ja viele bessere Wirthshäuser, in denen Ihr eine solche erhieltet?"

„Ja, ich muß dieses Haus verlassen," entgegnete sie, „noch eine Nacht hier im Hause zu verleben, ertrage ich nicht mehr."

„Doch warum bleibt Ihr nicht auf Eurem Zimmer?"

O, mein Herr," antwortete Alice erröthend, „dort oben ist der Aufenthalt noch viel schrecklicher; denn ich bewohne mit zwei anderen Mädchen ein kleines Zimmer. — Ach, mein Herr," fuhr sie mit flehendem Ton fort, „retten Sie mich aus diesem schrecklichen Hause, thuen Sie es um der Barmherzigkeit willen, führen Sie mich von hier fort, meine Dankbarkeit gegen Sie wird ewig sein."

„Ich verlange keinen Dank, Fräulein," erwiederte der junge Mann, „wozu sollte er mir auch nützen? Nur noch kurze Zeit

habe ich nach Aussage des Arztes zu leben, und ich hätte deshalb auch schon längst mein trauriges Gewerbe aufgegeben, wenn mich nicht die Sorge um meine arme Mutter antrieb, noch so viel wie möglich zu verdienen, um ihr einen kleinen Nothgroschen hinterlassen zu können, doch um der Barmherzigkeit willen will ich für Euch Alles thun, was in meinen Kräften steht, denn Ihr seht nicht schlecht und verdorben aus, wie die anderen Weibspersonen. Ihr könnt zu meiner Mutter mitkommen und dort so lange bleiben, bis Ihr ein passendes Unterkommen gefunden. In ganz kurzer Zeit verlasse ich das Local; gehet deshalb auf Euer Zimmer, holt Eure Sachen und sucht, wenn es irgend möglich ist, ohne von Jemand gesehen zu werden, die Straße zu erreichen, wo ich Euch erwarten will."

„O tausend Dank, mein Herr," flüsterte Alice, während in ihren Augen Freude und inniger Dank gegen ihren Retter zu lesen war, „tausend Dank, mein Herr, daß Ihr Euch eines armen, unglücklichen Mädchens annehmt."

„Laßt das, Fräulein, sondern beeilt Euch, mich auf der Straße zu treffen."

Der Violinist entfernte sich, während Alice auf ihr Zimmer eilte, um ihre wenigen Garderobegegenstände zu holen.

Doch mit lauerndem, listigem Blick hatte ein mürrisch aussehender, älterer Mann die Unterredung Beider beobachtet und war dem jungen Mann, als er auf die Straße getreten, gefolgt.

Draußen erwartete die zitternde Alice ihren Beschützer, mit dem sie schnell dem Gäßchen, wo seine Mutter wohnte, zueilte.

Der fremde Mann folgte ihnen.

Wir verließen die Männer aus Vater Engels Local, als sie eben auf die Straße getreten waren.

Der Jude, der lange Carl und Franz gingen schnell voran, während die übrigen fünf Männer in zwei Abtheilungen, um nicht durch ihr Beisammensein bei den Polizeidienern Verdacht zu erregen, folgten.

Sie schritten durch die Spandauerstraße, über den Molken-

markt die Roßstraße entlang nach der Köpnickerstraße zu, die sie bis zum Schlesischen Thor verfolgten.

Als die drei voranschreitenden Männer schon ein gutes Stück vom Thore entfernt waren, wo die Häuser zu Ende und die Allee nach dem Fischerdörfchen Treptow beginnt, hielten sie an, um die folgenden zu erwarten.

„Wir müssen zum tauben Gustav," begann der lange Carl, als die Männer alle beisammen, „um dort einen Kahn zu nehmen, der uns an's andere Ufer bringt; denn sein Befehl ging streng dahin, daß Keiner von uns durch das Stralauer Thor die Stadt verläßt, um jeden Verdacht zu entfernen."

„Vorwärts also, Ihr Männer, doch ohne Geräusch zu machen; drüben bei Claus werdet Ihr erfahren, um was es sich handelt."

Links bogen die Männer von der Allee ab und schritten dem nahen Spree-Ufer zu. Hart am Ufer lag eine kleine, unscheinbare Fischerhütte; zwei Kähne, durch Stricke am Ufer befestigt, schaukelten sich auf den dunklen Fluthen.

Der taube Gustav schien die Männer schon erwartet zu haben; denn bei ihrem Herannahen trat er aus der Hütte und machte die beiden Kähne flott.

„In jeden Kahn vier Männer," flüsterte Carl. „Du, Fritz und August, Ihr bleibt drüben in den Kähnen und wartet bis zu unserer Rückkehr, Ihr andern kommt mit zu Claus."

Schnell waren die Männer dem Befehle des langen Carl nachgekommen und stießen vom Ufer ab.

Nachdem sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, stiegen sechs der Männer, unter ihnen der Jude, Franz und der lange Carl, aus, während zwei derselben zur Bewachung zurückblieben. Schnell eilten die Männer vorwärts und hatten bald ein an der Straße gelegenes Wirthshaus erreicht.

Kein Licht, auch nicht das geringste Geräusch zeigte, daß seine Bewohner noch wach seien. Der Jude hatte dreimal auf eigenthümliche Weise gegen einen der Fensterladen geklopft, worauf sich bald ein schleichender Tritt und ein leises Hüsteln hören ließ. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Thür und die Männer traten in den dunklen Vorflur. Sie mußten genau mit der inneren Einrichtung des Hauses bekannt sein, denn ohne Verzug schrit-

ten sie den dunklen Eingang entlang und traten dann in ein geräumiges, nur spärlich erleuchtetes Hinterzimmer. Der Sicherheit halber waren auch hier von dem vorsorglichen Wirthe die Laden geschlossen, damit auch nicht der geringste Lichtstrahl unberufenen Augen von draußen sichtbar sei. Die Männer hatten in der Nähe des Ofens Platz genommen und tranken mit sichtlichem Behagen von dem heißen Punsch, den ihnen die Wirthin gereicht.

„Mein Mann ist noch oben bei ihm," entgegnete sie auf die Frage nach dem Wirthe, „doch muß er gleich mit ihm herunterkommen, da die größte Eile nöthig ist, wenn heute Nacht noch gearbeitet werden soll."

„Schon gut, Mutter Käthe, bringt uns lieber noch eine neue Auflage, denn die Kälte macht einem das Blut in den Adern erfrieren, und außerdem zahlt er ja die Zeche für uns."

„Ist schon alles in Ordnung," entgegnete die freundliche Wirthin, und brachte den frierenden Männern den verlangten frischen Punsch.

Schritte wurden jetzt auf der Treppe hörbar, die Thür öffnete sich und herein traten zwei Männer. In Hemdsärmeln, die unvermeidliche blaue Schürze vorgebunden, erkennen wir in einem der Männer den Wirth. Er war ein Mann von gedrungener, kräftiger Gestalt, mit stupiden Gesichtszügen.

Der zweite Mann war von mittler, schlanker Figur. Die Blässe des regelmäßigen, schön geformten Gesichts wurde noch durch die schwarzen Haare und den schwarzen Vollbart gehoben. Die großen blauen Augen überflogen das Zimmer und schienen jeden der Anwesenden durch einen kurzen Blick zu prüfen. Die kleinen, zierlichen Hände waren von untadelhafter Weiße. Ein schwarzer, feiner Tuchmantel umschloß die Gestalt des Mannes. Schweigend war er an den Tisch herangetreten und nickte einem Jeden der Anwesenden einen stummen Gruß zu.

„Ich habe Euch rufen lassen," begann er mit klangvoller, wohltönender Stimme, „um ein Unternehmen zu Ende zu bringen, bei dessen glücklichen Gelingen Ihr eine hübsche Summe verdienen könnt. Doch Vorsicht rathe ich Euch an, und jedes unnütze Blutvergießen untersage ich hiermit auf's Strengste. Ihr

wißt, mein Arm reicht weit und trifft jeden Schuldigen, wo und wie er sich auch meinen Augen entziehen wollte, früher oder später. Richtet Euch danach. Salomon und Claus kennen die nähere Instruktion und werden sie Euch mittheilen."

Kaum hatte der räthselhafte Mann diese wenigen Worte gesprochen, als er auch schon wieder das Zimmer verlassen hatte. Die Männer, welche beim Eintritt des Fremden sich von ihren Sitzen erhoben und mit der größten Aufmerksamkeit und Ergebenheit seinen Worten gelauscht hatten, sahen sich bei seiner Entfernung fragend einander an und verharrten längere Zeit in tiefes Schweigen.

„Na, was glotzt Ihr ihm denn nach?" hub der Wirth an. „Thut das Volk grade, als ob sie ihn heute zum ersten Male in ihrem Leben sehen. Vorwärts, setzt Euch zu mir her und hört aufmerksam zu, denn Ihr habt die größte Eile nöthig."

„Nicht weit von hier," fuhr der Wirth fort, „Carl und der Jude kennen das Haus und werden Euch hinführen, ist die Villa der Baronin von Neudorf. Seit ihres Mannes Tode hat sie die Stadt verlassen und wohnt Sommer und Winter dort. Eine alte Dienerin, eine Köchin und zwei Diener bilden ihren ganzen Haushalt. Im ersten Stock, der Wasserseite zu gelegen, befinden sich die Schlafzimmer der Familie und das Bibliothek- und Arbeitszimmer der Baronin. Dort pflegt sie auch ihre Chatulle und ihre Pretiosen zu verwahren. Die alte Wärterin und der vierjährige Sohn der Baronin schlafen im ersten Zimmer hart an der Treppe, dann durch Thüren verbunden kommt das Arbeits- und Schlafzimmer der Baronin. Zu den beiden ersten Zimmern müßt Ihr Zutritt zu erlangen suchen, das dritte Zimmer laßt Ihr, wenn irgend möglich, unberührt. Die Chatulle und die Pretiosen, bei deren Verkauf Euch der Jude behilflich sein wird, sind für Euch, der Junge wird bei mir abgeliefert. Doch seht zu, daß die Range nicht schreit, sonst stopft ihm ein Tuch in den Mund. Hier sind zehn Thaler für jeden Mann Handgeld, die Summe wird verzehnfacht, wenn Ihr den Jungen sicher herbringt. Der Jude kann den Mantel da umnehmen, um den Bengel zu verbergen. Ihr Uebrigen kehrt nach der Stadt zurück, Salomon, Du bringst den Jungen, und morgen

Nacht sehen wir uns in der blutigen Hand." — — — Die sechs Männer verließen schleunigst das Haus, während der saubere Gastwirth vorsichtig die Hausthür schloß.

Der Mond war jetzt hinter Wolken verborgen, kein Stern glänzte am weiten Firmament; die Nacht war vollständig dunkel, als wolle sie die schwarze That der Männer begünstigen. So geräuschlos wie möglich bewegten sich die unheimlichen Gestalten schnell vorwärts. Bald standen sie an dem gewünschten Ziele. Nachdem sie das eiserne Gitter schnell überstiegen, gingen sie durch den Vorgarten auf das Haus zu. Die starke Hausthür mit Gewalt zu erbrechen, schien ihnen nicht geeignet, da hierdurch leicht Geräusch entstehen konnte und das gutgearbeitete Schloß ihren Angeln widerstand.

Sie warfen die Strickleiter auf den im ersten Stockwerk befindlichen Balkon, um von hier aus in das Gebäude einzusteigen. Sie hatte gleich beim ersten Wurf sicheren Halt gefaßt, und vier Männer stiegen behutsam an ihr in die Höhe und schwangen sich auf den Balkon. Der Jude und ein zweiter Verbrecher hatten unten Posto gefaßt, um ihren Gefährten bei Annäherung einer Gefahr Zeichen zu geben. Nachdem der lange Carl eine Blendlaterne hervorgezogen und mit geübter Hand die Balkon-Thür geöffnet, traten sie in das Arbeitszimmer der Baronin. Franz und zwei seiner Gefährten öffneten das Bureau und wühlten mit vor Aufregung zitternden Händen in den Kasten herum, während Carl sich zur Rechten nach dem Schlafzimmer des Kindes wandte. Er trat ein.

Eine hellblaue, matt geschliffene Ampel erleuchtete das reich ausgestattete Schlafzimmer des jungen Barons und seiner Wärterin. Im Hintergrund, an der Wand, stand das Bett der alten Frau, neben demselben die Wiege des vierjährigen Knaben. Tief und fest schlummerten die beiden Unglücklichen. Der lange Carl hatte sich über das Bett des Knaben gebeugt, während er aus einer seiner Taschen ein schmutziges, zusammengeballtes Taschentuch hervorzog, um damit das Kind am Schreien zu verhindern. Schnell war die Procedur vollbracht, nur einen leisen, wimmernden Laut hatte das Kind von sich gegeben, einen Laut, der für jedes andere Ohr fast unvernehmbar, doch die alte Wär-

terin war erwacht, hatte sich erhoben und schaute, Entsetzen und Angst in den Zügen, auf den wüsten, frechen Verbrecher. Einen einzigen gellenden Schrei stieß die Unglückliche aus. Es war ihr letzter, denn der lange Carl, ein Mensch, der nie vor einem Verbrechen, und sei es auch das größte, zurückbebte, hatte ihr ein langes Dolchmesser bis an's Heft in die Brust gestoßen. Sterbend sank sie in die Kissen zurück, mit ihrem Blute den Mörder und das unglückliche Kind bespritzend. — „Du wolltest es nicht anders, alte Hexe," murmelte Carl, indem er das Kind auf den Arm nahm, „doch nun schnell fort, die Alte hat das ganze Haus wach geschrieen."

In der That war die junge Baronin durch den gellenden Todesschrei ihrer Dienerin munter gemacht, und ein Unglück ahnend, war sie schnell gegen die Thür, die die Verbrecher von innen verriegelt, zugeeilt. Durch die verschlossene Thür noch mehr in ihrer Besorgniß bestärkt, hatte sie trotz der schneidenden Kälte schnell ein Fenster geöffnet und rief nun in die dunkle Nacht nach Hilfe.

Die drei Männer hatten das Arbeitszimmer schon wieder verlassen und waren in demselben Augenblick nach dem Garten hinabgestiegen, als der lange Carl, den wimmernden, nur leicht bedeckten Knaben auf dem Arm haltend, auf dem Balkon erschien.

Die Baronin sah den Mörder, der nur einige Schritte von ihr entfernt stand, sie sah ihr Kind in dem weißen Nachtgewande in den Händen des Verbrechers, schnell eilte sie wieder zur Thür; da sich im Hause noch nichts regte, schlug sie mit einem schweren Gegenstande die Füllung der Thüre ein, entriegelte sie und stürzte dem Balkon zu. In diesem Augenblick stieg der Mörder mit seiner leichten Bürde wieder über das eiserne Gartengitter und verschwand in der Dunkelheit der Nacht. Jetzt eilten auch die beiden vom Lärm erwachten Diener und die Köchin herbei, doch von den Mördern war keine Spur mehr zu sehen.

Ohnmächtig sank die junge, unglückliche Frau an der leeren Wiege ihres Kindes nieder. Durch starke Essenzen, durch Bespritzen mit kaltem Wasser erholte sie sich bald. Jeder Versuch, die alte Wärterin wieder in's Leben zurückzuführen, erwies sich nutzlos, denn der Mörder hatte sein Opfer nur zu gut getroffen.

Auch die Dorfbewohner waren jetzt von allen Seiten her-

beigeeilt und durchsuchten, nachdem sie die gräßliche That erfahren, die ganze Gegend nach allen Richtungen hin, doch auch nicht die geringste Spur war von den Mördern zu finden.

Auch die Fußspuren waren von dem noch immer dicht fallenden Schnee bedeckt worden.

„Meinen Wagen," rief die junge Frau, nachdem sie sich schnell angezogen, „ich will nach der Stadt, um sofort die Gerichte von dem schrecklichen Verbrechen in Kenntniß zu setzen, vielleicht, daß ich noch mein unschuldiges Kind errette. Du, Marie, und Ihr Beide kommt mit, auch Euch, Herr Schulze, möchte ich ersuchen, mich in meinem Wagen nach der Stadt zu begleiten, da Euer Zeugniß von großem Nutzen sein kann."

„Sehr gern will ich mit Euch fahren, gnädige Frau, doch weiß ich in der That nicht, gegen welchen Menschen aus meinem Dorfe ich auch nur den geringsten Verdacht aussprechen könnte. Auch die Schifffahrt liegt jetzt wegen des starken Eisganges ganz brach, beim Wirthshaus des Claus, wo sonst Schiffer zu verkehren pflegen, liegt nicht ein einziger Kahn. Ich glaube mit Bestimmtheit, daß wir die Thäter nicht hier, sondern in Berlin zu suchen haben."

Inzwischen war der Wagen der Baronin vorgefahren.

Schnell stieg sie mit dem Schulzen und Marie ein, während die Diener auf dem Bock Platz nahmen, und pfeilgeschwind jagten die tüchtigen Renner nach Berlin.

Am Gartengitter hatte der lange Carl seine Gefährten erreicht und dem Juden den noch immer vor Furcht und Frost wimmernden Knaben übergeben. „Schnell fort," flüsterte er leise, „das ganze Haus ist auf den Beinen, fort zum Wasser, doch nicht bei Claus Hause vorbei. Dorthin eilst Du, Jude, und lieferst den Bengel ab; wir erwarten Dich am Ufer, bring mir aber einen andern Anzug mit, denn meine Kleider sind voll von Blut."

Bald hatten die Männer die Kähne erreicht und waren eingestiegen, während der Jude, unter dem Mantel das Kind tragend, nach dem Wirthshaus eilte.

Die Verbrecher brauchten nicht lange auf ihren Gefährten zu warten, denn schon nach kurzer Zeit erschien er, einige Kleidungsstücke auf dem Arme tragend, am Ufer. Nachdem auch er

eingestiegen, stießen sie ab und steuerten dem jenseitigen Ufer zu. Als der Mörder sich auf dem Wasser Gesicht und Hände vom Blute gereinigt, wechselte er schnell die Kleider, dann wickelte er seine abgelegten blutigen Beinkleider und den zerfetzten Rock um einen im Kahne befindlichen Stein, schnürte dieselben mit einem Strick zusammen und versenkte die Beweise seiner grausigen That in die leise murmelnden Fluthen. Nachdem sie das jenseitige Ufer erreicht und dem tauben Gustav Stillschweigen anempfohlen, verließen sie die einsame Hütte und kehrten einzeln nach Berlin zurück.

Zweites Capitel.

Die Soirée.

Der Morgen war wieder über die Weltstadt Berlin hereingebrochen.

Nur erst ungewisse Nachrichten waren über den in der verflossenen Nacht verübten Mord und Kindesraub in das Publikum gedrungen. Onkel Spener und Tante Voß hatten noch keine näheren Berichte geliefert. Doch die hochlöbliche Polizei, die rächende Nemesis, hatte schon ihre Arme ausgestreckt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Schon in der Frühe des nächsten Morgens hatte sie ihre dienstbaren Geister nach allen Richtungen hin ausgeschickt; das Nationale, die beliebtesten Versammlungsorte der Verbrecher, ihre Art und Weise in Geschäften kannte jeder Polizist. Da waren Verhaftungen über Verhaftungen vorgekommen, bogenlange Protokolle geschrieben, doch kein Beweisgrund war da, diesen oder jenen Inhaftirten mit Bestimmtheit als den Thäter zu bezeichnen. Im Verdacht, die That vollführt zu haben, waren sie alle.

So verfloß der Vormittag, der Nachmittag, der Abend rückte heran und noch immer stand man auf dem alten Punkt.

Man hatte beim Schluß des Büreaus positiv noch nicht den geringsten Anhaltepunkt erhalten und endlich beschlossen, am folgenden Tage mit neuen Verhaftungen vorzugehen.

Im Palais des Grafen von Wesern war heute Abend zu Ehren der Verlobung seiner Tochter eine glänzende Soirée.

Stattliche Equipagen rollten durch die Leipziger-, Mohrenstraße 2c. nach der Wilhelmsstraße, dem Hôtel des Grafen zu.

Prächtig waren die hellerleuchteten Corridore mit seltenen Blumen und Guirlanden verziert, reich betreßte Diener eilten dienstfertig den geladenen Honorationen der Stadt entgegen, um sie in die Empfangs-Salons zu führen. Eine wunderliebliche Musik, ausgeführt vom Orchester des Opernhauses, schallte auf die Straße herab und ließ diesen oder jenen Berliner, der die Straße passiren mußte, trotz Sturm und Kälte einige Minuten verweilen, um sich an den herzansprechenden Tönen zu ergötzen.

Auch so mancher ehrsame Bürger schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er der Gerüchte, die über den Grafen im Umlauf waren, gedachte, wenn er sich der verzweifelnden Lage desselben, die in Berlin schon zum Stadtgespräch geworden, erinnerte. Doch was hatte der stolze Mann zu fürchten? Hatte er doch jetzt einen Schwiegersohn gefunden, wenn auch von bürgerlichem Herkommen, so doch mit einem so bedeutenden Vermögen gesegnet, daß schon mancher Höhergestellte seine Angel nach ihm ausgeworfen. War der Graf Verpflichtungen eingegangen und nicht im Stande dieselben zu lösen, so war ja der zukünftige Schwiegersohn aus Gründen der Ehre gezwungen, dieselben zu decken.

Die Chancen des Edelmannes standen also besser als je zuvor, sein Credit war wieder gerettet, sein Ansehen bei seinen Genossen wieder hergestellt, warum sollte er also nicht eine Soirée geben.

Im feenhaften Glanze strahlten die geräumigen Salons.

Die Toilette der Damen, der Elite Berlins, was Rang, Ansehen und Schönheit nur zu wünschen übrig ließ, waren in ihrem Brillantschmuck unübertrefflich.

Reich besternte Herren in Civil und Uniform bewegten sich mit Leichtigkeit durch die eleganten Räume, hier zu einem Kreis

junger Damen tretend, dort einen alten, geschätzten Bekannten oder Freund begrüßend.

Der Graf von Wesern, ein Mann in den besten Jahren, von echt aristokratischem Aussehen und Manieren, an der Hand die blühende Tochter Elvira und deren Verlobten führend, hatte mit zuvorkommender Höflichkeit und Liebenswürdigkeit seine Gäste empfangen und gleichzeitig mit Bedauern ausgesprochen, daß er seiner zerrütteten Gesundheit wegen so lange das Vergnügen, sie in seinem Hause empfangen zu können, habe entbehren müssen.

Elvira von Wesern, ein junges blühendes Mädchen von kaum siebzehn Jahren, wurde von den eingeladenen Damen mit Herzlichkeit begrüßt, ihr manch schöne Gratulation gesagt, während der Bräutigam, Herr Fabrikant Solph, von den Männern in Beschlag genommen wurde.

Der Fabrikant Solph, ein Mann in den Zwanzigern, von bescheidenem Aussehen und Manieren, hatte vor ungefähr zwei Monaten die Bekanntschaft des Grafen gemacht. Beim Durchblättern der Papiere seines kürzlich verstorbenen Vaters hatte er Wechsel im Betrage von zwanzigtausend Thalern, auf den Grafen von Wesern lautend, vorgefunden, und er als gewiegter Geschäftsmann hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Einkassirung der Schuld zu versuchen. So hatte er Eingang in das Haus des Grafen von Wesern gefunden, und dieser, augenblicklich zahlungsunfähig, hatte beschlossen, da er das Interesse, was Herr Solph gegen seine Tochter nur zu offen darlegte, kennen gelernt, durch ihn den unvermeidlichen Sturz von seinem Hause abzulenken.

Da hatte es manche schwere Stunde zwischen Elvira, die von dem bürgerlichen Bräutigam nichts wissen wollte, und dem strengen Herrn Papa gegeben, doch war sie schließlich auf die Wünsche des Vaters, der ihr seine und auch ihre künftige Lage geschildert, wenn sie nicht die Hand des reichen Mannes annähme, eingegangen, da sie ein sorgenloses, glänzendes Leben, wenn auch ohne Liebe für ihren zukünftigen Gatten, einer hoffnungslosen, traurigen Zukunft vorzog.

Freilich hätte sie lieber ihre Hand dem hübschen Lieutenant,

ihrem Vetter, gereicht, doch auch dieser war unbemittelt und konnte den Sturz von ihrem Hause nicht abhalten.

So war der Tag der Verlobung gekommen, dem in einigen Wochen auch die Hochzeit folgen sollte. — —

Da tönte wieder die prächtige Musik durch die weiten Hallen. Ein rauschender Walzer rief die jungen Damen und Herren zum fröhlichen Tanz.

In einem der kleineren Salons waren mehrere Spieltische arrangirt. Hierher hatten sich ~~die Grafen,~~ mehrere ältere und jüngere Herren und auch einige Damen der Gesellschaft, um den launenhaften Zufällen des Spieles zuzuschauen, zurückgezogen.

An einem der Tische, an dem auch der Graf von Wesern Platz genommen, wurde bedeutend hoch gespielt.

„Noch eine Taille, Herr Baron von Ligny," sagte der Graf, als der Bankhalter, ein Mann in den dreißiger Jahren, mit harten Zügen und lauerndem, stechendem Blick, abgezogen hatte, „noch eine Taille, Herr Baron, Sie müssen uns in der That Revanche geben."

Der Baron mischte mechanisch die Karten und begann eine neue Partie.

Wieder gewann er.

Der Haufen Gold und Papiere nahm immer mehr und mehr zu, während die Mitspielenden immer hitziger und höher setzten.

„Va banque der Dame!" rief ein vom Wein und durch das aufregende Spiel erhitzter Lieutenant. „Va banque der Dame, Herr Baron von Ligny!"

Der Baron, in dessen Gesichtszügen ein augenblicklicher Schrecken sichtbar und dessen Hände zitterten, schien den ungeheuer hohen Einsatz ablehnen zu wollen.

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann in's Zimmer und stellte sich dem Gastgeber vor. Das Spiel wurde hierdurch auf einige Augenblicke gestört.

„Ach, mein lieber von Neudorf," rief der Graf freundlich, „ich hatte in der That nicht gehofft, Sie noch heute hier zu sehen, da ich von dem schrecklichen Unglück, das Ihre Frau Schwägerin betroffen, gehört. Haben Sie denn gar nichts Näheres über den Thäter und über den Verbleib Ihres Neffen erfahren können?"

„Bis jetzt noch nicht das Geringste, Herr Graf,“ entgegnete der Baron von Neudorf mit etwas zitternder Stimme, die man seiner augenblicklichen Aufregung und seiner Besorgniß über den Verbleib des Kindes zuschrieb, „schon gleich nach der That sind alle Maschinen in Bewegung gesetzt, die Polizei hat alle Kräfte angespannt, doch wie gesagt, noch nicht der geringste Beweis. So eben komme ich von meiner unglücklichen Schwägerin und werde mir erlauben, mich bei Ihnen, Herr Graf, zu beurlauben, da ich in der That zu aufgeregt und von den Anstrengungen des Tages übermüdet bin. Bitte also sich nicht im Spiel stören zu lassen.“

„Einen Augenblick, Herr Baron,“ entgegnete der Graf, „der Lieutenant von Hoch hat so eben va banque geboten, dann stehe ich zu Ihrer Disposition, um Sie meinem zukünftigen Schwiegersohne vorzustellen.“

Der Baron von Neudorf hatte seinen Hut auf einen leerstehenden Sessel gestellt und nahm am Spieltische Platz.

Herr von Ligny hatte seine frühere Ruhe wieder erlangt und schaute den Lieutenant fragend an, ob er noch auf seinen Einsatz bestände.

„Gewiß, Herr Baron, ziehen Sie nur ab, es bleibt dabei, va banque der Dame.“

Mit sehr neugierigen Blicken betrachteten die Zuschauer das gräßliche Spiel, bei dem in einigen Minuten vielleicht das Vermögen einer ganzen Familie, die Existenz eines jungen hoffnungsvollen Mannes zu Grunde ging.

Herr von Ligny zog mit der größten Seelenruhe Karte auf Karte ab und noch immer erschien nicht die verhängnißvolle Dame.

Da, — — — ein kurzer Schrei, — ohnmächtig sank der junge Mann vom Stuhl, — die Dame war zu Gunsten des Bankhalters gefallen.

Eine achtbare Familie war durch den Leichtsinn, durch die entsetzliche Leidenschaft des Sohnes zum Spiel, an den Bettelstab gebracht.

Mehrere Diener waren herbeigeeilt und hatten den bewußtlosen jungen Mann in ein Nebenzimmer geführt.

Die strengen und kalten Züge des Barons von Ligny waren

bei diesem Vorfall noch ruhiger, kälter geworden. Mit der größten Gleichgültigkeit zählte er das vor ihm liegende Geld.

„27,500 Thaler, meine Herren, beträgt der Gegensatz.“

Dann erhob er sich und trat in den Tanzsaal. Auch die anderen Herren hatten die Lust am Spiel verloren.

Um sich vom Grafen von Wesern vorstellen zu lassen, griff der Baron von Neudorf nach seinem Hut, als ihm im Futter desselben versteckt, ein kleines Papier in die Augen fiel. Hastig steckte er es zu sich und verließ nach geschehener Vorstellung das Palais. —

Ein blasser, junger Mann, auf dessen schön geformten Gesichtszügen ein unverkennbarer Ausdruck von Adel lagerte, die jedoch durch eine auf der Stirn befindliche tiefe Narbe etwas Düsteres und Finsteres erhielten, war den Bewegungen des Herrn von Neudorf mit Aufmerksamkeit gefolgt und trat jetzt auch zum Grafen heran, um sich bei ihm zu verabschieden.

„Ach, Herr von Treville, schon so früh wollen Sie aufbrechen, Sie, der Sie sonst so lebenslustig durch Ihre Heiterkeit und Laune eine ganze Gesellschaft zu beleben wußten, sind jetzt so ernst und schweigsam geworden, daß man in Ihnen kaum den früheren, lebensfrohen Mann erkennen kann?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, werther Herr Graf,“ entgegnete der junge Mann mit etwas affectirtem Ton, „meine Nerven haben in der letzten Zeit sehr gelitten und die eben erlebte Scene im Spielzimmer hat mich unendlich angegriffen. A la bonheur, Herr Graf, da wollt ich Sie um eine kleine Gefälligkeit, die den Herrn von Hoch betrifft, bitten. Er scheint noch immer krank zu sein, sonst hätte ich mich schon selbst an ihn gewandt. Wenn Sie die Güte hätten, ihm diese Karte zuzustellen, so würden Sie mich unendlich verbinden.“

„Sehr gern zu Diensten, Herr von Treville, bedaure nur unendlich, Sie schon so früh scheiden zu sehen.“

Hier wurde die Unterhaltung der beiden Männer durch einige hinzutretende Herren unterbrochen. Herr von Treville empfahl sich und verließ die gräflichen Salons.

Noch lange rauschte die herrliche Musik durch die weiten

Hallen des gräflichen Palastes und erst gegen Anbruch des Tages fuhren die letzten Equipagen heim. —

Zum Schutz gegen die schneidende Kälte in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, ging Herr von Treville, nachdem er das Palais des Grafen von Wesern verlassen, mit scharfem Schritt die Wilhelmsstraße entlang nach den Linden zu, bog hier rechts ein und verfolgte sie bis zu ihrem Ende. An der Ecke der Schloßfreiheit hielt er einen Augenblick an, als wollte er die einzuschlagende Richtung überlegen.

„Nein, es muß sein," murmelte er leise, „sonst könnte leicht Gefahr aus ihrer Unklugheit entstehen."

Der Graf ging schnell weiter und verlor sich im Gewirr der Straßen der Königsstadt. — —

Herr von Neudorf hatte nach dem Verlassen der Soirée seinem Kutscher nach Hause zu fahren befohlen. Er selbst trat in ein feines unter den Linden gelegenes Café und nahm von den übrigen Gästen entfernt Platz.

Als er sich von Gästen und Kellnern unbeachtet glaubte, nahm er den im Hut gefundenen Zettel hervor und las denselben.

„Endlich also Nachricht," murmelte er leise, als er die wenigen Zeilen gelesen, „vor Ungeduld und Unruhe konnt' ich mich kaum lassen. Den ganzen Tag über diese schreckliche Ungewißheit, wie die Sache abgelaufen. Die Klagen und das Heulen des Weibes über ihren verschwundenen Sohn und über die Ermordung der alten Wärterin hören zu müssen, ist kaum zu ertragen gewesen. Ihr stets Trost und Hoffnung einflößen zu müssen, ihre fortwährenden unsinnigen Fragen zu beantworten, ist mehr, als ein Mensch ertragen kann.

„Ich möchte nur wissen, wo sie den Jungen hingebracht haben, am besten wäre es schon gewesen, wenn sie ihn gleich kalt gemacht hätten, dann brauchte man wenigstens nichts mehr zu fürchten. — Wie mich der Kerl, der Criminal-Commissarius, heut anglotzte, als ob er mich, weil ich nun alleiniger Erbe, für den Thäter hielt; seine zweideutigen Fragen waren mir entsetzlich peinigend, doch habe ich ihm gut gedient und meine liebenswürdige Schwägerin auch, so daß er das Wiederkommen wohl vorläufig vergessen wird."

„Doch die Sache ist gefährlich, mich heut Abend an dem bestimmten Orte einzufinden, denn wahrscheinlicher Weise werde auch ich von der Polizei auf Schritt und Tritt verfolgt. Was soll ich thun? — Hingehen muß ich unter allen Umständen, aber wie verlaß ich das Haus hier, denn möglicherweise erwartet mich unten ein Polizist. Ha, da fällt mir etwas ein! Das Haus hat ja einen Durchgang nach der Mittelstraße, und wenn ich den benutze, so ist darin nichts zu finden, da ich so meine Wohnung schneller erreichen kann. — Unerklärlich nur ist es mir, wie das Papier in meinen Hut gekommen, es muß doch unter allen Umständen auf der Soirée gewesen sein. Na, ich werde das ja hoffentlich heut noch erfahren. Nun aber ist es Zeit, aufzubrechen, denn der Weg ist weit und die drückende Hitze hier oben schnürt mir die Brust zusammen."

Der Baron erhob sich und verließ so still wie er gekommen das Café.

Als er den Durchgang nach der Mittelstraße passirte, blieb er einige Minuten stehen, um zu lauschen, ob er vielleicht verfolgt würde, doch kein Laut ließ sich hören; den Baron von altem Adel hatte man nicht in dem Verdacht einer so grauenvollen That, wie sie in der vorigen Nacht verübt worden.

Verlassen wir jetzt auf kurze Zeit den Baron und wenden wir uns einem andern Orte zu, wo wir die Verbrecher der vergangenen Nacht wiederfinden.

Drittes Capitel.

Die blutige Hand.

Es war ein unbedeutendes Haus in einem Quergäßchen der Linienstraße.

Kein Licht an der Außenseite des Hauses zeigte, daß im Innern noch Leben, kein Wirthshausschild verrieth dem harmlosen Vorübergehenden oder dem forschenden Auge eines Poli-

ziſten, daß hier ein Local, und beſonders ein Local, das von den größten Verbrechern Berlins ſehr ſtark frequentirt wurde, im Verborgenen exiſtire. Kein Poliziſt ahnte, daß hier die größten Verbrecher Berlins ihr Nachtquartier aufſchlugen, daß ſie hier ihre nächtlichen Orgien abhielten.

Es war das ſchon im vorigen Capitel erwähnte Local „die blutige Hand“.

Im Erdgeſchoß wohnte ein ehrſamer Tiſchlermeiſter mit ſeiner jungen niedlichen Frau. Da war eine ſchöne eingerichtete Werkſtatt, zerſchnittene Bretter, halbfertige Möbel, und die auf der Erde umhergeſtreuten Hobelſpähne bewieſen deutlich, daß hier recht fleißig gearbeitet wurde.

Die erſte Etage hatte ein reicher jüdiſcher Rentier bezogen, der hier, wie das Gerücht ſagte, fern von der Welt immer und immer nur ſeine vollen Geldſäcke betrachtete und das Gold Tag und Nacht durch ſeine Finger gleiten ließ, um ſich an dem Anblick desſelben zu ergötzen.

Dies waren die einzigen Miether des unſcheinbaren Hauſes.

Schon ſeit einigen Jahren hatte der jüdiſche Rentier das Haus käuflich in ſeinen Beſitz gebracht, keine Klage war jemals über das Treiben bei der Revier-Polizei anhängig gemacht, es wohnten Leute im Hauſe, die dort nichts zu ſchaffen hatten.

Werfen wir einen Blick in die obere Etage.

Die vorderen Zimmer des jüdiſchen Rentiers waren mit allem Comfort und jeder möglichen Bequemlichkeit eingerichtet. Da waren hohe venetianiſche Wandſpiegel, prächtig geſchnitzte Tiſche und Stühle, ſchwellende Sophas, kurz, Mobilien, wie ſie nur in den Häuſern der reichſten Leute zu finden. Eine kaum in der Wand ſichtbare Tapetenthür bildete den Eingang zum Hintergebäude. Es ſchien geräumiger als das Vorderhaus.

In dem Erdgeſchoß waren mehrere kleine Schlafzimmer, die, durch Thüren mit einander verbunden, eine einzige Wohnung bildeten. Das Meublement war hier mehr als einfach zu nennen, denn außer zwei Betten, die in jedem der Zimmer aufgeſtellt waren, zeigte ſich faſt nichts, was zur Bequemlichkeit der Bewohner geeignet war. Es ſchien, als ob der jüdiſche Rentier hier einen Gaſthof für die unbemittelte Bevölkerung Berlins hielt.

In dem oberen Raume befand sich ein geräumiger Saal und ein daneben gelegenes kleineres Zimmer.

Verweilen wir hier einige Zeit.

Auch die Einrichtung des Saales war höchst dürftig zu nennen; denn außer einem rohgearbeiteten langen hölzernen Tische un dergleichen Bänken und Stühlen, einem in der Ecke angebrachten Schänktisch, bot sich nur wenig dem Auge des Beschauers dar. Am Tisch hatten mehrere Männer Platz genommen.

Da saß der lange Carl mit seinem grauenerregenden Gesicht, der schöne Franz, der dickwänstige Wirth Claus, der taube Gustav und noch einige andere Bekannte der verflossenen Nacht. Ein großer Kübel dampfenden Punsches, den die Männer mit sichtlichem Behagen aus großen Gläsern tranken, stand in der Mitte des Tisches.

„Ha, ha," lachte der lange Carl, „die können lange suchen, ehe sie uns hier auffinden. Die wohllöbliche Polizei wird sich wohl schon den Kopf nach der Spur zerbrochen, Verhaftungen über Verhaftungen vorgenommen, Belohnungen ausgesetzt haben, um die Thäter zu erforschen. Es war doch ein verflucht Stück Arbeit in der verflossenen Nacht, und ich möcht' es nicht nochmals durchmachen; denn sie waren uns ziemlich dicht auf den Fersen und hätten uns sicher erwischt, wenn uns nicht die Dunkelheit der Nacht begünstigte. Das tolle Weib brachte ja mit ihrem wahnsinnigen Geschrei das ganze Dorf in Aufregung. Ein Glück für uns, das wir zu Wasser gekommen; denn sonst war an ein Entkommen nicht zu denken."

„Ja, ja," entgegnete der dicke Claus, „Ihr waret kaum fort, als sie bei mir nachsuchten, ob ich etwa Fremde im Hause hätte. Ich stellte mich natürlich sehr entrüstet darüber, daß man mir zumuthe, fremdem Gesindel in meinem ehrsamen Hause Herberge zu geben, doch beruhigte man mich, da es doch möglich sei, daß ich fremden Schiffern Herberge gegeben. Ein Glück für mich, daß ich den Range nach dem Keller gebracht; denn trotz des festen Pfropfens im Munde wimmerte die Kröte doch. Mir war es übrigens recht angenehm, daß die Esel kamen; denn so zertrampelten sie vollständig die Fußspuren des Juden, die doch im Schnee hätten sichtbar sein können."

„Wo ist der Bube jetzt?“ fragte der schöne Franz.

„Hier im Hause,“ entgegnete Claus, „ich habe ihn zu dem Rentier in Pflege gebracht. Da wird er es hoffentlich recht gut haben. Kräftige Nahrung, gute Behandlung, feine Kleider —“

„Ha, ha!“ lachte die wüste Verbrecherbande.

„Wo mag nur heut unser jüdischer Rentier und der ehrsame Tischlermeister bleiben?“ fragte der lange Carl. „Es ist doch ein famoser Kerl, der Jude, zu jedem Geschäftchen, wo's was zu verdienen giebt, prächtig zu gebrauchen. Ich hätte dem Kerl wahrhaftig nicht so viel Muth zugetraut, wie er in der Nacht bewiesen. Ich wäre nach der That nicht mehr zu Claus geeilt, denn ich war froh, als ich auf dem Wasser war.“

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thür und der bucklige Jude Salomon und ein anderer Mann traten herein.

„Aha,“ da ist ja unser Rentier und der ehrsame Meister,“ brüllte der schöne Franz; „was in aller Welt fällt Euch denn ein, uns so lange allein zu lassen? Was hast Du gelöst aus den Pretiosen, Jude?“

„Habe nicht gelöst viel,“ entgegnete Salomon, „die Sachen waren hohl und haben gehabt wenig Werth, die Steine sind gewesen falsch, habe ich sie zerschlagen, um nicht zu kommen in Verdruß und Schulden. Werde Euch geben jedem zehn Thaler, habe ich nichts behalten für meine Bemühung und die Gefahr allein auf meinem Hause.“

„Verfluchter alter Gaudieb!“ brüllte Franz, „die Sachen sind nicht hohl und die Steine nicht unächt gewesen. Wenn Du nicht redlich theilst, zerbreche ich Dir die Knochen im Leibe.“

„Gott soll behüten und bewahren, was Du wieder sagst, Franz. Will ich sein verflucht und zerschlagen, wenn ich habe gehabt einen einzigen Thaler Vortheil. Die Sachen waren hohl und die Steine unächt.“

„Na, denn her damit, nichtswürdiger Jude. Daß Du uns betrügst, wissen wir ja doch Alle.“

Heftig wurde in diesem Augenblick an der Klingel gezogen. Salomon und der Tischler eilten nach den vorderen Zimmern, während sich die Männer bestürzt ansahen.

„Er ist da,“ sagte Franz ganz kleinlaut, „das höre ich am

Schellen der Klingel. Wahrhaftig, wissen möcht ich, wer und was eigentlich unser Hauptmann, der schwarze Jacques, ist. Noch niemals habe ich ihn, außer in diesem Hause und gestern bei Vater Claus gesehen. Spurlos verschwindet er stets und ehe wir uns von unserer Bestürzung erholt, ist er fort wie der Wind."

„Ich habe so meine eignen Gedanken," entgegnete flüsternd der lange Carl, „Gewißheit hab' ich allerdings nicht, doch eine so auffallende Aehnlichkeit ist mir niemals vorgekommen. Freilich Bart und Haare waren hellblond, doch da giebt's ja genug Färbemittel, sie schwarz zu machen. Doch, wenn ich es mir richtig überlege, so ist es eigentlich unmöglich, daß er ein so großer Herr sein und zu den höchsten Personen Zutritt haben sollte."

„Erzähle uns, Carl," baten fast alle Anwesenden, „erzähle uns, was Du gesehen hast."

„Es mögen wohl jetzt drei Monate her sein, es war zur Zeit, als die hohen Herrschaften zur Vermählungsfeier hier waren — als ich die Linden entlang gehend nach dem Schloßplatz kam. Eine ungeheure Menge neugieriger Menschen hatten das Eingangsportal zum Schloßhof belagert, um die geladenen Gäste aussteigen zu sehen.

„Theils aus Neugierde, theils in der Hoffnung, dort im Gedränge der Volksmenge ein gutes Geschäftchen machen zu können, trat ich heran und betrachtete mir die geputzten Herren und Damen. Plötzlich kam eine Equipage im scharfen Trabe heran und hielt am Schloßportal. Ein junger Mann im feinsten Civil-Anzuge, auf der Brust mit mehreren Sternen decorirt, sprang zum Wagen hinaus und eilte mit elastischem Schritt die Treppenstufen hinauf. Donnerwetter, der schwarze Jacques, dacht ich bei mir. Dieselbe Figur, dasselbe Gesicht, dieselben leichten Bewegungen, nur Kopf- und Barthaar vollständig hellblond. Da willst du doch warten, bis er wieder herauskommt, dachte ich in meinem Sinn und suchte mir durch Stoßen und Drängen noch einen besseren Platz zu verschaffen, um ihn beim Verlassen des Schlosses noch genauer betrachten zu können."

„Endlich nach langem Warten waren die Vorstellungen zu Ende und die leeren Equipagen fuhren wieder vor, um ihre Herrschaften aufzunehmen. Nicht lange brauchte ich mehr zu

warten, denn bald darauf erschien mein Mann auf der Treppe. Ich hatte mich so weit wie möglich vorgedrängt und konnte ihn nun ganz genau beobachten. Wahrhaftig, diese Aehnlichkeit war zu groß. Da fiel sein Blick auf mich. Mit seinen großen Augen sah er mich starr an und sprang dann schnell in den Wagen, der mit rasender Eile davonrollte. Verlegen hatte ich den Blick zu Boden geschlagen, ich zitterte an Händen und Füßen. Zuerst wollt' ich der Equipage nacheilen, doch war es mir unmöglich; kaum konnt' ich die Füße heben, so hatte mich sein furchtbarer Blick erschreckt. Ein tüchtiger Schluck machte mich wieder zum Menschen."

„Wie kannst Du nur denken," entgegnete Claus, „daß der Herr, der doch wahrscheinlich zu den höchsten Standespersonen gehört, der schwarze Jacques ist? Er mag vielleicht Aehnlichkeit mit ihm haben, das gebe ich recht gern zu, doch findet man solche ja so häufig. Weiß Gott, Carl, wenn ich Dich sehe, denke ich immer, mein Kettenhund, der Sultan, steht vor mir, denn solche Aehnlichkeit habt ihr Beide und seid doch nicht ein und dieselbe Person."

„Halte Dein gottloses Maul, altes Bierfaß!" brummte der lange Carl, während er seine Kehle durch einen tüchtigen Schluck befeuchtete und über das Gelächter seiner Gefährten nur mit den Achseln zuckte, — „glaube allerdings selbst nicht steif und fest, daß er es gewesen, aber die Aehnlichkeit war in der That sehr groß."

Der schöne Franz, der mit großer Aufmerksamkeit der Rede des langen Carl gefolgt war und ein höchst bedenkliches Gesicht machte, sagte in der größten Zuversicht zu seinem Gefährten: „Ja, ja, Carl, Du hast Recht, die Aehnlichkeit ist ungeheuer groß, auch ich sah vor einigen Tagen den Mann. Es war bei der Hubertusjagd. Hoch zu Pferde ritt er an der Seite des Fürsten X. Wer es ist, wo er wohnt, habe ich nicht erfahren können. Doch auch mir scheint es ganz unmöglich, daß er und unser Hauptmann ein und dieselbe Person sei."

„Nun ja, ich sage es Euch ja," entgegnete Claus, „er sieht dem schwarzen Jacques eben so ähnlich, wie der lange Carl meinem Sultan."

Die Thür öffnete sich wieder und Salomon und der Tischler traten in den Saal zurück.

„Vor allen Dingen,“ begann Salomon, „befiehlt der schwarze Jacques, daß Ihr Euch vorläufig hier im Hause verborgen haltet, bis über die letzte Nacht ein wenig Gras gewachsen, daß Keiner von Euch zu Vater Engel geht, denn dort würde er sofort verhaftet, und schließlich, daß hier im Hause weniger Scandal und Geschrei ist, da sonst die ganze Nachbarschaft in Aufruhr kommt und dieser sichere Ort hier aufgegeben werden müßte. Euer Geld werde ich Euch auszahlen, doch seid vorsichtig bei Verausgabung desselben, sonst könntet Ihr Euch leicht die Polizei auf den Hals laden. Bei mir werdet Ihr übrigens ebenso gut bedient als dort, bleibt also einige Wochen in dem sicheren Versteck. — Du, langer Carl, hast vor allen Dingen nöthig, Dich so lange wie möglich zu verbergen, und könntest Dich bereit halten, auf einige Zeit das Land zu verlassen.“

„Verdammte Geschichte,“ entgegnete der Lange, „man hat das schwerste Stück Arbeit zu thun, wälzt die größte Gefahr auf seinen Hals, der Verdienst ist nicht besser, wie ihn die Andern haben, und nun soll man noch zu guter Letzt per Schub aus dem Lande gebracht werden. Ha, Jude, für den Dolchstoß bekomme ich noch fünf Thaler extra?“

Bald zog sich die saubere Gesellschaft, die von der vorigen Nacht noch sehr ermüdet war, nach ihren Schlafstellen zurück. —

In dem mittleren der nach der Straße belegenen Zimmer ging ein junger Mann mit hastigen Schritten auf und ab. Die Blässe seiner Gesichtszüge wurde durch das fahle Licht, das von der Decke herab nur spärlich das Zimmer beleuchtete, noch gehoben, ein höhnisches, eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen, die zierlichen Hände waren krampfhaft geballt. Den breiten Filzhut und den langen Mantel hatte er nicht abgelegt.

„Nein,“ flüsterte er leise, „dieser Mensch, der Ligny, treibt es wirklich zu arg. Mit welcher Ungeschicklichkeit er die Karte schlug. Wäre der Neudorf nicht eingetreten, so hätten es alle Mitspieler bemerken müssen. Ich muß ihn mit Ehren bei Seite schaffen, sonst bringt er mich in Ungelegenheiten. Er mag auf ein halbes Jahr Berlin verlassen. Wenn er dann zurückkehrt

und wieder zu den vornehmen Kreisen Zutritt findet, dann weiß Niemand mehr, daß ich ihn vor Jahr und Tag in die Gesellschaft eingeführt habe. — — Wo nur der Blenker bleibt? Sollte er etwa verhaftet sein, dann könnte allerdings die kleine Alice das Haus schon verlassen haben. Unter allen Umständen muß ich ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren suchen, denn sie kann mir von unendlichem Nutzen sein."

Die Glocke an der Eingangsthür des Hauses wurde gezogen.

„Das ist ein Fremder, sonst benutzte er den andern Eingang," fuhr der Mann fort, „wahrscheinlich Baron von Neudorf."

Vom Juden Salomon eingeführt, trat gleich darauf der uns schon bekannte Baron von Neudorf in's Zimmer.

„Sie haben also meine Karte auf der Soirée des Grafen von Wesern erhalten? Doch was frage ich, sonst würde ich Sie ja nicht hier sehen."

„Allerdings, mein Herr," entgegnete der Baron, „bin ich sehr überrascht, wie Sie es möglich machen konnten, mir gerade dort ein Billet zuzustecken."

„Das wird wohl bei der scandalösen Spielgeschichte, wo der junge von Hoch über seinen Verlust ohnmächtig wurde, geschehen sein," antwortete der räthselhafte Mann.

Immer größer wurde das Erstaunen des Barons, als er von diesem Manne, den er zum Werkzeuge seiner Verbrechen auserkoren hatte, Begebenheiten hören mußte, die er selbst erst vor einigen Stunden in dem Palais des Grafen Wesern, wo heute gerade die Elite der höchsten und gebildetsten Gesellschaft nur Zutritt gehabt, erlebt hatte.

„Doch kommen wir zur Sache," fuhr er gleichgültig fort, „bringen wir unsere Geschichte zu Ende. Sie werden selbst schon gehört haben, daß die That vollbracht und das Kind seiner Mutter entführt ist. Es befindet sich in sicherem Verwahrsam und wird, wie Sie es selbst gewünscht haben, in einigen Tagen aus dem Lande geschafft werden. Ich bitte Sie deshalb, diese beiden Documente, wie es nach unserer Verabredung festgestellt war, gefälligst unterzeichnen zu wollen.

Nachdem der Baron die Papiere sorgfältig geprüft, unterzeichnete er.

„Noch eins, Herr Baron, ehe sie sich entfernen. Sollten Sie wieder nach den Begebenheiten der letzten Nacht gefragt werden, so bemühen Sie sich, Ihrer Stimme etwas mehr Festigkeit zu geben und Ihre Gesichtszüge mehr in Ihrer Gewalt zu haben. Heute in der Soirée schrieb man das Ihrer inneren Aufregung und Ermattung zu, die Sie auch sehr gut zu documentiren verstanden; ein ander Mal könnte Dieser oder Jener leicht so seine eigenen Gedanken haben."

Bei diesen Worten verbeugte er sich gegen den Baron und winkte ihm mit der Hand ein Zeichen der Entlassung zu.

Ganz verwirrt über die Art und Weise des räthselhaften Mannes, verließ der Baron eilig das Haus und eilte seiner Behausung zu.

Gleich nach seiner Entfernung trat Salomon wieder in's Zimmer, um die Befehle des Fremden in Empfang zu nehmen.

„Wie ich Dir schon vorher gesagt, Salomon, hast Du den Knaben sorgfältig und gut zu behandeln, denn ich werde mich hin und wieder nach ihm erkundigen. Halte die Männer so lange wie möglich zurück, bis die Sache etwas eingeschläfert, und verlasse Du selbst bei Leibe das Haus nicht, sonst könnten die Patrone Unfug treiben. Sollte Blenker herkommen, so bestelle ihn auf übermorgen Abend. Ich muß ihn unter allen Umständen sprechen, um den Aufenthaltsort von Alice durch ihn zu erfahren. Ich selbst werde Erkundigungen einziehen, ob er etwa verhaftet, und sollte dies der Fall sein, dann werde ich einen Anderen für diesen Auftrag bestimmen. Jetzt bist Du entlassen."

Salomon entfernte sich mit dem Versprechen, die Befehle genau und pünktlich auszuführen.

Kaum hatte sich die Thür hinter Salomon geschlossen, als auch der räthselhafte Fremde durch eine, dem Auge des Uneingeweihten unsichtbare Tapetenthür verschwand.

Viertes Capitel.

Das Duell.

Schon in der Frühe des nächsten Morgens war im Hause des Herrn von Treville viel Leben und Bewegung. Geschäftig eilten die Diener hin und her, reinigten die Stuben, stäubten das glänzende Mobiliar ab, dekorirten mit prächtigen Topfgewächsen und Guirlanden Flur und Treppen und befleißigten sich einer Eile, wie man sie nur selten bei Dienstboten findet.

Auch die glänzende Equipage wurde schon auf dem Hofe vom Kutscher gewaschen; denn Herr von Treville hatte um ein Uhr den Wagen befohlen.

Severin von Treville, von Geburt ein Franzose, war vor zwei Jahren von Paris nach Berlin gekommen, um eine Zeit lang die Annehmlichkeiten der Haupt- und Residenzstadt Preußens zu genießen.

Wie die Fama sagte, habe er Paris eines Duells wegen, das er wegen einer Dame mit einer hohen Person gehabt und bei welchem er so glücklich oder unglücklich gewesen, seinen Gegner zu erstechen, verlassen müssen.

Sein Vermögen mußte im Verhältniß zu seinen Ausgaben bedeutend sein. Wer gab so wahrhaft fürstliche Feste, wie Herr von Treville? Wem hatten die ärmeren Bewohner Berlins so viel milde Gaben zu verdanken als ihm, der stets mit vollen Händen austheilte? Wer gab Freunden und Bekannten, wenn sie in Geldverlegenheiten waren, so bereitwillig und in so liebenswürdiger Weise Darlehne wie er?

Severin von Treville wurde von allen seinen Freunden und Bekannten geachtet und geliebt, zu ihm drängten sich junge Leute aus dem ältesten Adel, bei ihm waren alle Schöngeister der Hauptstadt versammelt.

Das weibliche Geschlecht schien er zu fliehen; denn wenn auch seine Feste stets durch einen auserlesenen Damenflor glänzten,

so konnte sich doch keine Schöne rühmen, nur auf kurze Zeit das Interesse des feinen, liebenswürdigen Franzosen errungen zu haben. Man flüsterte sich allgemein zu, daß er sein Herz in Frankreich verloren habe.

Herr von Treville hatte durch sein feines Benehmen sich Eingang zu den höchsten Personen und Kreisen zu verschaffen gewußt. Jede Gesellschaft war stolz, ihn in ihrer Mitte zu sehen. Höher glühten die Damen, heftiger wogte ihr Busen, wenn der schöne, junge Mann in ihrer Mitte erschien und die geistreichsten Worte aus seinem Munde flossen.

Auch heute sollte wieder im Hotel des Herrn von Treville ein großartiges Fest, zu dem die höchsten Personen geladen, gegeben werden.

Gegen neun Uhr hatte sich Herr von Treville erhoben und arbeitete nun schon seit Stunden in seinem Bibliothekzimmer.

Plötzlich schellte er, und ein alter Diener, das Factotum seines Herrn, trat geräuschlos ein.

„Wenn der Lieutenant von Hoch mich sprechen will, so melde ihn an, für einen Andern bin ich nicht zu sprechen.“

Der Diener verbeugte sich ceremoniell und entfernte sich.

„So,“ sprach Herr von Treville leise vor sich hin, „so wird es, muß es gehen. Er kann sich mir nicht widersetzen, er ist in meiner Gewalt, und vielleicht kann ich später wieder gut machen, was jetzt verdorben. Doch nun zu andern Angelegenheiten. Die Sache mit Hoch ist mir recht fatal. Wenn sie den Sohn nicht fallen lassen will, muß die Familie vollständig zu Grunde gehen. Er ist sonst ein so bescheidener, bedächtiger, junger Mann, daß ich mich in der That wund're, wie er sich so weit hinreißen lassen konnte. Und das arme Wesen, seine Schwester, auch sie wird dadurch vollständig zu Grunde gerichtet, das ganze geringe Vermögen muß hingegeben werden, um die Ehre des einzigen Sohnes zu retten, und sie ist dann vielleicht gezwungen, ihr Brod bei andern Leuten zu erwerben. Die alte Mutter wird den Schlag nicht lange überleben. Da muß ich eingreifen, denn die brave Familie ist mir lieb und werth. Da ist ein junges Leben vom Verbrechen, vielleicht vom Selbstmord zu retten. Soll ich anspannen lassen, um ihn aufzusuchen? Nein, das wäre zu un-

delikat, wenn ich hoffentlich als großmüthiger Beschützer auftreten würde, da ginge am Ende der Ruf der tugendhaften Bianca zu Grunde, denn keine Stunde wäre vergangen, so wüßte ganz Berlin, daß ich bei Hoch's gewesen, und wenn man in Erfahrung brächte, daß die Schuld an Ligny bezahlt, so würde ich allgemein als Ursache genannt werden. Es ist jetzt elf Uhr, also noch Hoffnung, daß er meiner Einladung, die ihm doch jedenfalls Wesern gegeben, Folge leisten wird. Doch da tritt ja Anton ein. Nun, was giebts, Anton?"

„Der Herr von Hoch wünscht Euer Gnaden zu sprechen."

„Gott sei Dank," murmelte leise Herr von Treville, „Gott sei Dank, daß er da ist." Laut setzte er hinzu: „Laß den Herrn eintreten."

Der Lieutenant trat ein.

Eine Leichenblässe lagerte auf den schönen Zügen des jungen Mannes. Man sah es ihm an, wie unendlich viel er während der Nacht gelitten.

„Entschuldigen Sie, Herr von Treville," begann der Lieutenant mit leiser, zitternder Stimme, „daß ich schon so früh Sie zu stören wage. Doch die Nothwendigkeit zwingt mich dazu, von Ihnen eine Gefälligkeit zu erbitten, die kein Ehrenmann dem Andern abschlagen darf."

„Mit dem größten Vergnügen, lieber Herr von Hoch, bin ich zu jedem Dienst bereit," entgegnete freundlich der Hausherr, nachdem er seinen Gast zum Sitzen genöthigt. „Alles, was ich besitze, steht zu Ihrer Disposition, alles, was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun."

„Sie waren bei der gestrigen Spielpartie zugegen," fuhr Hoch fort, „die verlorene Summe betrug, wie Sie wohl wissen werden, 27,500 Thaler. Die drückende Hitze, der genossene schwere Wein, der schreckliche Verlust, den ich leichtsinniger Weise selbst herbeigeführt, umnachteten meine Sinne, ich fiel in Ohnmacht. Bald nachher erholte ich mich und verließ die Soirée. Heute Morgen, es war kaum sieben Uhr, erhielt meine arme Mutter einen Brief von dem Baron Ligny. Er theilte ihr die Begebenheiten der Nacht mit und eröffnete ihr gleichzeitig, daß er, wenn er nicht bis Mittag in Besitz der Summe sei, sofort

andere Schritte ergreifen würde. Wenn sie ihm dagegen den Besitz ihrer Tochter zusage und Fräulein Bianca ihm schriftlich ihre Zusage zusenden würde, so wolle er das gestrige Spiel als nicht geschehen betrachten."

Herr von Treville hatte sich hastig erhoben und schritt ungestüm im Zimmer auf und ab.

„Der Hallunke," murmelte er leise, „dieser Schurke wagt sich an ein unschuldiges Mädchen, um sie mit seinen Heirathsanträgen zu besudeln. — Und was haben Sie ihm geantwortet, Herr Lieutenant?" fragte er schnell.

„Ich habe ihm den Betrag meiner Schuld überbringen lassen. Hier ist der Empfangsschein."

Sprachlos vor Erstaunen starrte Herr von Treville auf den jungen Soldaten.

„Bester Hoch," rief er leidenschaftlich, indem er gleichzeitig die Hand des Lieutenants ergriffen und heftig drückte, „bester Hoch, das geht nicht mit rechten Dingen zu, oder haben Sie etwa . . . . . ?"

„Lassen Sie mich fortfahren, Herr von Treville. Frei und offen kann ich es Ihnen gestehen; denn Sie sind ein edler Mann und machen keinen Mißbrauch von Anderer Geheimnisse; meine gute Mutter hat den letzten Rest ihres Vermögens erhoben, von dessen Zinsen sie und meine Schwester bis jetzt gelebt."

„Schrecklich, schrecklich," flüsterte Herr von Treville leise.

„Nein, hören Sie das Ende meines Berichts und meine Bitte. Mit freudigem Herzen hat meine unglückliche Mutter das Opfer gebracht, um meine Ehre vor den Augen der Welt, um meine Stellung zu retten; doch die Ehre meiner Familie ist durch diesen schamlosen Schurken besudelt worden, ich muß Genugthuung haben. Dahin geht meine Bitte, Herr von Treville, mein Secundant zu sein. Noch heute Vormittag soll die Sache zu Ende geführt werden."

„Es sei so," entgegnete Treville, „und wenn er Satisfaction verweigert, dann werde ich ihn mit meiner Reitgerte züchtigen. Doch vorher müssen wir noch schnell einige andere Angelegenheiten ordnen.

„Herr von Hoch," fuhr Treville mit leise zitternder Stimme

fort, „ich liebe Ihre Schwester Bianca. Bianca's und Ihrer Frau Mutter Existenz wäre, im Fall der Ausgang des Duells für Sie unglücklich wäre, durch eine Heirath mit mir gesichert, doch auch ich kann sterben, da ich in nächster Zeit in ähnlicher Weise wie Sie bedroht werde."

„Mag nun der Ausgang sein, welcher er will, mag mich Ihre Fräulein Schwester ausschlagen, oder nicht, so ist es unser Beider Pflicht, für ihre Zukunft zu sorgen. Erlebe ich den Tag unserer Vereinigung nicht, so habe ich wenigstens die Angebetete meines Herzens nicht schutzlos gelassen. Sollte sie meine Hand ausschlagen, so können Sie mir später die betreffende Summe zurückerstatten, denn ich hoffe mit Bestimmtheit, daß Sie als Sieger aus diesem Zweikampf hervorgehen werden. Sollte ich aber dennoch mit der Theuren verbunden werden, nun dann kommt ja das Geld wieder zu uns. Also schnell, lassen Sie uns Ihrem Banquier die Summe zurückzahlen und uns die Documente wieder aushändigen."

Thränen liefen über die bleichen Wangen des Lieutenants, keines Wortes war er mächtig, um dem edlen Manne zu danken, nur krampfhaft umfaßte er ihn und zog ihn an seine Brust.

Heftig schellte Herr von Treville.

Anton trat ein.

„Bringe sofort meinen Pistolenkasten hierher, laß eine Droschke holen und meinen Wagen anspannen. Du ziehst bürgerliche Kleidung an und steigst mit uns in die Droschke. Franz eilt sofort zum Doctor König und Doctor Behr und bittet sie dringend, mich in einer Stunde in Charlottenburg im „Türkischen Zelt" zu erwarten."

Kopfschüttelnd entfernte sich der alte Diener.

„Das wäre abgemacht. Nun erst zum Banquier, dann zu Ihrer Frau Mutter, während ich zu Ligny eile. Am Brandenburgerthor treffen wir uns. Theilen Sie Ihrer Frau Mutter und Bianca unsere Unterredung mit, doch ohne zu erwähnen, daß ich die Summe verauslagt. Wenn Alles gut zu Ende geführt wird, dann hoffe ich, Sie und Ihre werthe Familie heut Abend bei mir zu sehen."

Während Herr von Treville in dieser Weise sich mit dem

Lieutenant unterhielt, hatte er ein Bureau geöffnet und daraus mehrere Werthpapiere genommen.

Anton trat jetzt ein und meldete, daß Alles bereit sei.

Herr von Treville, der Lieutenant und Anton stiegen in die Droschke, die schnell den Linden zufuhr. Vor einem der größten Banquierhäuser wurde gehalten, die beiden Herren verließen den Wagen und traten in das Geschäftslocal ein.

Ohne weitere Umstände fand sich der Geschäftsinhaber bereit, gegen Wiedererstattung des Capitals und der nöthigen Zinsen, die Documente herauszugeben.

Der Lieutenant eilte mit den wichtigen Papieren zu seiner Familie, während Herr von Treville mit seinem Diener zum Baron von Ligny fuhr.

Arthur von Hoch eilte mit freudigem Herzen, als er das Haus seiner Mutter erreicht hatte, die Treppen hinauf und stürmte, nachdem ihm geöffnet, ungestüm in's Zimmer.

„Hier, Mütterchen," rief er mit freudestrahlendem Blick, „sind Deine Documente wieder. Ein edler Mann hat sich für mich verbürgt, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Ehre meiner Familie, die durch die schamlosen Anträge dieses Schurken Ligny besudelt, wieder rein gewaschen wird. Ich muß den Buben züchtigen, das bin ich Euch und meiner Ehre schuldig. Einen aufopfernden edlen Freund habe ich jetzt gefunden, einen Freund, der für Dich, mein liebes Schwesterchen, mit Freuden sein Leben hingeben würde, wenn er dadurch Dein Glück machen könnte. Herr von Treville liebt Dich, Bianca, Dein Glück ist sein höchster Wunsch, Dich zu besitzen seine einzige Hoffnung."

Bianca hatte die Mutter umschlungen und verbarg das erröthende, mit Thränen benetzte Antlitz an ihrem Busen.

„O, mein Sohn," entgegnete Frau von Hoch, „was für Verpflichtungen bist Du eingegangen? Bedenke Deine arme Schwester, ob sie auch mit dem Antrage des Herrn von Treville einverstanden."

„O, das weiß ich schon besser, Mütterchen, was Bianca von Herrn von Treville hält, schon oftmals hat sie ihre Gesinnung über ihn gegen mich ausgesprochen. Nicht wahr, Bianca, auch Du schätzest und ehrst den biederen Charakter Trevilles, und

wenn Du ihn auch noch nicht liebst, so achtest Du ihn wenigstens schon."

Das liebliche Mädchen hatte keine Antwort auf die ungestümen Fragen ihres Bruders; fester umklammerte sie die Mutter, noch tiefer verbarg sie das erröthende Gesicht an ihrem Busen.

„Doch nun, Ihr Lieben, muß ich eilen; denn mein Dienst ruft mich. Ihr erinnert Euch doch der heutigen Einladung zum Herrn von Treville?"

Heftig umschlang er die Mutter und die noch immer weinende Schwester und küßte sie heiß und inbrünstig.

Doch plötzlich überzog eine Leichenblässe das Gesicht der Mutter.

„Arthur, mein geliebter Arthur," rief sie, „was willst Du beginnen, wo willst Du hin? O, mein Gott, Du gehst nicht zum Dienst, Du willst mich täuschen, Du gehst zum Duell!"

„Beruhige Dich, Mütterchen, in einigen Stunden bin ich wieder hier. Das Duell wird erst in einigen Tagen stattfinden."

Noch einmal küßte er die weinende Mutter und Schwester, dann verließ er das Haus und eilte dem Brandenburgerthore zu. —

Herr von Treville hatte den Baron von Ligny noch in seiner Wohnung angetroffen und war augenblicklich vorgelassen worden.

Der Baron empfing ihn ungemein freundlich und erkundigte sich, was ihm die Ehre dieses seltenen Besuches verschaffe.

„Ihr Betragen, Herr," donnerte Treville los, der sich vor Aufregung und Zorn kaum zu mäßigen wußte, „Ihr schamloses Betragen einer geachteten, ehrenwerthen Familie gegenüber, die ich nicht ungestraft beleidigen zu lassen gewillt bin."

Die kalten, finstern Züge des Ungarn waren noch düsterer geworden, die kleinen stechenden Augen funkelten in unheimlichem Feuer, vor Zorn biß er sich die schmalen Lippen blutig.

„Der Lieutenant von Hoch," fuhr Treville mit gemäßigter Stimme fort, „erwartet Sie in einer Stunde auf dem Spandauer Berg. Die Forderung lautet auf Pistolen, dreimal Kugelwechsel, zehn Schritt Distance."

„Ich nehme die Forderung an, Herr von Treville," entgegnete der Baron mit vor Zorn bebender Stimme, „und werde

zur bestimmten Zeit mit meinem Secundanten und Zeugen an Ort und Stelle sein; später hoffe ich das Vergnügen zu haben, mit ihnen zusammenzukommen.“

„Mir schon recht,“ sprach Treville, während er sich schnell verbeugte und das Zimmer verließ.

Er bestieg die Droschke und fuhr nach dem Brandenburgerthor. Dort erwartete schon Arthur von Hoch den jungen Franzosen. In kurzen Worten theilte er ihm die Unterredung, die er mit seiner Mutter und Schwester gehabt, mit.

„Also glauben sie in der That, lieber Hoch, daß ich Ihrer liebenswürdigen Schwester nicht gleichgültig, und daß ich mir vielleicht mit der Zeit ihre Gegenliebe erwerben kann?“

„So viel wie ich beurtheilen kann, glaube ich, Ihnen mit einem offenen Ja antworten zu dürfen.“

„Das macht mich unendlich glücklich, lieber Hoch; ohne Bianca, die ich schon seit meiner Ankunft in Berlin liebgewonnen, kann ich nicht mehr leben.“

Die Droschke hatte jetzt den großen Stern erreicht, wo nach dem Befehle des Herrn von Treville seine Equipage halten sollte. Der pünktliche Kutscher wartete schon seit einiger Zeit.

Die beiden Herren und Anton verließen die Lohnkutsche und stiegen in die Equipage, die schnell nach Charlottenburg zueilte. Im türkischen Zelt hatten sich schon beide Doctoren eingefunden und stiegen nach kurzer Verständigung in den Wagen, während Anton neben dem Kutscher Platz fand. Der Spandauer Berg war bald erreicht. Die Herren verließen den Wagen und traten in die Restauration, um hier die Gegenpartei zu erwarten. Arthur von Hoch und Herr von Treville unterhielten sich im flüsternden Ton, während die beiden Doctoren das Verbandzeug ordneten.

„Nun kenne ich Ihren letzten Willen, lieber Hoch,“ flüsterte Treville leise, „und werde darnach handeln, falls Ihnen ein Unglück passiren sollte, doch wie gesagt, ich habe die feste Hoffnung, und meine Hoffnung hat mich selten irre geführt, daß die Angelegenheit für Sie ohne Schaden ablaufen wird und wir uns munter und gesund heute Abend bei mir wiedersehen werden.“

„Nun, wir werden ja sehen," entgegnete Arthur, „doch wie es mir scheint, kommen so eben die Herren."

In der That öffnete sich die Thür und der Baron von Ligny trat mit drei andern Herren in's Zimmer.

Schnell hatte sich Herr von Treville mit den beiden Secundanten des Barons über die Art und Weise der Forderung geeinigt, und bald nachher verließen die Herren sämmtlich das Local und wandten sich dem Walde zu.

Der Tag war hell, kein Lüftchen regte sich, nur der hartgefrorene Schnee gab unter den Tritten der Männer einen knirschenden Ton von sich. Kein lebendes Wesen war weit und breit zu sehen, der prächtige Wald schien im tiefen Schlaf zu liegen.

An einem freien Platz, der dem Unparteiischen zur Vollziehung der Mensur geeignet zu sein schien, machten die Männer Halt.

Nachdem der Unparteiische in Gegenwart der Secundanten und Zeugen die Pistolen geladen und die Entfernung des Standes abgemessen, wurden den Duellanten die scharf geladenen Pistolen übergeben.

Noch einmal versuchte der Unparteiische, wie es nach den Gesetzen der Ehre seine erste, heiligste Pflicht und Schuldigkeit ist, eine Versöhnung und friedliche Beilegung herbeizuführen, doch keiner der Duellanten wollte von einem Vergleich etwas wissen, sie bestanden Beide auf Austragung der Sache durch die Waffen.

Keine Muskel zuckte in dem ehernen Gesicht des düstern Ungarn, nicht die geringste Unruhe zeigte sich in seinen Bewegungen.

Auch Arthur von Hoch hatte mit großer Ruhe und festem Schritt seinen Standpunkt eingenommen.

Der Unparteiische gab das Zeichen zum Anfang des Kampfes.

Fast gleichzeitig fielen die Schüsse der beiden Kämpfenden.

Keiner von Beiden schien verletzt zu sein, denn Beide standen aufrecht wie zuvor.

Plötzlich aber schwankte die kräftige Figur des Ungarn, mit Mühe schien er sich aufrecht erhalten zu wollen, dann stürzte er vornüber zu Boden.

Der blitzende Schnee war von dem Blute des Barons purpurroth gefärbt. Die Aerzte eilten zu dem Verwundeten und untersuchten die Wunde. Die Kugel war in die rechte Brust gedrungen. Nachdem ein schneller Verband angelegt, brachte man den Baron nach dem kurz vorher verlassenen Local zurück.

Hier untersuchten die Aerzte nochmals genauer die Wunde und hatten das Glück, die Kugel zu finden und herauszuziehen. Nun erklärten sie den beiden Freunden, die auf den Ausgang der Untersuchung ungemein gespannt waren, daß die Verwundung allerdings eine sehr schwere, aber durchaus nicht lebensgefährlich zu nennen sei. Bei seiner kräftigen Körperconstruction werde der Verwundete in einigen Monaten wieder hergestellt sein.

Mit leichtem Herzen verließ Herr von Treville und der Lieutenant wieder das Local und bestiegen ihren Wagen, der sie schnell nach Berlin zurückführte.

Am Brandenburger Thor stieg Herr von Hoch aus und verabschiedete sich von seinem neuen Freunde.

„Wir sehen uns also bestimmt heut Abend," rief Herr von Treville dem schon davoneilenden Lieutenant nach.

„Gewiß, zur bestimmten Stunde," entgegnete dieser.

Fünftes Capitel

Herr von Pronintsky.

Der Abend des verhängnißvollen Tages, an dem sich Arthur von Hoch mit dem Baron von Ligny am Spandauer Berg duellirt hatten, war trübe und unfreundlich hereingebrochen.

Von seinen Freunden war der Baron von Ligny, nachdem von den umsichtsvollen Aerzten ein kunstgerechter Verband angelegt, nach seiner Behausung transportirt worden.

Auch nicht das leiseste Gerücht von dem stattgehabten Zweikampfe war zu Ohren des Publikums gedrungen, da sich die

Betheiligten ehrenwörtlich verpflichtet hatten, sowohl über den Ausgang desselben, als auch über die Namen der Duellanten das größte Schweigen zu beobachten.

Arthur von Hoch, der also in dieser Beziehung nichts zu fürchten hatte, da ihm ja auch die Verwundung seines Gegners von den Aerzten als nicht lebensgefährlich bezeichnet worden, war gleich nach seiner Rückkehr zu seinen Angehörigen geeilt, die ihn mit der größten Spannung und Besorgniß wegen seines ungewöhnlich langen Ausbleibens erwarteten.

Mit kurzen Worten hatte er den erregten Frauen das Resultat seiner heutigen Affaire mit dem Baron mitgetheilt und gleichzeitig wegen der etwaigen Folgen derselben so weit wie möglich zu beruhigen gesucht.

Frau von Hoch umschloß den wiedergefundenen Sohn auf's Herzlichste und auch in dem Gesicht der schönen Bianca waren die Spuren der am Morgen geflossenen Thränen verschwunden; unbeschreiblich glücklich, wenn auch hin und wieder in ihren Zügen ein Schein von Besorgniß nicht zu verkennen war, lächelte sie dem Bruder entgegen. Doch suchten beide Damen den Antrag des Herrn von Treville mit Sorgfalt zu umgehen.

Unter den Vorbereitungen zur heutigen Soirée war der Abend herangerückt.

Auch im Hôtel des Herrn von Treville waren durch die geschäftigen Diener alle Vorbereitungen zum heutigen Feste mit der gewohnten Pünktlichkeit und Sorgfalt beendet worden, denn der alte Haushofmeister Eilberg, in den Geschmack seines Herrn eingeweiht und mit den kleinsten Wünschen und Launen desselben auf's Innigste vertraut, hatte seine Untergebenen in so guter Ordnung und Zucht, daß auch der kleinste seiner Befehle stets auf's Beste ausgeführt wurde.

So war ein Augenblick der Ruhe eingetreten, in der sich die Dienerschaft von den vielen Anstrengungen des Tages ausruhte. In dem im Erdgeschoß belegenen geräumigen Portierzimmer hatten sie sich versammelt, um den letzten Anordnungen ihres Obern zu lauschen, der, ganz der Würde seines Amtes und seiner Stellung bewußt, in dem großen Lehnstuhl, der sonst dem

Portier zum fortwährenden Aufenthalt diente, Platz genommen hatte.

Eilberg war ein alter Diener des Hauses Treville, denn schon zu Lebzeiten des verstorbenen Vaters Severins war er im Hôtel der Familie zu Paris als Haushofmeister angestellt worden. Es war eine kleine behäbige Gestalt. Aus den feisten, stets schmunzelnden Gesichtszügen lugten ein Paar freundliche graue Augen heraus, die keinen Augenblick an einem Ort verweilen konnten, denen auch nicht der kleinste Fehler seiner Untergebenen zu entgehen schien, denn so leutselig und freundlich auch der Haushofmeister aussah und in der That auch war, so streng konnte er auch sein, wenn er eine Ungehörigkeit entdeckte.

Neben ihm saß der Küchenmeister, welcher auf die Gefahr hin, daß seine beiden Unterköche ihm die Braten und sonstigen Gerichte verbrennen ließen, doch nach dem Versammlungszimmer geeilt war, um hier einen Augenblick den Worten Eilberg's zu lauschen, oder vielmehr den Alten zu ärgern. Denn François, ein geborner Franzose, stand nicht unter seinem speciellen Befehle und konnte sich deshalb schon hin und wieder etwas herausnehmen.

Mehrere andere Personen, die ebenfalls zum Haushalte des Herrn von Treville gehörten, saßen und standen in der behaglichen Portierstube und lauschten mit Andacht den letzten Befehlen.

Nachdem der alte Haushofmeister diese in der gehörigen Breite und Ausdehnung ertheilt, wobei er jedoch häufig von dem schwatzhaften Franzosen unterbrochen wurde, begann eine allgemeinere Unterhaltung.

„Ja, ja, Monsieur Haushofmeister," begann François, „haben sehr gut ertheilt Befehle, werden befolgen alles nach Eurer Gnaden Wunsche."

„Ihr seid doch ein unausstehlicher Schwätzer," entgegnete Eilberg, „nicht eine Minute lang vermögt Ihr Euren gottlosen Mund still zu halten, gerade so, wie der Kerl, der Abdel-Kader, den ich auf meinen früheren Reisen am Nordpol kennen lernte, das war auch ein solcher unerträglicher Schwätzer."

„Abdel-Kader," entgegnete François, „das ist ja ein Araber,

der von den Franzosen gefangen genommen wurde. Wie soll denn der nach dem Nordpol kommen?"

„Wenn ich Euch sage, François, daß er dort bei einem deutschen Schneidermeister, der freilich nicht Tuche, sondern nur Thierhäute verarbeitete, denn Ihr müßt wissen, daß selbst bei den größten Hof-Festen Herren und Damen nur in Seehundsfellen gekleidet erscheinen, da sie sonst buchstäblich erfrieren müßten, als Geselle beschäftigt war, so könnt Ihr mir das schon glauben; denn ich spreche stets die Wahrheit."

Die Diener, welche im Bereiche Eilbergs Augen waren, blieben bei seiner Erzählung höchst ernsthaft, während die Anderen leise hinter seinem Rücken kicherten; François brach in ein lautes Gelächter aus.

„Nein, Eilberg, was Ihr doch wieder lügt! Schämt Euch doch, alter Mann, noch so zu lügen. Ihr gebt den jungen Leuten ein schlechtes Beispiel."

„Ihr seid ein unausstehlicher Mensch," entgegnete der Haushofmeister mit der größten Ruhe; „noch nie im Leben ist eine Lüge über meine Lippen gekommen. Ich lernte Abdel-Kader dort kennen, als ich mir bei seinem Meister einen neuen Frack von weißen Seehundsfellen bestellte, was eine große Seltenheit ist, da die weißen Seehunde nur selten gefangen werden."

Was wolltet Ihr denn mit dem weißen Frack?" entgegnete Anton.

„Um mich bei seiner allerhöchsten Majestät, dem Könige von Chingching, vorzustellen, da ich eine Concession für den Betrieb von verbesserten Droschken erlangen wollte."

„Da habt Ihr wohl unsere Berliner zum Muster genommen?"

„Nein, als ich vierzehn Tage vorher durch Arabien reiste, sah ich dort die neueste Construction. Im Innern des Wagens ist eine Art von Uhr, die mit den Rädern in Verbindung steht. Wird nun solche aufgezogen, so geht der Wagen vierundzwanzig Stunden, ohne daß man Kutscher und Pferde gebraucht."

„So, so!" entgegnete François. „Wie seid Ihr denn aber in vierzehn Tagen von Arabien nach dem Nordpol gekommen?"

„In vierzehn Tagen, fragt Ihr? In kaum vierundzwanzig Stunden mit meiner neuen Droschke."

„Ha, ha," wieherte François, „Eilberg, gewöhnt Euch doch das infame Lügen ab."

„Der König von Chingching empfing mich ungeheuer freundlich. Ich mußte mich gleich zu ihm setzen, mit ihm rauchen, während reich gekleidete Dienerinnen gebackene Seehundspasteten auftrugen."

„Gebackene Seehundspasteten? Wie werden denn die bereitet?"

„Da sie mir vorzüglich mundeten, so schrieb mir Sr. Majestät eigenhändig das Recept auf, das noch in meinem Besitz ist. Er war äußerst zufrieden mit meiner Erfindung und entließ mich mit reichen Geschenken, worunter auch einige blaue Dienerinnen waren; denn Ihr müßt wissen, daß dort die Menschen wegen der ungeheuren Kälte blau zur Welt kommen. Als ich das Land später verließ, mußte ich mich einer Bratkur unterwerfen; denn auch ich war während meines dortigen Aufenthaltes blau geworden. Um nun dem Könige erkenntlich zu sein, schickte ich ihm als Gegengeschenk meinen weißen Seehundsfrack, der ihm unendlich gefallen hatte, und so kam ich nochmals mit Abdel-Kader zusammen, da ich wegen einiger Visiten, die ich noch bei den höchsten Personen zu machen hatte, einen anderen Seehundsfrack brauchte. Das war eben ein solcher Schwätzer wie Ihr, François, obgleich er ein geborner Berliner war."

Der alte Haushofmeister schwieg hier und betrachtete die Mienen seiner Untergebenen, um in ihren Zügen die Wirkung seiner Erzählung bei denselben zu beobachten. Ein leiser Seufzer glitt dann über seine Lippen, als erinnere er sich nur mit Trauer seiner früheren Erlebnisse.

Es schlug eben sieben Uhr. Eilberg hatte sich schnell erhoben.

„An Eure Plätze, Kinder; denn es ist Zeit, daß wir mit unserer Erzählung aufhören, später werde ich Euch von meinem dortigen Aufenthalt und meiner Rückkehr nach Asien mehr erzählen. Jetzt an Eure Plätze, und besorgt alles nach meinen Anordnungen.

Die Diener verließen das Zimmer und zerstreuten sich in die weiten Räume des Hotels. —

Im feenhaften Glanze strahlten die prächtigen Säle un

die angrenzenden Zimmer, ein Meer von Lichtern erhellte die weiten Räume, in Tausenden von Flammen schimmerten sie wieder an den Wänden des Saales, der bis zur Decke mit Spiegelglas bekleidet war.

Schon rollten die ersten Equipagen heran und ihre Insassen wurden von dem alten Haushofmeister eingeführt, wo sie Herr von Treville mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines Wirthes empfing und bewillkommnete.

Immer mehr füllten sich die Säle mit den eingeladenen Gästen. Jetzt erschien auch Frau von Hoch mit ihren Kindern, Arthur und Bianca.

Herr von Treville war ihnen entgegengeeilt und empfing sie auf's Herzlichste.

Arm in Arm wandelte er mit Frau von Hoch, während Bianca und Arthur folgte.

In einer prächtig gelegenen Grotte, die, mit Blumen und Topfgewächsen bekleidet, einen herrlichen Anblick gewährte, setzte er die Damen ab, um andern Gästen entgegenzueilen. Schon rauschte die liebliche Musik, die Paare traten zum Tanze an und auch Herr von Treville war an die Seite Bianca's geeilt, um mit ihr den Walzer zu tanzen.

Leicht schwebte das schöne Paar über den glatten Parquet-Boden dahin, verfolgt von den Augen aller Anwesenden und beneidet von den weniger Begünstigten.

Der Tanz war zu Ende und Severin schritt mit Bianca dem fern gelegenen Platze der Mutter zu.

„Fräulein von Hoch," begann Severin zögernd, „darf ich mir erlauben, zu fragen, welche Antwort ich auf meinen heutigen Antrag bei ihrem Bruder von Ihnen zu erwarten habe?"

Höher erglühten die Wangen des schönen Mädchens, als Severin sie so direct, ohne jede Vorbereitung, nach ihrer Meinung fragte, verschämt senkte sie die Augen und wagte nicht zu antworten.

„Uebereilen Sie sich nicht, theure Bianca," fuhr Severin fort, „lernen Sie mich erst näher kennen, wenn Sich sich von mir noch kein Urtheil gebildet haben, und geben Sie mir dann eine offene freie Antwort."

„O, Herr von Treville," entgegnete Bianca schüchtern, „wer sollte Ihre schätzenswerthen Eigenschaften nicht schon längst erkannt haben? Doch in der That, mir, dem unbedeutenden Mädchen, kam der Antrag so unerwartet, daß ich mich noch jetzt kaum zu fassen weiß. Nur ein unendlich glückliches Gefühl — — —"

Bianca vermochte nicht mehr weiter zu sprechen.

„Meine angebetete Bianca," flüsterte Severin leidenschaftlich, „nur durch Deinen Besitz kann ich wieder glücklich werden, nur wenn Du mir auf meinem Lebenspfade die Hand reichst, werde ich froh und zufrieden sein."

Bianca lächelte unter Thränen und drückte schweigend die Hand Severins.

„Doch nun, theure Bianca, laß uns zur Mutter eilen, um auch sie von unserem Glück zu benachrichtigen."

Wieder rauschte die Musik und wieder drehten sich die Paare im wirbelnden Tanze. Severin und Bianca eilten zur Frau von Hoch. — —

In einem kleinen, eleganten Salon, der von den Sälen ziemlich entlegen, befand sich eine kleine Gesellschaft von Herren, die dem Vergnügen des Tanzes entsagten und lieber Zerstreuung am Spieltisch suchten.

Da sehen wir alte Bekannte des gestrigen Abends.

Den Grafen von Wesern, Baron von Neudorf und mehrere andere, theils ältere, theils jüngere Herren.

Ein äußerst elegant gekleideter junger Mann, mit angenehmen, doch schon etwas verlebten Zügen, hielt die Bank.

Entfernt von den Uebrigen und ohne am Spiel theilzunehmen, saß ein Mann von einigen dreißig Jahren. Die kräftige und doch schlanke und zierliche Gestalt des Mannes hatte etwas unendlich Imposantes und Erhabenes, seine edel geformten Gesichtszüge, von hellblonden Haaren und eben solchem Bart umschlossen, paßten vortrefflich zur ganzen Figur. Mehrere Orden, die auf seiner Brust hingen, deuteten darauf hin, daß er eine angesehene Persönlichkeit sei. Obgleich er durchaus kein Interesse für das Spiel zu zeigen schien, so verfolgte er doch unverwandten Blickes die Bewegung des Bankhalters; nicht einen Augenblick ließ er die Hände desselben, welche die ver-

hängnißvollen Karten umschlossen hielten, aus den Augen. Ein kurzer Blick leuchtete hin und wieder, wenn der Banquier eine größere Summe einzog, in seinen Augen, als ob er sich über den Gewinn desselben freue.

„Mir ein Räthsel," begann der Graf von Wesern, „wo heut der Baron von Ligny bleibt; er erscheint doch sonst so pünktlich am Spieltisch; da muß ich doch in der That nachher den Herrn von Treville fragen, ob er vielleicht für heut Abend abgesagt hat."

Der Bankhalter unterbrach hier den Grafen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," entgegnete er, „da kann ich Ihnen genügende Auskunft ertheilen. Vor einigen Stunden war ich beim Baron, wurde jedoch von seinen Dienern nicht vorgelassen, da der Herr, wie mir gesagt wurde, krank und nach Aussage des Arztes einige Tage hindurch das Bett hüten muß. — Die Summe, die der Lieutenant von Hoch gestern verloren, ist übrigens schon heut morgen bezahlt worden."

„Das ließ sich erwarten," sagte der Graf, „denn so viel wie ich die Familie Hoch kenne, habe ich erfahren, daß sie in sehr geregelten Verhältnissen lebt.

„Doch, Herr von Pronintsky," fuhr der Graf fort, indem er sich zu dem schweigenden Zuschauer wandte, „haben Sie denn gar keine Lust, sich beim Spiel zu betheiligen? Wahrhaftig, man muß die Ueberzeugung gewinnen, daß unser kleiner Kreis Ihnen nicht convenirt."

„Bitte, Herr Graf," entgegnete der stille Beobachter, den der Graf mit Pronintsky angeredet, „durch frühere, sehr bedeutende Verluste gewarnt, habe ich mir fest vorgenommen, nie wieder eine Karte in die Hand zu nehmen; doch interessirt mich jedes Spiel so ungemein, daß ich stets von einer unüberwindlichen Gewalt dorthin gezogen werde, wo man spielt."

„Dann werden Sie auch hoffentlich Ihren Principien untreu werden und gelegentlich einmal an unserem Spielchen theilnehmen."

Als Herr von Pronintsky sprach, stutzte der Baron von Neudorf, und sein Gesicht bedeckte sich mit einer tödtlichen Bläße. Diese Stimme, diese klangvollen, kräftigen Laute kamen ihm so

bekannt vor, die Erinnerungen an die letzten Nächte traten so lebhaft vor seine Augen, die ganze Gestalt des Herrn von Pronintsky, der erst vor kurzer Zeit nach Berlin gekommen und sich bis jetzt nur selten in diesen Kreisen bewegt hatte, hatte für ihn etwas so Bekanntes, als ob er ihn schon öfter gesehen, als ob er Jahre lang mit ihm zusammengelebt.

„Sollte er es sein? Dann bin ich verloren. Doch nein, es ist unmöglich! Wie könnte er hier Zutritt haben? Doch ich will mich bei Treville näher nach ihm erkundigen.“ Mit diesen leise geflüsterten Worten wollte er sich entfernen.

Herr von Pronintsky, welcher den Baron von Neudorf mit seinen großen stechenden Augen fortwährend verfolgt und die Unruhe in seinen Gesichtszügen bemerkt hatte, fuhr mit höhnischen Worten, während er sich zu ihm wandte, fort: „O, Herr Baron, was fehlt Ihnen? Sie sind so auffallend blaß geworden. Haben Sie große Verluste gehabt, oder haben die letzten Ereignisse in Ihrer Familie Ihre Nerven so stark angegriffen? Ich beobachtete schon gestern in der Soirée des Grafen von Wesern Ihre aufgeregte Stimmung. Das sind Zeichen einer ausbrechenden Krankheit. Da sollten Sie doch so bald als möglich Ihren Hausarzt zu Rathe ziehen.“

Sprachlos vor Erstaunen starrte der Baron den Fremdling an.

Waren das nicht fast die nämlichen Worte, die er gestern von dem unheimlichen Fremden in dem geheimnißvollen Hause gehört hatte? Doch schnell suchte er sich zu fassen, da auch die anderen Herren seine Unruhe zu bemerken schienen.

„O, nicht doch, Herr von Pronintsky,“ entgegnete er, seiner Stimme die größtmöglichste Festigkeit gebend, „ein vorübergehender Schwindel; in der That, die Aufregungen der vorletzten Nacht haben mich sehr angegriffen, und ich bin solchen Anfällen sehr leicht ausgesetzt.“

„Das will ich Ihnen sehr gern glauben,“ entgegnete Pronintsky, „daß Sie aufgeregt und in der größten Besorgniß sind über den Verbleib Ihres Neffen. Doch ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie sich durchaus nicht durch unsere Unterhaltung in Ihrem Spiele stören.“

Herr von Pronintsky erhob sich bei diesen Worten und verließ das Zimmer.

Das Spiel, an dem sich jedoch der Baron von Neudorf nur noch wenig betheiligte, nahm seinen Fortgang.

Große Summen, die vielleicht zahlreiche Familien vom sicheren Verderben retten konnten, wurden hier verspielt.

Röther färbten sich die Wangen der Mitspieler, heftiger wurde das Spiel betrieben, höher wurden die eingesetzten Summen.

Da plötzlich erhob sich der Graf von Wesern mit Heftigkeit, während seine funkelnden Augen den Bankhalter zu durchbohren schienen und seine geballte Rechte auf den Spieltisch schlug, daß die glänzenden Goldstücke emporsprangen und theilweise zu Boden fielen. Das Gesicht des Bankhalters war bleicher geworden; merklich zitterten seine Hände.

„Hol' Sie der Teufel," rief der Graf, „hol' Sie der Teufel, Herr von Klingner, Sie sind ein falscher Spieler! Dreimal habe ich bemerkt, wie Sie die Karten zu Ihren Gunsten wechselten, wie Sie, ehrloser Betrüger, wissentlich die mitspielenden Herren betrogen haben."

Herr von Klingner hatte dem wüthenden Grafen die Karten in's Gesicht geschleudert, und nicht genug damit, ihn noch zu Boden geworfen.

Alle anwesenden Herren hatten sich erhoben und drangen auf Herrn von Klingner ein, um ihn an weiteren Mißhandlungen zu verhindern.

Auch Herr von Treville war, durch den entstandenen Lärm aufmerksam gemacht, herbeigeeilt. Mit ihm zugleich war Herr von Pronintsky in's Zimmer getreten. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt und die Anwesenden versichert, daß sie durchaus nichts bemerkt, wodurch die Aussage des Grafen eine gerechte sei, verließen die Herren das Spielzimmer.

Der Graf von Wesern befahl sofort seinen Wagen und verließ mit seiner Tochter und deren Verlobten das Hotel.

Nachdem Pronintsky mit Herrn von Klingner noch eine längere Unterhaltung gehabt, verabschiedete sich Letzterer bei Herrn von Treville und eilte, Rache schwörend, zum Palais hinaus.

Noch lange drehten sich die Paare im lustigen Tanz und erst die junge Morgenröthe sah die letzten Equipagen nach Hause fahren.

Sechstes Capitel.

Der Giftmischer.

Mehrere Tage waren seit der Soirée bei Herrn von Treville verflossen. Mit dem Entschlusse ihrer Tochter Bianca höchst zufrieden, hatte Frau von Hoch die beiden Liebenden gesegnet und das Verhältniß der jungen Leute gebilligt. Täglich verkehrte nun Severin von Treville im Hause seiner Braut deren schätzenswerthe Eigenschaften er von Tag zu Tag mehr kennen lernte, deren Liebenswürdigkeit und Tugend er täglich mehr und mehr bewunderte.

So verflossen dem glücklichen Paare in stiller Zurückgezogenheit die nächsten Tage.

Nicht so erging es dem Baron von Neudorf.

Von Angst und Gewissensbissen gemartert und verfolgt eilte er ruhelos in seinem Palais umher, keine Gesellschaft besuchte er mehr, keine Freunde und Bekannte empfing er in seinem Hause; niemals hatte seine Dienerschaft einen strengeren Herrn an ihm gehabt. Die Gesichtszüge des Barons waren in den wenigen Tagen merklich gealtert, eine krankhafte Bläße lagerte auf ihnen, seine Haltung war gebückter, der junge, lebenskräftige Mann war in einigen Tagen fast zum Greis geworden.

Immer und immer stand der räthselhafte Pronintsky, sein höhnisches Lachen, seine verletzenden Worte vor seinem Geiste, immer und immer quälte ihn die große Aehnlichkeit desselben an Gestalt, Gesichtszügen und Sprache mit dem Mann der Nacht, welchen er zur Förderung seines Verbrechens gebraucht hatte.

Das Gewissen regte sich in ihm und die Furcht vor der Entdeckung seiner Verbrechen machte ihn rath- und kraftlos, ließ keinen Entschluß in seiner Seele reif werden.

Niemals hatte er seine unglückliche Schwägerin, die jetzt wieder ihren Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen hatte, besucht, und wenn auch von der Seite keine Entdeckung zu befürchten, wenn auch die unglückliche Baronin nicht ahnte, daß ihr eigner Schwager die Ursache des Verbrechens war, so konnte er doch nirgends Ruhe und Frieden finden; denn er fühlte nur zu gut, daß seine Mitschuldigen ihn in ihrer Hand hatten, daß sie ihn täglich, ja stündlich verrathen und den Gerichten übergeben konnten. In jedem Begegnenden, in jedem Bekannten glaubte er einen Mitwisser seiner grauenhaften That zu finden.

So war der Sonntag herangekommen. Hell tönten die mächtigen Kirchenglocken und trugen den fernen Schall in sein entlegenes Arbeitszimmer, in seine öde Brust.

O, was für Erinnerungen riefen sie in seiner Seele wach. Wie oft war er an der Hand seiner Eltern, mit dem verstorbenen Bruder dem Schalle gefolgt, wie oft hatte er an der Seite seiner längst entschlafenen Mutter dort am Altar gesessen und den erbauungsvollen Worten des Priesters gelauscht. Ja, die Leidenschaften, das Spiel, der Umgang mit feilen Dirnen hatten ihn alle diese süßen Klänge, diese schönen Ermahnungen vergessen lassen; die schönen Erinnerungen früherer Tage waren aus seinem Herzen verschwunden, nur die schlechte Hefe war in seinem Innern zurückgeblieben.

Und immer näher und näher schienen die Glockenklänge seinem Zimmer zu kommen, immer stärker und heftiger schienen sie seine Brust zu erschüttern, schienen das Gute, was vielleicht noch in seinem Innern vorhanden, zu neuem Leben zu erwecken.

Doch nein, da schlug keine Saite mehr an, da war keine Reue, da war nur Furcht vor Entdeckung, Furcht vor der Strafe des Gerichts. Heftig schritt er in seinem Gemach auf und ab, krampfhafter ballten sich die Hände, höher wogte die beengte Brust.

Die Glockentöne, die den Mühseligen zum Gebet, zur Erbauung einluden, sie waren verklungen, sie hatten keinen An-

klang, keinen Widerhall in dem Herzen des Mörders gefunden, sie hatten nur einen kühnen Entschluß, ein neues Verbrechen erzeugt.

„Ja, so muß es gehen," murmelte er leise, „handeln, schnell handeln muß ich und sollte mein Fuß über Leichenhügel gehen; ich muß es wagen, denn nur so ist für mich noch Aussicht auf Rettung und Straflosigkeit. Was gehen mich die Menschen an? Was fürchte ich, meine Mitschuldigen zu vernichten, wenn ich nur rein, meine Ehre fleckenlos dasteht? Ein Ende mit Schrecken, fürwahr, ist besser, als ein Schrecken ohne Ende. Gewisser Untergang, lebenslängliche Zuchthausstrafe, wenn nicht sogar das Schaffot, steht mir bevor, wenn ich unthätig bleibe, wenn ich nicht meine Feinde auf ewig vernichte, sie gänzlich zerschmettere. Mit Dir, Pronintsky, will ich den Anfang machen, Du sollst mir Deine voreiligen Worte zuerst büßen, und gesetzt auch, Du hättest keine Ahnung von meinen Thaten, so mußt Du doch sterben. — Doch wie erhalte ich die Dokumente zurück? Wie kann ich sie ihm entreißen, wenn er sie in Händen hat? — Doch das ist nicht die Hauptsache, sie können mich nicht verderben, da sie nur eine einfache Schuldverschreibung enthalten. — Freilich ein großer Theil des zu erwartenden Vermögens würde dann meinen Händen entrissen, meine Arbeit hätte nur die Hälfte der Früchte gebracht; doch vielleicht gelingt es mir auch, sie gänzlich zu vernichten."

„O, Ihr haltet Euch für schlau und klug, ich will Euch aber zeigen, daß ich noch schlauer, noch klüger zu Werke gehe. Doch nun schnell gehandelt, möge der heilige Sonntag, der mich als Kind in die Kirche rief, meine That beginnen und sie begünstigen helfen. Du, Gelb, sollst mir helfen, Du mußt mir ein schnell tödtendes Gift bereiten, und wenn ich die Hälfte meines Vermögens zur Erlangung desselben hingeben sollte. Vor allen Dingen zu ihm, dann nach Pronintsky's Hause, vielleicht, daß dort in der Nähe etwas über den seltsamen Herrn zu erfahren ist, vielleicht, daß ich Gelegenheit finde, von einem seiner Bedienten etwas über seine nächtlichen Ausflüge zu erfahren."

Mit der größten Eile kleidete sich der Baron von Neudorf an; doch schien er gerade die am wenigsten guten Kleidungs-

stücke aus seiner Garderobe hervorzuziehen, um sie bei dem heutigen Ausgange zu benutzen.

Kaum von der Dienerschaft bemerkt, verließ er das Haus und eilte dem neuen Markt zu. Vor einem Hause der Papenstraße machte er Halt, um sich zu überzeugen, daß er die Wohnung des Gesuchten gefunden. Er trat ein und stieg dann die drei wurmstichigen Treppen nach dem obersten Stockwerke hinauf

Regte sich denn kein Funken von Ehrgefühl im Herzen dieses hochgeborenen Mannes? Sagte ihm denn keine Stimme: Kehre zurück von dem Wege des Lasters, suche Dein Leben zu bessern; fliehe in den entlegensten Theil der Welt und bemühe Dich, durch gute Thaten Deine begangenen Verbrechen vor Gott zu mildern! O, die Strafe ist schrecklich, die Dich dort oben einst treffen wird! Kein erquickender Schlaf wird Deinen ermüdeten, ermatteten Körper kräftigen; die schrecklichsten Gewissensbisse werden Dich durch's ganze Leben verfolgen, Deine Sterbestunde wird entsetzlich sein.

Ja, es schien, als ob sich noch einmal die gute Stimme in seinem Innern regte; denn er hielt plötzlich an und schien den zu thuenden Schritt nochmals zu überlegen.

Doch nein, die war längst verklungen, er hatte nur überlegt, welche Thüre die rechte sei.

Dort stand an der schmutzigen Thür mit großen Buchstaben: „Abraham Gelb, Apotheker.“ Er klopfte an und trat auf ein mürrisches „Herein!“ in die nur spärlich erleuchtete Kammer des Pharmazeuten. Ein penetranter, unangenehmer Geruch schien dem Eintretenden den Athem zu berauben.

Was war für eine Wirthschaft in dem kleinen Dachstübchen! Da war wenig von Wirthschaftsgeräthen zu erblicken, denn, nur ein alter wurmstichiger Tisch, der mit kleinen und größeren Flaschen vollständig bedeckt war und eine halbverfaulte Matratze, wahrscheinlich die Lagerstätte des Bewohners, machten das ganze Meublement aus. Auf den Fensterbrettern, auf den Dielen, fast an jedem Orte der Stube standen Flaschen, Retorten, Tiegel. Am Kopfende des Lagers, dem Fenster zunächst, stand ein großer eiserner Kasten, der mit starken Schlössern wohl verwahrt war.

Der Bewohner dieses Raumes hatte sich beim Eintritt des

Barons erhoben, die blaue, hörnerne Brille auf die Stirn geschoben und schaute nun mit seinen trüben Augen nach ihm hin.

Der kahle, von Haaren vollständig entblößte Schädel des alten Mannes war mit einer dicken Schmutzkruste bedeckt, die nur zu deutlich verrieth, daß hier weder Seife noch Wasser seit Jahren ihre Anwendung gefunden hatten. Das pergamentartige Gesicht, das nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, die lange gebogene Nase, dazu die rothgeränderten Augen machten seinen Anblick zu einem wahrhaft scheußlichen. Seine Kleider. im wahrsten Sinne des Wortes nur Lumpen, verbreiteten einen unangenehmen Duft.

„Unterthänigster Diener," erwiederte Abraham Gelb auf den Gruß des Barons, „unterthänigster Diener, Herr Baron. Wollen Sie mir bringen Geld, ist es mir angenehm; wollen Sie was holen, kann ich nicht dienen, habe nicht einen rothen Heller im Hause. Doch wie heißt? Wenn die vornehmen Herren kommen zu mir, wollen sie haben Geld, sind sie in Verlegenheit."

„Nein, im Gegentheil, Gelb, ich will heute von Euch nichts haben; ich will Euch sogar den noch nicht fälligen Wechsel ohne Abzug bezahlen und habe dann noch ein kleines Geschäft vor, wobei Ihr auch noch etwas verdienen könnt."

Vor Begierde funkelten die Augen des alten Juden, krampfhaft streckte er die langen knöchernen Hände aus, um das Geld in Empfang zu nehmen. Jedes einzelne Geldstück der nicht unbedeutenden Summe, die ihm der Baron ausgezahlt hatte, betrachtete er mit prüfenden Blicken; drei-, viermal zählte er die Summe nach, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen, ehe er sie in den eisernen Kasten verschloß.

„Was wünschen der Herr Baron nun noch?

„Hört mal, Gelb, Ihr habt da so viele Fläschchen, in denen gewiß Gift enthalten ist. Ich brauche ein schnell tödtendes, schmerzloses Gift, um meinen Rappen, der ein Bein gebrochen, in's Jenseits zu befördern. Wie viel fordert Ihr für ein solches?"

Ueber die Züge des Juden glitt momentan ein boshaftes

Lächeln, doch so, daß es der Baron nicht bemerkte, der ganz in der Betrachtung der verschiedenen Flaschen vertieft zu sein schien.

„Kann ich Ihnen geben ein gutes, sicheres Gift, daß der Rappe crepirt, wenn er bekommt nur einen einzigen Tropfen. Hier haben Sie die Flasche, können Sie vergiften mit dem Inhalt fünfundzwanzig Rappen. Kostet mich selbst das Fläschchen zehn Thaler, sollen es haben für zwölf, da Sie haben abgewickelt so glatt das vorige Geschäft.“

„Aber Gelb, Ihr seid unverschämt, für solche Flasche zwölf Thaler zu fordern.“

„Wenn der Herr Baron noch zögern lange, kostet sie fünfzehn Thaler.“

„Hier habt Ihr das Geld,“ entgegnete der Baron, indem er dem Juden die Summe auszahlte; „doch nun lehrt mich den Gebrauch des Giftes.“

„Wenn Sie wollen tödten ein Pferd, brauchen Sie nur zu gießen zwei, drei Tropfen auf Brod und es ihm dann eingeben; wenn Sie wollen tödten einen Menschen, gießen Sie drei Tropfen in Wasser, Kaffee oder Wein.“

„Aber Gelb,“ fuhr der Baron auf, „wo denkt Ihr denn hin? Seid nicht unverschämt mit Euren Redensarten, sonst werden wir uns anders sprechen.“

„Gott, der Gerechte,“ rief der Jude, „verzeihen Sie, Herr Baron, bin ich doch ein alter, schwacher Mann.“

„Na, es ist schon gut, Gelb,“ entgegnete der Baron und wandte sich zum Gehen, „ich brauche Euch doch nicht erst zu sagen, daß Ihr über unsere Geschäfte zu schweigen habt.“

„Können Sie sich doch verlassen auf mich, Herr Baron.“

Der Baron von Neudorf hatte die Kammer des Juden verlassen, war schnell die Treppen hinuntergeeilt und trat in's Freie.

Tief athmete er auf, als er die Straße entlang schritt; die kühle, frische Luft schien wohlthätig auf ihn einzuwirken.

So schön leuchtete die Sonne am klaren Firmament, heiter und freundlich glitzerte der weiße Schnee auf den Dächern und Straßen, die Glocken ertönten wieder und die geputzten Berliner

verließen, von Gottes Wort erbaut, die Kirche und eilten ihren Behausungen zu.

Die ganze Natur schien ihr Sonntagskleid angezogen zu haben; auf den Gesichtern der vorübergehenden Kirchengänger lagerte Ruhe und Frieden, wohl auch im Herzen, doch der Baron schritt mit düsterer Stirn und gebeugter Haltung durch die Gassen und Straßen, denn in seinem Herzen lag nicht Ruhe und Friede, da war eine schreckliche Oede und Leere, seine innersten Gedanken waren auf Mord gerichtet. Krampfhaft hielt er das verhängnißvolle Giftfläschchen in seiner Hand, das Mittel, um den Mitwisser seiner Thaten für immer unschädlich zu machen.

„Das wäre in Ordnung," murmelte er leise, „schnell tödtend und schmerzlos soll es sein, wie der alte Jude behauptete. — Doch wie bringe ich es ihm bei? — Soll ich ihn mit andern Freunden zu mir laden? — Nein, das geht nicht, ich will die Leiche nicht im Hause haben, das würde genügenden Verdacht auf mich werfen, mich sofort zu verhaften. Die Section der Leiche würde die Vergiftung constatiren. Was würde das für einen Makel auf mich werfen? — Doch ich hab's. — Herr von Pronintsky besucht ja fast täglich die Festlichkeiten unserer Honoratioren, da wird sich auch leicht der günstige Moment finden, ihm ein Paar Tropfen in's Getränk zu gießen."

„Droschke!" rief er einem vorüberfahrenden Kutscher zu, „fahrt mich mal nach der Behrenstraße, Ecke der Wilhelmsstraße."

Der edle Rosselenker mit seinem nichtssagenden, aufgedunsenen Gesicht brachte das melancholische Roß durch einige Peitschenhiebe in langsamen Trab und schwerfällig bewegte sich der klappernde Wagen dem Bestimmungsorte zu.

„Hölle und Teufel," murmelte der Baron leise, „das hätte ich schon früher wissen sollen, das hätte ich schon früher benutzen können, um mir die aus dem Wege zu schaffen, die sich mir entgegenstellten. Dann hätte ich Niemand als den alten Juden gebraucht, Beide wären jetzt hinüber und ich Besitzer einer Million. — O, ich Thor, daß ich andere Personen in mein Geheimniß hineingezogen, andere Personen, die mich stets ver-

rathen, stets bedrohen können. — Doch, kommt Zeit, kommt Rath! Meine liebenswürdige Schwägerin könnte ja auch mal ein Paar Tropfen kosten, um die gute Wirkung zu erfahren, wenn sie ihre Gesinnungen nicht etwa ändern und meine Liebesanträge erhören wollte.

„Ha, ha," lachte er krampfhaft, „Ihr sollt mich kennen lernen, Ihr sollt bald erfahren, daß Ihr trotz Eurer Schlauheit von mir überlistet seid. Auch der aufgeblasene Franzose, der Treville, wird mir lästig, wird mir unerträglich, wenn ich stets seine forschenden Blicke auf mich gerichtet sehe, als ob er meine Geheimnisse ahne. Schon auf der Soirée bei Wesern verwandte er keinen Blick von mir, schien mich mit seinen Augen durchbohren zu wollen. Warte, Bürschchen, Dir werde ich das Handwerk, anderer Leute Angelegenheit auszuspioniren, gründlich legen. Du sollst mich nicht ungestraft in Bianca's Augen gedemüthigt, beleidigt haben. Sie muß mein werden, dieses stolze, üppige Weib, sie muß sich mir hingeben, dieses feurige, blühende Mädchen. Mittel und Wege werde ich schon finden, um sie mir geneigt zu machen, und wenn nicht gutwillig, nun dann mit Gewalt. Für Treville ist sie nachher noch gut genug; denn da müßte man ja ein Thor oder blind sein, wenn man nicht sähe, daß sie den Goldvogel in ihrem Netze gefangen hielte.

Der Wagen hatte jetzt seinen Bestimmungsort erreicht, und der Baron sprang heraus und ging die Behrenstraße entlang.

Fast unmittelbar der Wohnung des Herrn von Pronintsky gegenüber war ein Bierlocal, in dem wohlhabendere Bürger zu verkehren pflegten. Auch der Baron von Neudorf trat hier ein und nahm in der Nähe des Fensters, so daß er das gegenüberliegende Haus genau betrachten konnte, Platz.

„Wer wohnt denn dort?" fragte nach einiger Zeit der Baron den aufwartenden Kellner, „dort in der ersten Etage, wo es so elegant und prächtig aussieht?"

„Ein reicher, polnischer Edelmann, mein Herr," entgegnete der dienstfertige Aufwärter, „ein sehr reicher Herr scheint es zu sein, denn seine Equipage ist die prächtigste, welche ich je gesehen; ein ganzer Schwarm von Dienern ist in seinem Hause ange-

stellt. Der muß viel Geld haben, wenn man den Reden seiner Diener, die hier häufig zu Mittag speisen, vertrauen kann."

„So, so," entgegnete der Baron. „Ja, wenn man so reich wäre, dann könnte man auch solch großes Haus machen. Man muß schon immer zufrieden sein, wenn man ehrlich und anständig durch die Welt kommt und noch ein Paar Thaler für den Fall der Noth zurücklegen kann."

„Da habt Ihr vollständig Recht, lieber Herr," entgegnete der junge Mensch, „man muß bei den schlechten Zeiten zufrieden sein, wenn man sein kümmerliches Brod in Ehren erwerben kann. Was haben auch solche Leute, die von Verbrechen und von dem sauren Schweiße anderer Menschen leben, für ein kümmerliches Dasein? Wie zum Beispiel die Bande, die vor einigen Tagen in Stralow den Raub und Mord verübt haben. Viel Geld und Geldeswerth haben sie freilich dort gefunden, doch das ist eben so bald zerronnen, wie gewonnen, und ihr Gewissen läßt ihnen Tag und Nacht keine Ruhe. Schließlich fallen sie doch den Gerichten in die Hände und enden ihr verbrecherisches Leben auf dem Schaffot, denn nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen. Da bleibt man lieber ein ehrlicher Mann, wenn es einem auch hin und wieder kümmerlich geht."

„Doch die Sache muß, meiner Meinung nach," fuhr der redselige Mann fort," noch einen andern Haken haben, da der Raub des Kindes doch jedenfalls die Hauptsache bei dem Einbruch war. Das Kind kann ihnen doch am Ende keinen Nutzen bringen, da müssen andere Personen, die von dem Verschwinden desselben Vortheil haben könnten, mit im Spiel sein. Man sagt, der Onkel des Kindes sei der einzige Erbe, doch soll das ein sehr geachteter, reicher Herr sein."

Obgleich der Baron wohl erwarten konnte, in jedem Local über die grausige That sprechen zu hören, da in solchen Fällen ein derartiges Ereigniß stets in Berlin Monate lang Stadtgespräch bleibt, Monate lang vor und nach der Gerichtsverhandlung besprochen und noch nach Jahren, wenn ein oder der andere Thäter dem Scharfrichter verfallen, erzählt wird, so beunruhigte ihn doch die einfache und doch so richtige Auffassung des jungen Mannes

derartig, daß er kaum seiner Bewegung und seiner inneren Unruhe Meister werden konnte. Was dieser junge Mann in seiner einfachen Sinnesart dachte, sollte es nicht alle Welt denken, sollten besonders die Gerichte nicht darauf Gewicht legen? Sollte er nicht Tag und Nacht von geheimen Spähern der Polizei umgeben sein, nicht jeder seiner Schritte, nicht Alles, was er that, beobachtet werden?

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, wenn er der Folgen seiner That, wenn er der entsetzlichen Strafe gedachte, die ihm zuerkannt würde, wenn das in seiner Brust verschlossene Geheimniß in die Oeffentlichkeit drang.

Seine frühere erkünstelte Ruhe war wieder vollständig verschwunden, heftiger pochte das Herz in der Brust, als wolle es zerspringen.

„Doch, da kommt ja der Kammerdiener des Herrn von Pronintsky," fuhr der Kellner fort; „es ist ein netter, liebenswürdiger Mann und gar nicht stolz."

In der That trat so eben ein junger, schöner Mann in reicher Dienerkleidung ein und nahm an dem Tisch des Baron von Neudorf Platz.

Siebentes Capitel.

Alice.

Wir hatten das bleiche junge Mädchen, das in der Wirthschaft bei Vater Engel ein augenblickliches Unterkommen gefunden hatte, verlassen, als sie von dem mitleidigen kranken Violinisten nach der Wohnung seiner Mutter geführt worden.

Mit Erstaunen, doch freundlich, hatte die alte Frau das liebliche Mädchen aufgenommen und ihr eine kleine Kammer, die sie sonst an ehrbare Personen zu vermiethen pflegte, angewiesen.

Wie anders fühlte sich hier Alice bei den ehrlichen, braven Leuten, die wohl selbst kaum das Nöthigste zum Lebensunterhalt hatten und sich ihrer, der aus der Gesellschaft Ausgestoßenen, so freundlich annahmen. Obgleich ein schwerer Kummer das unglückliche Mädchen drückte, so schlief sie doch zum ersten Male nach langer Zeit wieder fest und ruhig und erhob sich am folgenden Tage mit neuen Kräften und Hoffnungen.

Wie anders sah es hier bei den guten Leuten aus, wie verschieden von dem wüsten Treiben bei Engel.

Zwar aus allen Mobilien der kleinen Wohnung blickte die Armuth ihrer Bewohner hervor, doch wie reinlich, wie sauber war Alles gehalten, wie glänzte das blendend weiße Betttuch, wie sauber war der roh gearbeitete Eßtisch gescheuert.

Mit freundlichen, liebevollen Worten wurde sie von der alten Frau beim Eintritt in's Zimmer empfangen, mit keiner neugierigen Frage nach ihren Verhältnissen belästigte man sie, doch fühlte sie sich selbst gezwungen, den beiden biederen Leuten eine Erklärung zu geben.

„O, mein Gott, wie danke ich Ihnen, Herr Moral," so hieß der junge Violinist, „daß Sie mich aus diesem schrecklichen Ort befreit, daß Sie mich in diese trauliche Wohnung zu Ihrer Mutter geführt haben! Wenn Sie mir nicht gestern Ihren Beistand und Ihre Hilfe gewährt hätten, dann hätte ich wohl die Nacht nicht überlebt; denn dort noch länger zu bleiben war mir unmöglich geworden. O, stehen Sie mir auch ferner bei, unterstützen Sie mich mit Ihrem Rath und sagen Sie mir, was ich zu thun habe, wenn Sie meine traurigen Erlebnisse erfahren haben."

„Was in meinen und meiner Mutter Kräften steht," entgegnete der junge Mann, „das wollen wir gewiß mit Freuden thun, denn wir Beide glaubeu sicherlich, daß Sie gut und brav sind."

„Tausend Dank für die gütigen Worte, die ich seit so langer Zeit nicht gehört habe. Wie lange ist es her, daß man meinen Worten Glauben schenkte; denn ich habe ja schon seit langer Zeit keinen Menschen gehabt, der für mich Liebe empfunden dem ich vertrauen konnie. Doch nun hören Sie mein früheres

Leben und dann ertheilen Sie mir Ihren Rath, was ich vor der Hand thun soll."

„Schon früh habe ich meine Eltern, deren einziges Kind ich war, verloren. Mein Vater, ein Dorfprediger in der Nähe von Naumburg, hatte in der Ausführung seines geistlichen Berufs, als in seiner Gemeinde ein bösartiges Fieber ausgebrochen und fast täglich mehrere Opfer verlangte, die ansteckende Krankheit in unser Haus gebracht. Schon nach einigen Tagen senkten wir ihn in die kühle Gruft. Meine Mutter, mit derselben Krankheit behaftet, folgte ihm schon nach drei Tagen."

„So stand ich allein und verlassen auf der Welt, als ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren. Ach, hätte mich doch auch der Allmächtige zu sich gerufen, mich mit meinen Lieben vereint, dann hätte ich diesen schrecklichen Kummer nicht zu ertragen brauchen! Die Schwester meiner Mutter, eine alleinstehende Frau, nahm sich meiner an; bei ihr lebte ich, bis ich mein sechszehntes Jahr erreicht hatte; dann nahm mir der unerbittliche Tod auch die letzte Stütze. Ich stand wieder vereinsamt auf Gottes weiter Welt. — Da ich bei meinen Eltern eine gute Schulbildung genossen und mich später in meinen Kenntnissen und in der Musik noch vervollkommnet hatte, so gelang es mir bald, durch Fürsprache eine Stelle als Erzieherin hier in Berlin zu erhalten. Wie unendlich glücklich war ich, als ich die sichere Zusage erhielt. Schon nach einigen Tagen verließ ich mit frohen Hoffnungen die geliebte Heimath und eilte hierher, um meine neue Stellung anzutreten. Freundlich wurde ich im Hause des Geheimraths von Walz empfangen. Mit Lust und Liebe trat ich meine neue Stellung an, widmete mich ganz der Erziehung meiner Zöglinge, zweier lieblichen Mädchen, den Töchtern des Raths. Wie ein Kind vom Hause wurde ich von der Räthin und ihrem Gatten gehalten, kein Wölkchen trübte mein Leben; ich fühlte mich wieder ganz glücklich. — — Zu allen Festlichkeiten, denen die Familie beiwohnte, wurde ich zugezogen, nicht wie eine Fremde oder Dienerin, sondern wie eine Tochter."

„Dort machte ich auch die Bekanntschaft eines jungen Mannes, des Doctor Ewald Behr, der hier in Berlin als Arzt lebt. Mit Genehmigung des Raths und seiner Frau fand

vor ungefähr acht Wochen unsere Verlobung statt, der nach der Verabredung bald die Hochzeit folgen sollte. O, wie schwer erschien mir damals der Abschied, wenn ich daran dachte, wie bald ich das theure Haus, in dem ich meine Eltern wiedergefunden zu haben glaubte, verlassen mußte, um ihm zu folgen. Und wie anders sollte mein Auszug aus diesem Hause sein!" — —

Alice machte hier eine Pause, denn die Aufregung und der Schmerz über ihre traurigen Verhältnisse hatten sie wieder so mächtig ergriffen, daß sie vor Schluchzen nicht weiter zu sprechen vermochte.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein," begann der mitleidige Moral, während auch ihm Thränen in den Augen standen, „lassen Sie es für heute genug sein und fahren Sie ein ander Mal fort."

„O nein, lassen Sie mich enden, dann wird mir wieder wohl werden, dann kann ich doch Ihren Rath hören."

Alice fuhr nach einiger Zeit fort:

„Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß der Herr Rath, wenn er sich von seiner Frau und seinen Kindern unbeobachtet glaubte, mich mit glühenden Blicken betrachtete. Freilich hatte mich das nicht wenig beunruhigt, doch war ich zu sorglos und unerfahren, um mir darüber Gedanken zu machen, oder gar Besorgniß zu hegen. Da kam der schreckliche Tag, der schrecklichste meines Lebens heran. — — Der Rath, welcher vor einem Jahre von Petersburg nach Berlin übergesiedelt und ganz ohne Beschäftigung war, weshalb er auch den größten Theil des Tages im Hause blieb, trat plötzlich in mein Zimmer, wohin ich mich zurückgezogen, da die Frau vom Hause mit meinen Zöglingen ausgefahren war. Ich erschrak allerdings nicht wenig, als der Rath so unerwartet in mein Zimmer trat, was er früher noch niemals gethan, doch suchte ich mich zu fassen, da ich hoffte, er habe mir etwas über die Erziehung seiner Kinder mitzutheilen. Doch wie hatte ich mich geirrt!" — —

„Kaum hatte er die Thür geschlossen, da lag er auch schon zu meinen Füßen und schwur mir mit den glühendsten Worten seine Liebe. Entrüstet hatte ich mich erhoben und ihn, empört über sein Betragen, von mir gewiesen; doch er wurde heftiger, leidenschaftlicher, suchte mich in seine Arme zu schließen und mich

mit Gewalt auf das Sopha niederzudrücken. Schon schwanden meine Kräfte dem starken Manne gegenüber, als ich zum letzten Rettungsmittel meine Zuflucht nahm; ich schrie, so laut ich konnte, nach Hilfe. Anfänglich suchte er mich am Schreien zu verhindern, doch als ihm dies nicht gelang und ich immer lauter rief, verließ er mit einem schrecklichen Fluch auf den Lippen das Zimmer.“ — — —

Von Schmerz überwältigt, machte Alice hier wieder eine Pause.

„Schändlich, schändlich!“ murmelte der junge Moral. „Das ist die Religion, das sind die Sitten der Hochgebornen und Reichen. Ach, daß ich noch Kraft in diesen Armen hätte, wie wollte ich den ehrlosen Schurken züchtigen, wie wollte ich ihm seine schändlichen Lüste vertreiben.“

„Ich war vollständig vernichtet,“ fuhr Alice fort. „Sofort wollte ich das schreckliche Haus verlassen, sofort meinen Verlobten benachrichtigen, welche Gefahr mir drohte. Doch leider unterließ ich es. Die Rücksicht gegen meine Wohlthäterin hielt mich von diesem Schritte ab, ich wollte nicht den Frieden und die Ruhe der Familie zerstören. Ewald war auf einige Tage nach Hause gereist, um unsere zur Trauung nöthigen Papiere zu ordnen. Nur noch acht Tage waren bis zum Schluß des Monats. Sofort setzte ich mich hin und schrieb dem Rath meine Kündigung zum nächsten Monat. Mit ruhigen, gemäßigten Worten warf ich ihm sein unredliches Betragen gegen seine Frau, seine unverantwortliche Handlungsweise gegen ein armes, verlassenes Mädchen vor. So verflossen wieder mehrere Tage. Krankheit vorschützend, blieb ich auf meinem Zimmer, um nicht mit dem Elenden zusammenzukommen. Meine Zöglinge und die Frau des Rathes besuchten mich dort. Keiner von ihnen schien die geringste Ahnung davon zu haben, daß ich schon so bald das Haus verlassen wollte. Um die arme unglückliche Frau nicht zu kränken, verschwieg ich ihr den Vorfall, verschwieg ich ihr meinen nahe bevorstehenden Abgang. — — Ach, daß ich nur ein Wort zu ihr geäußert hätte, dann wäre vielleicht Alles anders geworden und ich jetzt nicht so namenlos elend! — — — Wohl fünf Tage waren seit der Scene vergangen, ich hatte mich

eben angekleidet, da erschien der Rath mit zwei Polizisten in meinem Zimmer.“ —

„Ganz sprachlos vor Erstaunen starrte ich die Männer an.“

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, begann der Elende, daß wir Sie stören müssen, doch die Nothwendigkeit zwingt mich dazu, auch Ihre Stube, um meinem anderen Dienstpersonal gerecht zu werden, einer polizeilichen Untersuchung zu unterwerfen. Seit einigen Tagen vermißt meine Frau mehrere Goldsachen von bedeutendem Werthe. Die Koffer meines Dienstpersonals sind schon sämmtlich untersucht worden, doch hat sich nichts gefunden. Die Herren Polizisten bestehen darauf, daß auch Ihr Zimmer untersucht werde.“

„Noch hatte ich keine Ahnung von den schrecklichen Plänen dieses Mannes. Die Polizisten untersuchten meine Schränke und fanden unter meiner Wäsche liegend die vermißten Sachen. Vergebens beschwor ich die Polizeidiener, mich zu hören, vergebens warf ich mich ihnen zu Füßen und erzählte ihnen die Scene, die ich mit dem Herrn gehabt, vergebens betheuerte ich ihnen, daß hier nur ein Act der Rache zu Grunde liege, doch höhnisch lachten sie mich aus und befahlen mir, ihnen zu folgen.“

„Die tugendhafte Genofeva will hier noch den Herrn Rath verdächtigen, höhnten die gefühllosen Menschen; warte nur, Dirne, das wollen wir Dir anstreichen. Jetzt vorwärts, mit zur Wache, wir können uns mit Deinesgleichen nicht lange aufhalten.“

„Nur mit meinem Morgenrock bekleidet, ohne Hut und Mantel, verließ ich das Haus, verfolgt von den höhnenden Schimpfworten des Dienstpersonals, vor deren Mißhandlungen mich die Polizisten schützten, und ich wurde nach der Polizeiwache gebracht. Nach kurzer Zeit wurde ich von dort nach dem Gefängniß geführt.“ —

„Was halfen mir alle Betheuerungen bei den Richtern? Nur höhnisch lachend zuckten sie bei meinen Aussagen die Achseln und riethen mir, offen und frei die Wahrheit zu gestehen, da dadurch meine Strafe eine mildere sein würde. — — Mein Gott, Du weißt, daß ich rein von diesem Verbrechen bin, Du, der Du in den Herzen der Menschen ihre innersten Gefühle errathen

kannst, Du weißt, daß ich unschuldig bin. Doch die Welt, die Menschen verurtheilen mich. Der Elende beschwor, mir niemals in frevelhafter Zuneigung genaht zu sein, beschwor, die Goldsachen unter meinen Utensilien gefunden zu haben. — — Eine vierwöchentliche Gefängnißhaft war für mich die Strafe meines Verbrechens, was ich nie, niemals begangen habe. — — Vor drei Tagen bin ich aus der Haft entlassen. Kein Mensch gewährte mir ein Unterkommen, selbst mein Verlobter ließ nichts von sich hören, und so mußte ich denn in dem schrecklichen Hause, wo Sie mich fanden, ein Unterkommen suchen."

Jetzt, nach Beendigung ihrer Erzählung, verließen die unglückliche Alice ihre Kräfte; unter einem Strom von Thränen fiel sie in Ohnmacht.

Bestürzt eilten die guten Leute der Unglücklichen zu Hilfe, und es gelang ihnen, wenn auch mit vieler Mühe, die so hart Geprüfte wieder zu beleben.

„O, diese schändliche Welt," rief der junge Moral mit Thränen, „diese schändlichen Menschen, mit dem Leben eines unglücklichen, verlassenen Mädchens so zu spielen. Gott, hast Du denn keine Strafe für den Elenden? Wirst Du nicht die Schuldlose reinwaschen und den Schuldigen züchtigen? Ewiger Fluch, ewige Verdammniß müßte sein Loos sein!"

„Mein Leben ist durch diesen harten Mann für immer vergiftet," begann Alice wieder, „keine Hoffnung habe ich mehr für die Zukunft; aber alle meine Kräfte will ich anstrengen, meine Unschuld klar darzulegen und diesen Bösewicht des Meineids zu überführen. Dann will ich freudig sterben; wenn ich den ehrlichen Namen meiner Eltern rein gewaschen habe, dann will ich freudig vor Gottes Richterstuhl treten, um Rechenschaft für meine Thaten abzulegen."

„Und ich will Ihnen treu zur Seite stehen," rief der arme Violinist, „alle meine Kräfte will ich anstrengen, um ihn der gerechten Strafe zu übergeben. Mutter, noch heute gehe ich zu dem alten Eilberg, der kann uns von großem Nutzen sein. Er ist ein braver Mann, der gern bei seinem Herrn ein gutes Wort für einen unglücklichen Mitmenschen einlegt. Und wem hätte der Herr von Treville wohl jemals ohne Trost von seiner Thür

geschickt? Der muß uns helfen, noch heute gehe ich zum alten Eilberg und bespreche mit ihm die ganze Angelegenheit."

Bei dem Namen des Herrn von Treville war Alice emporgesprungen und rief:

„Ja, ja, bester Herr, eilen Sie dorthin, vielleicht kann er mich retten. Er ist meinem Verlobten befreundet, er kann ihm die Verhältnisse mittheilen, kann ihm meine unglückliche Lage schildern. — — Ach, Ewald, daß auch Du mich so ganz und gar verlassen und vergessen konntest, daß auch Du den Stab über mich gebrochen, ohne mich anzuhören, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, mit mir eine Unterredung zu erlangen, das ist zu schrecklich, zu grausam. — Fremde Personen nehmen sich in Liebe Deiner unglücklichen Alice, der Du so oft ewige Treue geschworen, an, fremde Personen, die mich aus meinem früheren Leben nie gekannt, die nicht wissen, wer und was ich bin, die nicht wissen, wie rein meine Vergangenheit gewesen, sie glauben meinen Worten, meinen Betheuerungen, sie erkennen den Stempel der Wahrheit in meinen Zügen, erkennen, daß ich eines solchen Verbrechens nicht fähig sein kann, und Du, Du hast mich ganz aus Deinem Herzen verbannt, hast mich vollständig verstoßen und noch elender gemacht, als ich es bin. — Ach, ich verlange ja nichts mehr von Dir, ich will Dir freudig entsagen, denn so befleckt, wie ich jetzt bin, das sehe ich selbst ein, kann ich nie die Deine werden; aber Du sollst Dich von meiner Unschuld überzeugen, sollst mich, wenn auch nicht mehr lieben, so doch wieder achten lernen. Und Du kommst nicht, hast keine Sehnsucht nach Deiner unglücklichen Alice!"

„Verzagen Sie nur nicht, Fräulein, das wird sich alles noch ändern und zum Besten kehren. Der alte Gott lebt noch und wird sicherlich solch unschuldiges, unglückliches Mädchen nicht verlassen. Er wird das Verbrechen an's Tageslicht führen und den Schuldigen strafen. Darum lassen Sie den Muth nicht sinken, im Gegentheil, seien Sie stark und fest, damit wir ihm entgegentreten können. Und nun ruhen Sie eine kurze Zeit aus, denn Sie haben sich übermäßig angestrengt, und Ihr Körper bedarf der Pflege. Wenn Mütterchen das Mittagsbrod bereitet hat, dann wollen wir Sie

wecken, denn ich denke bis dahin mit guten Nachrichten hier zu sein."

Mit Thränen in den Augen dankte die unglückliche Alice dem braven, biederen Menschen, in dessen Brust bei seiner Einfachheit und Armuth doch ein Herz schlug, wie es edler wohl nie geschaffen.

Mit großer Sorgfalt bettete die gute Alte die erschöpfte Alice, während Moral nach dem Hôtel des Herrn von Treville eilte.

Achtes Capitel.

Eine Nacht im Colosseum.

Vor einem glänzend erleuchteten Hause der Kommandantenstraße hielt am Sonnabend gegen elf Uhr Abends eine elegante Equipage. Diensteifrig sprang der Kutscher vom Bock und öffnete den Wagenschlag. Zwei Damen, noch im jugendlichen Alter, verließen den Wagen und betraten das glänzend erleuchtete Haus, vor welchem, durch mehrere Gasflammen erleuchtet, zwei Schilder aufgestellt waren, auf denen man lesen konnte: „Colosseum. Heute Abend Maskenball."

Die beiden Damen, welche so eben die Equipage verlassen und den Vorflur des Balllocals betreten hatten, begaben sich nach der Garderobe, um dort ihre Mäntel und Capotten abzugeben und Toilette zu machen. Nachdem sie die Garderobe verlassen, begaben sie sich in den Ballsaal.

Bevor wir den weiteren Weg der beiden jetzt maskirten Damen verfolgen, sei es uns gestattet, ein wenig aus der Garderobe zu plaudern und den Leser mit den Gesichtszügen und den Gestalten der beiden Damen bekannt zu machen.

Die größere von ihnen, eine üppige und doch dabei schlanke Gestalt, hatte ein fein geschnittenes Gesicht mit großen blauen Augen, in denen ein gewisser Ausdruck von Milde und Güte

lag. Ihre hohe Stirn wurde von schwarzen Locken umrahmt, die hinten mit einem Sammetbande verbunden, bis auf den blendend weißen Nacken hinabhingen. Sie trug ein rosenfarbenes seidenes Kleid, darüber eine weiße Kantenmantille, welche durch eine Brillant-Agraffe vor ihrem üppigen Busen zusammengehalten wurde. Außer einem Brillant-Ring an ihrer linken, reizenden Hand trug die Dame keinen Schmuck.

Ihre Begleiterin, welche etwa zwei Jahre jünger sein mochte, war eine reizende Blondine mit blauen Augen, rosenrothen Wangen und kirschrothen Lippen. Sie trug ein weißes Gaze-Kleid, unter welchem ein blauer seidener Rock schimmerte, dazu hellgelbe ungarische Stiefelchen, die fast bis zu der herrlich geformten Wade hinaufreichten, und ein Barett auf dem goldgelben Haar, welches mit einer weißen Straußfeder geschmückt war.

Als die beiden Damen, von denen die Aeltere den Namen Rosa von Haßberg, die Jüngere den Namen Elisabeth Heiling führte, den Ballsaal betraten, war derselbe bereits mit Masken aller Art gefüllt. Ritter und Edelfrauen, Mönche und Nonnen, Schäfer und Gärtnerinnen füllten die glänzend erleuchteten Räume des Colosseums. Melodische Klänge durchhallten den Saal, im lustigen Reigen schwenkten die Paare dahin, während in den Nischen und kleinen Nebenzimmern die vom Tanz erhitzten Paare im rauschenden Champagner Kühlung suchten oder zärtliche Worte mit einander wechselten.

Die beiden Damen, welche soeben den Ballsaal betreten, nahmen in einer kleinen Nische Platz, von welcher aus sie den ganzen Saal übersehen konnten. Die ältere der beiden Damen, Fräulein Rosa von Haßberg, schien etwas erregt. Mit großer Aufmerksamkeit und glühenden Blicken musterte sie die tanzenden und walzenden Paare, während Elisabeth Heiling sich mit einem Fächer Kühlung zuwehte und den Worten eines großen, starken Herrn lauschte, der in Ritterrüstung gekleidet, sich den Damen genähert und in derselben Nische, wo sich unsere Bekannten befanden, Platz genommen hatte.

„Ist der Baron hier?“ fragte Elisabeth, hinter ihrem Fächer hervorblickend und die Maske in der Ritterkleidung in ihren Beobachtungen unterbrechend.

„Er ist nicht allein hier, sondern er giebt sich bereits alle mögliche Mühe, dort jene unschuldige Gärtnerin in sein Garn zu locken," erwiederte der Ritter.

„Also ist es der mit der Mönchskutte, mit dem langen Talar und dem Bettelsack auf dem Rücken?" fragte Elisabeth.

„Ganz recht, das ist der Baron, und jener dort, als Russe gekleidet, ist der Graf Lehkoff und jener dort in der Schifferjacke der junge Prinz von Wilmersheim. Doch sieh, bemerkst Du nicht, wie der Baron mit seiner kleinen Maske dort sich in jene Nische begiebt, sie dort umarmt, sie sogar küßt, und sieh nur," fuhr der Ritter fort, „wie Rosa den Baron mit ihren Blicken verfolgt, sieh nur, Elisabeth, wie sie die Hände ballt; ich glaube, es giebt ein Unwetter."

„Ach, ich gönne es ihr vom Herzen, der stolzen Rosa," flüsterte Elisabeth, „daß sich auch einmal der Baron mit Anderen als mit ihr beschäftigt. Sie rühmt sich, nur allein den Baron zu besitzen, ihn allein zu fesseln, ja, die Thörichte geht sogar so weit, steif und fest zu glauben, daß er sie einst, wenn erst alle seine Verhältnisse geregelt, wenn erst die ärgerliche Geschichte mit seiner Schwägerin in Vergessenheit gerathen, als Gattin heimführen wird. Ha, ha, die Thörin! Der Baron wird eine Gefallene, und sei sie auch noch so schön, nie heirathen! Doch wissen Sie nicht, Herr von Klingner, wer die Schöne ist, der er jetzt so auffällig sein Herz zugewandt?"

„In der That," entgegnete Herr von Klingner, „das kann ich Dir nicht sagen; doch glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß sie nicht eine von Euch ist."

Elisabeth Heiling schien die Beleidigung und den Hohn, welcher doch offenbar in den Worten des Herrn lag, gar nicht zu fühlen, sondern antwortete höchst naiv:

„Ja, bester Eduard, weder hier, noch in Villa nova, habe ich das Mädchen gesehen und glaube daher auch, daß sie nicht zu uns gehört. Doch neugierig bin ich; bemühen Sie sich doch zu erfahren, wer sie ist."

Herr von Klingner verließ die beiden Schönen und verlor sich im Gedränge der Masken.

Rosa von Haßberg, die während der ganzen Zeit kein Auge

von der kleinen Nische, in welcher der Mönch mit der kleinen Gärtnerin verschwunden war, verwandt hatte und über deren lieblichen Wangen einige Thränen perlten, erhob sich plötzlich, um dem Ort zuzueilen, wo der Baron verschwunden war.

Elisabeth hielt sie zurück und zog sie sanft auf die schwellenden Kissen nieder.

„O, bleib doch, Rosa," flüsterte sie leise, „Du müßtest doch die Männer genugsam kennen gelernt haben, um von ihrer Untreue gegen uns überzeugt zu sein. Der Baron ist nicht um ein Haar besser als die Anderen. Erst verkehrte er mit der Clara, dann lag er mir zu Füßen und verbrachte, wie er mir oft und heilig zuschwor, die süßesten Stunden seines Lebens in meinen Armen; dann verließ er auch mich, als er übersättigt war, und lebte mit Dir. Kannst Du Dich denn darüber wundern, wenn er nun sein Glück in der Umarmung einer Anderen sucht? Können wir Mädchen es denn auch anders von unsern Liebhabern erwarten? Werfen wir uns denn nicht auch jedem ersten Besten, der uns eine Zeit lang eine gute Existenz sichert, in die Arme? Wenn ihn dann unsere Reize nicht mehr locken, nun dann verläßt er uns, und wir — wir suchen uns einen Anderen, der weiter für uns sorgt. So lange wir jung und blühend sind, da geht das schon, doch später, wenn sich erst die matten Kirchhofsrosen auf den Wangen einstellen, wenn die nächtlichen Gelage, das ausschweifende Leben unsere Züge entstellt haben, dann ist die Sache schon schwieriger. Nun man lebt eben so lange in Lust und Freuden, wie es uns geboten wird. Was härmen wir uns für die Zukunft? Sei deshalb guten Muth's! Suche Dir einen andern Geliebten. Alle Herren eilen zu Deinen Füßen, sobald sie erfahren, daß Du den Baron aufgegeben."

„Du hast Recht," entgegnete Rosa fest, „was Dich und die Uebrigen anbetrifft; doch bei mir ist die Sache eine andere. Durch ihn bin ich geworden, was ich jetzt bin; nur ihm allein habe ich angehört, nur ihm allein werde ich stets gehören. Ich bin die Mutter seines Kindes, das möge er bedenken. Verläßt er mich, nun gut — dann kann ich nur bedauern, daß ich ihm, als junges, unerfahrenes Mädchen, mein Alles, mein Leben, meine

Ehre anvertraut habe, daß ich in die Hände eines Wüstlings gefallen; verläßt er jedoch das Kind, sein Kind, dann schwöre ich ihm ewige Rache, dann soll er niemals wieder eine ruhige Stunde erleben."

Rosa von Haßberg hatte sich bei diesen letzten Worten, die sie mit großer Heftigkeit und blitzenden Augen gesprochen, schnell erhoben und verließ, ohne den Treulosen eines Blickes zu würdigen, den Saal.

Nach kurzer Zeit trat der als Mönch verkleidete Baron, der sich vorher mit der kleinen Gärtnerin in die Nische zurückgezogen und die Ursache der Unterhaltung der beiden Damen gewesen, zu Elisabeth heran und nahm auf dem von Rosa eben verlassenen Sitze Platz.

Es war unser alter Bekannter, der Baron von Neudorf, der feige Kindesräuber, der Meuchelmörder, der Giftmischer, der üppige Wollüstling, der Mann vom Adel.

„Sie haben Ihre schöne Rosa tief beleidigt," begann Elisabeth, „und schrecklich erzürnt, daß Sie es wagten, unter ihren Augen ein anderes Mädchen zu küssen. Ewige, blutige Rache hat sie Ihnen geschworen. Ha, ha, die Thörin denkt, sie kann die Männer ewig an sich fesseln. Nicht wahr, bester Baron, dann hätte ich schon hundertmal sterben müssen, wenn ich mir den Abfall eines Geliebten so sehr hätte zu Herzen nehmen sollen. Ja, ja, schönes Baronchen, Sie waren mir ganz angenehm, als ich Ihre Auserkorene war; doch an demselben Tage, an dem Sie mich verließen, hatte ich schon einen anderen Goldfisch gefangen. Doch seien Sie auf Ihrer Hut, denn die Rosa ist ein erschrecklich rachsüchtiges Frauenzimmer."

„Mir höchst gleichgiltig, Elisabeth, wenn sie mir Rache schwört. Was hat sie von mir zu verlangen; was bin ich ihr schuldig? Habe ich sie nicht während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft anständig unterhalten, sie elegant gekleidet, sie fürstlich ausgestattet? Für das Kind, von dem ich nicht einmal weiß, ob es das Meine, will ich hin und wieder etwas thun; doch mit ihr noch ferner zu leben, habe ich in der That nicht die geringste Neigung."

„Wer ist denn die schöne Gärtnerin, mit der Sie sich heut Abend ausschließlich beschäftigen?“ fragte Elisabeth.

„Das ist ein kleines Kammerkätzchen, die noch niemals derartige Feste mitgemacht, ein noch ganz unschuldiges, junges Ding, doch wenig hübsch. Auch habe ich mich nur an sie gemacht, um mit ihrer Hilfe bei ihrer schönen Gebieterin einen kleinen Verführungsversuch zu machen.“

„Sie sind doch ein loser Vogel, Baronchen; wo Ihnen etwas Hübsches in die Augen fällt, da werfen Sie gleich Ihre Netze aus. Lassen Sie sich mit der Kleinen nur nicht zu tief ein! Doch wollen wir einmal zusammen walzen, denn der Champagner hat mich ein wenig erregt.

Das edle Pärchen verlor sich im Gewühl der Tanzenden.

Ein Mann mit schwarzer Maske hatte die Bewegungen der beiden Personen aus geringer Entfernung beobachtet und vielleicht auch einzelne Worte derselben gehört. Die Tracht des Mannes war eigentlich für einen Maskenball kein passender Anzug. Ein feiner schwarzer Tuchmantel umschloß fast die ganze kräftige Figur; nur hohe, glänzende Stiefel, die einen auffallend kleinen Fuß bedeckten, wurden sichtbar. Hin und wieder, wenn die schwarze Maske eine Bewegung machte und der Mantel sich vorn öffnete, erblickte man einen feinen schwarzen Tuchrock, um dessen Taille ein gesticktes Wehrgehänge mit einem daran befindlichen langen Dolch befestigt war. Blonde Locken, die von der Sammet-Maske nicht bedeckt wurden, umrahmten den Kopf des Mannes.

Mit seinen großen blauen Augen verfolgte er auch jetzt noch beim Tanz den Baron von Neudorf und ließ sich dann, als der Mönch wieder bei der Gärtnerin Platz genommen, unweit von ihm nieder, ohne auch nur ein Auge von ihm abzuwenden.

„Es ist Bianca's Kammermädchen,“ flüsterte er leise, „mit der der galante Edelmann sich vergnügt. Da steckt etwas dahinter; denn Elise ist in der That nicht so hübsch und anmuthig, um die Begierden dieses Gourmands anfachen zu können. Er will durch ihre Vermittelung nur in den Besitz ihrer Gebieterin gelangen. Das ist ein schlauer Fuchs, dieser Neudorf; doch wahrhaftig, so lange ich lebe, sollen Dir Deine Ränke nichts

einbringen. Doch, was sehe ich! Da kommt ja der gestrenge Herr Geheimrath mit dem Doctor Behr. Fürwahr ein sauberes Pärchen, ganz dazu geschaffen, Arm in Arm mit einander zu wandern. Der Alte giebt das Geld, denn er ist ja reich genug, und der Junge führt ihm junge, unverdorbene Mädchen zu und bereitet sich so ein behagliches Leben. Hübsche Praxis eines Arztes! — Wo nur die Alice geblieben ist. Auch nicht die geringste Erfahrung über ihren jetzigen Aufenthalt habe ich trotz der größten Bemühungen machen können."

„Doch sieh da, der Geheimrath hat sich mit seinem Complicen bei der Gärtnerin und dem Mönch niedergelassen.

Rauschende Musik unterbrach jetzt die Gedanken der schwarzen Maske und wandte das Auge den Tanzenden zu.

Wie war doch die Gesellschaft so verschieden von der bei Vater Engel.

Die Damen, meist blühende, junge Mädchen mit üppigen Formen, die in der Aufregung des Tanzes, bei dem rasenden Herumschwenken nur zu oft sichtbar wurden, die elegante, fast fürstliche Toilette, ihr reicher Schmuck, — natürlich größtentheils Geschenke ihrer Geliebten, — die feinen, eleganten Bewegungen, wie war das Alles so verschieden von dem Treiben in der Verbrecherkneipe.

Die feinen, zierlichen Manieren der Herren, ihre ausgesuchteste elegante Kleidung, die reich mit Champagner und anderen feinen Weinen besetzten Tische gewährten in der That einen anderen Anblick.

Und doch, wie ähnlich war auch wieder dies Treiben dem in dem Local bei Engel; wie eng waren die Elemente, die sich hier zur Lust und Freude vereinigt, mit dem dortigen verbunden.

Freilich waren die Damen alle blühende, üppige Gestalten, doch sie gehörten fast sämmtlich einer Klasse von Mädchen an, die, wenn Jugend und Schönheit entschwunden, wenn der Preis für ihre Liebe, ihre Hingebung, mit dem Verlust ihrer Jugend und Ueppigkeit immer geringer und geringer wird, auch von Stufe zu Stufe herabsinken, bis sie in den Schmutz der Verbrecherhöhlen ihren Schluß finden. Sie gehören zu den Waaren, die durch Altwerden schlechter und darum billiger, und schließlich

zu jedem Preise kaufbar werden. Sieht man es nicht ihren frechen Blicken, die sie den Männern zuwerfen, ihren zwar schönen, elastischen, doch höchst unsittlichen Bewegungen an, daß sie zu den Gefallenen des schönen Geschlechts gehören?

Hier diese üppige und doch schlanke Blondine, mit dem oval geformten Gesicht, den blauen, funkelnden Augen, dem kirschrothen, zum Küssen einladenden Munde, dem weißen Schwanenhalse, dem vollen wogenden Busen, den entblößten, klassisch geformten Armen, wie liebeglühend hat sie jenen Mann umschlossen, wie schmachtend schlägt sie die Augen zu ihm auf, wie verlangend ladet der halb geöffnete Mund zum Küssen ein. Und doch! Wo soll da Verlangen, wo nur Raffinerie, wo soll da Liebe, wo nur Geldgier, wo soll da doch der wahre, reine Charakter der Jungfrau, des Weibes in ihrem, obgleich so schönen Körper wohnen, bei ihr, die erst vor wenigen Minuten in den Armen eines Anderen gelegen, ihn eben so liebeglühend umfaßt, eben so schmachtend angeblickt, die nur jetzt zu ihm geeilt, da sie von der Freundin vernahm, daß er reich, unermeßlich reich, daß er erst vor wenigen Tagen nach Berlin gekommen sei, um die Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu genießen und vielleicht ein großes Vermögen zu vergeuden.

Da, denkt sie, ist vielleicht zu verdienen, da ist ein Goldfisch zu fangen, da mußt du deine Netze ausspannen, dich von der schönsten, liebenswürdigsten, aufregendsten Seite zeigen, denn dort sind nicht nur Küsse und Liebesbetheuerungen zu erwarten dort regnet es auch Gold — Gold und wieder Gold, — wonach sie ja Alle streben.

Sie weiß die Situation auf's Trefflichste zu benutzen; sie küßt und herzt ihn, und während sie auf seinem Schooße Platz genommen und den schäumenden Champagner an ihre Lippen führt, weiß sie die Stellung so zu benutzen, um dem Mann, den sie in ihrem Netze fangen will, den kleinen, zierlichen Fuß und einen Theil der schön geformten Wade zu zeigen.

Schon ist er von ihren Reizen, von ihren Fesseln umstrickt, schon beugt er das glühende Gesicht auf den duftenden, wogenden Busen und drückt mit Leidenschaft zahlreiche Küsse darauf, schon hat sie die Gewißheit, sich eine neue Geldquelle erworben

zu haben, denn Gold, viel Gold muß sie haben, da sie von allen Seiten bedrängt wird. — Da muß sie schon bedacht sein, Geld zu erwerben, um den Leihzins für ihren kostbaren Anzug, von dem vielleicht nicht einmal das nöthigste Kleidungsstück ihr Eigenthum ist, am morgenden Tage zu entrichten, da die Leihfrauen ihr dann unbedingt sofort Alles abnehmen würden. — Gold muß sie mit vollen Händen erwerben, und sie erwirbt es auch, da sie noch jung und schön ist. — Und vielleicht, wenn Noth, Sorge und Krankheit, die unabwendbaren Folgen der lasterhaften Ausschweifungen und wüsten Gelage, ihre schönen Züge entstellt, zerrissen, ihren heut noch so üppigen Körper zerstört haben, ach, vielleicht sucht sie dann auch schon nach Jahr und Tag die schmutzigsten Höhlen des Lasters auf und sucht dort einen Erwerb, um durch ein Stück Brod und einen Trunk Wasser ihr trauriges Leben zu fristen. — Jetzt schwelgt sie noch im Champagner. —

Dort jene reizende Brünette mit ihrer ätherischen Gestalt, den bleichen, schwärmerischen Zügen, die von wallenden schwarzen Locken, welche bis auf den weißen Hals herabfallen, umrahmt sind, jene Brünette, die kaum den Kinderjahren entwachsen, denn sie zählt noch nicht sechszehn Jahre, die noch schüchtern und zaghaft auf die umherflatternden Herren schaut, die in ihrem rosaseidenen Kleidchen einer himmlischen Erscheinung gleicht, sie lag noch vor wenig Wochen in der ärmlichen Behausung ihrer Eltern auf Stroh; nur Lumpen bekleideten damals die schöne Gestalt, nur die dürftigste Nahrung ward ihr geboten. — Jetzt ist sie die Königin des Festes, denn sie ist die Jüngste, Schönste; jetzt umschließt Sammet und Seide die himmlische Erscheinung; denn das Gold strömt ihr von allen Seiten zu, jetzt schlürft sie mit wollüstigem Munde den schäumenden Rebensaft.

Auch jene, die im weißen Sammetkleide dahinrauscht, die nur mit Grafen und Baronen französisch parlirt und die übrigen Herren der Gesellschaft, die sich ihr zu nahen wagen, nur mit einem gnädigen Kopfnicken begrüßt, sie hat erst vor wenigen Tagen das Polizeigewahrsam und das Krankenhaus verlassen, auch sie wird sich dereinst durch Lumpensammeln ihr Brod er-

werben müssen, oder hinter einer Hecke, geistig und körperlich vernichtet, ihr jämmerliches Leben aushauchen.

O, ihr Weiber, die ihr hier in Ueppigkeit und Schönheit strahlt, die ihr, Königinnen gleich gekleidet, hier der Lust und Freude lebt, ihr werdet wohl fast Alle ein ähnliches Schicksal, ein ähnliches Ende, von allen Menschen verlassen, haben.

Werfen wir nun auch einen kurzen Blick auf das männliche Personal, das hier zu verkehren pflegt.

Freilich bewegen sich hier alte Herren, die in der bürgerlichen Gesellschaft durch Reichthum und Rang eine geachtete Stellung einnehmen, die trotz ihrer weißen Haare noch die Annehmlichkeiten des Lebens, die Lust mit vollen Zügen genießen wollen; freilich sind hier die Söhne aus den angesehensten und reichsten Familien, die im Kreise dieser schönen, leichtfertigen Damen einen Abend in Freude und Wonne zubringen wollen; doch auch der Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft hat hier sein Quartier aufgeschlagen.

Hier ist auch einer der Versammlungsorte der gefährlichsten aller Verbrecher, der berüchtigten und weit verbreiteten Secte der Bauernfänger.

Wie viele Fremde, wie mancher Einwohner Berlins, der mit den Verhältnissen weniger bekannt gewesen, ist in die Hände dieser Verbrecher gefallen und seiner ganzen Baarschaft beraubt worden; wie manches Familienglück ist durch diese verwegenen Schurken zerstört worden!

Mit der größten Raffinerie, mit der unglaublichsten Schlauheit und Gewandtheit verstehen sie es, ihr Opfer, was sie zu berauben der Mühe werth halten, zu umstricken, sei es ein Fremder, sei es selbst ein Berliner, sie wissen stets einen Anknüpfungspunkt zu finden.

Dort begnügen sie sich, einem armen Handwerksburschen seine wenigen Groschen, die er vielleicht erst vor wenigen Stunden auf der Landstraße von mitleidigen Personen erbettelt, abzunehmen; hier suchen sie sich einen reichen Viehhändler oder Bauer aus, der, nachdem er seine Waaren in Berlin verkauft, sich ein wenig von der Mühe und Last des Lebens ausruhen will und dabei des Guten zu viel thut, um ihm, dem Berauschten,

den Verdienst vieler Monate, den Ertrag der Ernte, im betrügerischen Spiele abzunehmen.

Mit leerem Beutel und wüstem Kopf erwachen sie später aus ihrem schrecklichen Traum. — Dieser ist seiner wenigen Groschen seines Felleisens, das seine nothdürftigsten Bekleidungsstücke enthielt, beraubt worden, jener hat den Ertrag seiner sauren Arbeit, mit dem er neue Waaren einkaufen, den Miethzins bezahlen wollte, ein Anderer das Geld für Saatkorn verspielt. — Sie sind von den Bauernfängern geplündert worden.

Dort haben zwei Bauernfänger der besseren Sorte von den feinsten Manieren und höchst elegant gekleidet, einen jungen, unerfahrenen Mann gefunden, der sich von ihnen rupfen läßt.

Zwei höchst liebenswürdige, hübsche Mädchen, die Gefährtinnen der Bauernfänger, haben am Spieltisch Platz genommen und suchen durch ihre nur zu sehr entblößten Formen die Aufmerksamkeit des Goldvogels vom Spiele abzulenken, da ein Theil des Gewinns auch ihnen zufließt. Mit leerem Beutel und wüstem Kopf verläßt dann der Geprellte, wenn der Morgen schon anbricht, den Ort der Sinnenlust.

In einem der nächsten Capitel werden wir unsere Leser in das Leben und Treiben dieser Menschen näher einführen. — Kehren wir jetzt zu unserer verlassenen Gesellschaft zurück.

Neuntes Capitel.

Die schwarze Maske.

Wieder rauschte die Musik, wieder drehten sich die Paare im wirbelnden Tanze. Das war ein Leben, eine Ungebundenheit, die ihres Gleichen suchte. Munter knallten die Champagnerpfropfen, hoch schäumte der herrliche Wein in den Krystallgläsern, röther wurden die Wangen der Tanzenden, höher wogten die Busen der Damen, immer freier, immer ungenirter wurden ihre Bewegungen. Mit gierigem Verlangen schlürften

sie den kühlen Trank, erquickten sie sich an dem erfrischenden Eise, denn es waren heut ausnahmsweise reiche Leute da, die ordentlich bezahlen konnten.

Der Herr Geheimrath von Waltz und der Arzt hatten die Laube, in welcher der Baron mit dem Kammerkätzchen des Fräulein Bianca Platz genommen, verlassen und ergingen sich in dem weiten Salon.

Der Baron, vom Wein erhitzt, war mit Elise allein.

Mit glühenden Küssen bedeckte er ihren Mund und den entblößten Hals. Der feile Mörder schien in der Laune des Weins die letzten Tage vergessen zu haben; nur in Lust und Freude schien er den Abend, die Nacht genießen zu wollen.

Die schwarze Maske hatte sich dem Pärchen geräuschlos genähert und hinter der Laube versteckt, in ihrer nächsten Nähe einen Sitz eingenommen.

Der Baron unterhielt sich mit seiner Schönen ziemlich lebhaft, denn der genossene Wein ließ ihn seine gewöhnliche Vorsicht vergessen, so daß die schwarze Maske fast kein Wort ihrer Unterhaltung verlor.

„Meine geliebte Elisabeth," sagte der Baron zärtlich, „nur Dich, Dich allein liebe ich. Keine Macht der Erde soll mich von Dir trennen, Du sollst in kurzer Zeit mein Weib werden. Was frage ich nach Deinem bürgerlichen Herkommen, nach Deiner niedrigen Stellung, da ich Dich wahrhaft und innig liebe."

Die unerfahrene, leichtgläubige Elise schmiegte sich fester an den Geliebten, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn mit Heftigkeit und Leidenschaft, denn sie ahnte nicht, was sich in der Brust des Bösewichts regte; sie kannte noch nicht seine grauenhafte Vergangenheit, sie wußte noch nichts von den Plänen, die in seiner Brust schlummerten.

„Ja, mein angebetetes Mädchen," fuhr der Baron fort, „in höchstens vier Wochen wollen wir am Altar stehen, dann sollst Du mein liebes Weibchen werden. Doch Du mußt mir auch dienen, Du mußt meine Pläne ausführen helfen; denn nicht eher kann ich Dich heimführen, als ich meine Rache gegen diese stolze Bianca vollzogen habe."

„Ach, Herr Baron," entgegnete Elise schüchtern, „was fordern Sie von mir, was wollen Sie beginnen?"

„Wenn Du zurücktrittst, wenn Du mir nicht eine Helferin für meine Rache gegen dieses stolze Mädchen, die mich auf's Tiefste beleidigt, beschimpft hat, sein willst, dann liebst Du mich auch nicht!"

„Alles, Alles will ich für Sie thun, Herr Baron, wenn Sie mich nicht dadurch in's Unglück stürzen, denn auch ich hasse dieses stolze Fräulein."

„Ach, meine geliebte Elise, weshalb gebrauchst Du stets das kalte Sie? Nenne mich du, Du mein herziges Mädchen."

„Nun, was verlangst Du von mir, Geliebter?" fragte sie schüchtern, indem sie das erröthende Gesicht an seiner Brust barg.

„Du weißt," entgegnete der Baron, „daß auch ich mich, verblendet durch das schöne Aeußere Bianca's, in früherer Zeit um ihre Gunst bewarb. Aus diesen Zeiten her ist sie im Besitz einiger Briefe von mir; glühende Antworten, in denen sie mir ewige Liebe und Treue verhieß, schickte sie mir zu; später wurde sie mir untreu, und ich war so unklug und ehrlich, ihr diese Briefe zurückzuschicken. Diese muß ich unter allen Umständen wieder erlangen, muß sie ihrem jetzigen Verlobten, dem Herrn von Treville zusenden, in dessen Augen sie mich erst vor einigen Tagen gröblich beleidigte. Nur ich kenne den Ort, wo sie dieselben verwahrt, denn in einer zärtlichen Stunde, als ich in ihrem Schlafgemach war, zeigte sie mir den Ort, wo sie ihre geheimsten Papiere aufzubewahren pflegt. — Dort werden sie wahrscheinlicher Weise auch jetzt noch verborgen sein."

„Und nun?" entgegnete Elise, als der Baron hier eine längere Pause machte.

„Vor allen Dingen mußt Du mir einen Schlüssel zu ihrem Schlafzimmer verschaffen, damit ich zur Nachtzeit zu ihr gelangen kann."

„Aber das ist ja rein unmöglich," entgegnete Elise, „das gnädige Fräulein würde erwachen und dann wären wir Beide verloren. Kannst Du Deinen Plan denn nicht lieber bei Tage ausführen?"

„Nein," entgegnete Neudorf, „bei Tage geht es entschieden nicht, ist es unmöglich, in den Besitz der Papiere zu gelangen, denn den Schlüssel zum Kasten, der übrigens nicht zum Transportiren ist, trägt sie auf ihrem Herzen, und dort muß ich ihn wegnehmen, wenn ich meinen Zweck erreichen will."

„Aber dann muß sie doch erwachen!"

„Das soll meine Sorge sein, denn an einem bestimmten Tage, den ich Dir morgen, wenn Du mir den Schlüssel bringst, näher bezeichnen will, wirst Du ihr am Abend beim Theetrinken dieses Pulver in die Tasse schütten. Nach einigen Stunden wird sie dann in einen tiefen Schlaf verfallen, aus dem sie erst am Mittag, ohne irgend eine Beschwerde zu empfinden, erwachen wird. Während dieser Zeit wird Alles gethan sein, denn auch nicht das größte Geräusch würde sie vor Mittag erwecken."

„Ach," entgegnete Elise zaghaft, „das geht doch wirklich nicht, da könnte sie am Ende vergiftet werden."

Noch leidenschaftlicher umfaßte der Schurke das junge Mädchen, heftiger drückte er sie an seine Brust, glühender wurden seine Küsse, um das erwachende Gewissen Elisens einzuschläfern.

Noch einige Zeit flüsterten die beiden Liebenden zusammen, während Neudorf seine Liebkosungen fortsetzte.

„Nun gut," begann Elise wieder, „ich will thun, was Du von mir verlangst, doch mußt Du mir zuschwören, dem Fräulein kein Leid zuzufügen."

„Ich schwöre es Dir bei meiner Seelen Seligkeit, bei unserer beiderseitigen Liebe, bei dem Andenken an meine Eltern."

Die schwarze Maske hatte sich wieder erhoben und sich geräuschlos entfernt.

„Es ist elf Uhr," begann Elise wieder, „es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre, denn nur bis zwölf Uhr hat mir die Gnädige fortzubleiben erlaubt."

„O, nicht doch, meine angebetete Elise," entgegnete Neudorf, „noch verweilen wir hier ein Stündchen, und dann kommst Du zu mir, um Dir gleich Deine künftige Heimath anzusehen; denn Du vertrautest mir ja schon vorhin, daß Du ohne jegliche Mühe und Besorgniß, entdeckt zu werden, Dein Zimmer erreichen

kannst. Es wird wohl entschieden nicht viel ausmachen, wenn Du ein Stündchen später heimkehrst."

„Aber," erwiederte Elise erröthend, „was verlangst Du von mir? — Ich soll zu Dir kommen? — Wenn das Deine Dienerschaft erfährt, dann muß ich mich ja zu Tode schämen."

„Meine Dienerschaft wird nichts erfahren, denn mir ist doch selbst daran gelegen, mein zukünftiges Weibchen in ihren Augen nicht bloszustellen."

Lange noch sträubte sich das unerfahrene Mädchen, ehe sie ihrem Geliebten versprach, ihm zu folgen.

Wieder perlte der Champagner in den Gläsern, wieder trank Elise mit vollen Zügen den betäubenden Göttertrank.

Gegen zwölf Uhr erhoben sich Beide, um das Local zu verlassen, als ihnen die schwarze Maske in den Weg trat.

„Guten Abend, Herr Baron!" begann sie mit wohltönender Stimme. „Wollen Sie schon so früh heimkehren?"

Der Baron stutzte einen Augenblick beim Klang dieser Stimme, doch hatte er bald seine frühere Fassung wieder gewonnen.

„Wenn ich nicht irre, der Herr von Pronintsky?" entgegnete der Baron, indem er der schwarzen Maske die Hand reichte. „Ja, ja, Herr von Pronintsky, und noch dazu in galanter Räubertracht."

Ja wohl, entgegnete Pronintsky lachend — denn er war es in der That, der leibhaftige Räuberhauptmann. — „Nun, der Schein trügt ja so oft, so manches Pfäfflein wird wohl vielleicht mehr Genie zum Räuber haben, als ich. Doch, da hätte ich bald das Wichtigste vergessen! Wenn der Baron mir die Ehre anthun wollen, mich morgen früh zu beehren, so werden Sie bei mir einen kleinen auserlesenen Kreis von Freunden und einigen Damen vom Ballet antreffen. Ich hoffe mit Bestimmtheit, keine Fehlbitte zu thun."

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihrer Bitte nachzukommen. Herr von Pronintsky!" —

Der Baron verließ dann mit Elise das Local; sie bestiegen eine Droschke und fuhren nach seiner Behausung.

Erst gegen fünf Uhr Morgens kehrte die unglückliche Elise nach der Wohnung ihrer Herrschaft zurück. — — — —

Nach dem Fortgang des Barons ging Herr von Proninstky unruhig im Local hin und her. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er die anwesenden Herren und Damen, die sich nach zwölf Uhr alle demaskirt hatten. Dort scherzte er freundlich mit einer galanten Schönen, hier unterhielt er sich mit einigen Bekannten und Freunden, dort verfolgte er gespannten Blickes die Spielenden.

Der Geheimrath von Waltz und sein Freund, der Doctor Ewald Behr, hatten sich mit einigen Damen, unter denen auch Elisabeth Heiling war, ein trauliches Plätzchen ausgesucht, wo sie, unbeobachtet von den Blicken Neugieriger und etwas entfernt vom Getöse des Tanzes, ihren Neigungen folgen konnten.

Elisabeth saß zur Linken des Raths, eine feurige Brünette, die liebkosend ihre Arme um seinen Hals geschlungen, hatte den rechten Platz eingenommen.

Der Geheimrath, ein Mann in den Fünfzigern, war durch den genossenen schweren Wein von den Liebkosungen und zärtlichen Tändeleien seiner beiden Damen ganz betäubt. Eine ungeheure Glückseligkeit strahlte aus seinen harten verlebten Zügen, rechts und links neigte sich der alte Sünder zu den beiden Mädchen, um von ihren Lippen den süßen Honigseim zu trinken; eine jede der beiden Damen hatte er mit einem Arm umschlungen.

Der Doctor Ewald Behr schien weniger Vergnügen an der Unterhaltung mit den Damen zu finden. Desto eifriger bemühte er sich aber, die vollen Flaschen zu leeren. Kein Zug von Gram und Kummer über den Fehltritt seiner unglücklichen Alice war in den gleichgiltigen Zügen des Mannes zu lesen. Verachtete er sie so ganz wegen der ihr aufgebürdeten Schuld, oder hatte er nur mit dem Herzen eines unschuldigen Mädchens gespielt? Hatte er sie wahrhaft geliebt? Der weitere Verlauf unserer Erzählung wird dem Leser bald ein Bild über seine Gesinnungen und über sein früheres Verhältniß zu Alice geben.

„Gewiß, gewiß, Herr von Waltz," riefen jetzt die Damen, denn der Geheimrath war ihnen wohl bekannt, — „wir wer-

den schon Wort halten und uns keinen anderen Geliebten anschaffen, wenn Sie uns nur treu bleiben; und da der Herr Doctor stets so freundlich und zuvorkommend ist, uns seine Zimmer zur Disposition zu stellen, so leeren wir, wenn wir den Ball verlassen haben, in der Wohnung des Herrn Doctor noch ein Paar Flaschen, und morgen kehren Sie von Ihrer Reise wieder in die Arme der trauernden Gattin zurück."

„Na ja," entgegnete Waltz, „so wollen wir's machen. Ihr seid doch ein Paar charmante Mädel, mit denen man vergnügt ein Stündchen verplaudern kann. Doch Sie, Herr Doctor, trinken Sie doch in aller Welt nicht so viel, Sie müssen ja, wenn Sie so fortfahren, betrunken werden. Oder wollen Sie ihren Gram um die verlorene Braut im Wein ertränken?"

„Ha! ha!" lachte der Rath über seine eigenen Worte; der Doctor und die beiden Mädchen stimmten in sein Gelächter ein, ohne daß Letztere wußten, um was es sich hier handelte. Eine Braut war für diese Mädchen stets ein lächerlicher Gegenstand.

Arme Alice, hättest Du diese wenigen herzlosen Worte des Raths vernommen, hättest Du das Gelächter Deines Bräutigams, der Dir so oft seine süße Liebe geschworen, gehört, Du würdest Dich vielleicht noch unglücklicher, noch elender fühlen.

In diesem Augenblicke, so daß er die Worte des Raths noch vernommen und das Gelächter des Arztes gehört, trat Herr von Pronintsky in den Kreis. Er war beiden Herren aus Gesellschaften, in denen er mit ihnen zusammengetroffen, bekannt und nahm deshalb auf ihre Einladung an ihrem Tische Platz. Der alte Herr scherzte mit den Damen weiter; der Doctor entkorkte eine neue Flasche, und auch Herr von Pronintsky unterhielt sich mit einer dritten Dame.

„Man könnte auf die Vermuthung kommen, Herr Rath," begann nach kurzer Zeit Herr von Pronintsky mit ruhiger Stimme, „wenn man Sie so liebenswürdig in dem Kreise unserer schönen Damen sieht, daß Sie gewiß auch nicht unempfindlich für die Reize der Erzieherin Ihrer Kinder gewesen sind. Wenigstens glaube ich gelesen zu haben, daß Jene in der Gerichtsverhandlung etwas darauf Bezügliches zu ihrer Vertheidigung angab. Schade um das hübsche Mädchen, daß sie so tief

gesunken ist! Allein es muß mit ihrer unschuldsvollen Miene nicht so weit her gewesen sein, denn noch vor wenigen Minuten sah ich sie hier im Local ganz munter und lustig umherspringen. Sie redete mich gleich ganz vertraulich an und berührte ihre fatale Angelegenheit mit keinem Worte. Ein hübscher, junger Mann scheint jetzt ihr erklärter Liebhaber zu sein; denn sie behandelte ihn mit einer Vertraulichkeit, aus der man wohl andere Schlüsse ziehen konnte."

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor," wandte sich der Redner zu diesem, „daß ich so frank und frei hier meine Meinung über Fräulein Alice zu äußern wage, doch glaube ich gehört zu haben, daß Ihrerseits die Verlobung rückgängig gemacht ist.

„Ja, ja," fuhr er mit der größten Seelenruhe fort, „so sind die Weiber heutzutage. Die größte Tugend, die reinste Unschuld liegt in ihren Gesichtszügen und in ihrem Herzen ausgeprägt; in ihren Gedanken hat der Teufel schon seit der frühsten Jugend sein Quartier aufgeschlagen. Nichts als Heuchelei ist bei ihnen zu finden."

Die Gesichtszüge des Raths und des Doctor Behr hatten sich bei den ersten Worten des Herrn von Pronintsky merklich verlängert, als er aber später die Anwesenheit Alice's an diesem Orte erwähnte, war der Rath entsetzlich bleich geworden und eine nicht zu verkennende Angst und Unruhe hatte seinen ganzen Körper gepackt.

„So! so!" brachte er endlich mühsam hervor. „Also Alice ist hier; da sehen Sie sich doch mal nach ihr um, bester Doctor; doch verschonen Sie mich mit dem Anblick des Mädchens und führen Sie die Unwürdige nicht etwa hierher."

Doctor Behr hatte sich erhoben, um seine frühere Verlobte aufzusuchen, während Herr von Pronintsky sich wieder mit dem größten Gleichmuthe mit seiner Nachbarin unterhielt, die etwas Näheres über die erwähnte Alice zu erfahren wünschte.

Nach einiger Zeit kehrte der Doctor mit dem Bescheide zurück, daß er auch nicht die geringste Spur von dem Hiersein des jungen Mädchens entdeckt habe.

„Dann wird sie wohl schon mit ihrem Geliebten heimgeflogen sein," entgegnete Pronintsky ruhig, während er sich erhob.

„Wünsche Ihnen allerseits gesegnete Nachtruhe, meine Herren und Damen!“

Herr von Pronintsky hatte sich bei diesen Worten verabschiedet und verließ, verfolgt von den Blicken des Raths und des Doctors, mit gemessenen Schritten das Local. Er mußte sich nach Hause begeben haben, denn er war die Nacht hindurch nicht mehr sichtbar.

Es war, als ob den Geheimrath ein kaltes Sturzbad getroffen hätte, denn er wurde auffällig still, unterließ die zärtlichen Tändeleien mit seinen beiden Schönen und starrte gedankenvoll in das bunte Treiben der Tanzenden.

Erst nach einiger Zeit, nachdem er die erschlafften Lebensgeister wieder durch einige Gläser Champagner erweckt hatte, wurde er etwas gesprächiger und begann die unterbrochenen Zärtlichkeiten von Neuem.

Gegen Morgen, als sich das Fest schon seinem Ende nahte, verließen die beiden Herren und die drei Damen das Colosseum.

Zehntes Capitel.

Im Dachstübchen.

Herr Moral, der kranke Violinist aus dem Local des Vaters Engel, war gleich, nachdem seine vorsorgliche Mutter die kranke unglückliche Alice so sanft gebettet hatte, nach dem Palais des Herrn von Treville geeilt.

Der Vater Moral's hatte mit Eilberg, dem Haushofmeister, die Feldzüge mitgemacht, und da sie beide in ihren Kriegsjahren als Soldaten gute Freundschaft geschlossen, so waren sie auch später noch gute Freunde und Kameraden geblieben.

Der alte Moral war nun schon über zehn Jahre todt, die schreckliche Schwindsucht hatte ihn in seinen besten Jahren dahingerafft, und er ließ seine Frau und den einzigen Sohn unter

den kümmerlichsten Verhältnissen zurück. — Da war nun guter Rath theuer, denn die wenigen Nothgroschen waren für das Begräbniß des Mannes und Vaters draufgegangen; doch der brave Eilberg half mit Rath und That.

Als nun später Eilberg seinem jetzt verstorbenen Herrn nach Paris folgte, kam er dadurch mit der Familie Moral auseinander, doch gedachte er ihrer stets in Liebe und Freundschaft, und wo sich irgend eine Gelegenheit bot, da schickte er der armen Familie seines verstorbenen Freundes von seinen Ersparnissen; seit seiner Rückkehr von Paris besuchte er nun fast wöchentlich die ihm lieb gewordene Familie.

Auf ihn hatte nun der junge Moral alle seine Hoffnung gesetzt; nur Eilberg konnte ihm rathen, was für seine unglückliche Schutzbefohlene gethan werden könnte, nur er konnte auf Herrn von Treville, der in ganz Berlin als der Beschützer der Armen und Bedrängten bekannt war, Einfluß ausüben.

Langsam ging der junge Mann dem Palais zu, indem er sich wohl hundertmal wiederholte, was er dem Alten sagen, wie er ihn bitten, wie er ihm die Sache der armen Alice an's Herz legen wollte.

Mit klopfendem Herzen trat er in das Zimmer des Haushofmeisters, der ihn wie gewöhnlich mit der größten Freundlichkeit empfing.

„Na, Junge, was bringst Du mir?“ begann der Alte, indem er die Hand Moral's herzlich schüttelte. „Du siehst ja heut ordentlich wohl aus, hast Dir ja mal wieder Deine rothen Backen angeschafft. Es ist auch Zeit, daß Du Dich wieder ordentlich erholst, denn Du sahst von dem verdammten Gefiedel des Nachts hindurch erbärmlich angegriffen und klapprig aus. Der Ungarwein ist Dir, wie ich sehe, gut bekommen, und Du kannst Dir gleich noch eine andere Flasche mitnehmen.

„Ach, Onkel,“ begann Moral mit schüchterner Stimme, „ich danke Euch viel tausendmal für Eure Liebe und Güte; mit meiner Gesundheit geht's, Gott sei Dank, etwas besser, doch ich komme mit einer Bitte, mit einem Anliegen, Sie sollen mir Ihren Rath ertheilen.“

„Immer 'raus mit der Sprache, Paul, nicht so zimperlich

wie so ein feines Jüngferchen, immer schütte Dein Herz aus vor dem alten Eilberg, der, wenn er rathen und helfen kann, gewiß mit Freuden das Seine thut, wo er einem unglücklichen Mitmenschen Hilfe gewähren kann."

Paul Moral begann nun die Erlebnisse der armen Alice dem „alten Onkel, — wie er ihn von seiner frühesten Jugend an nannte, — zu erzählen, anfangs mit zitternder Stimme, dann immer lauter und fester, und schließlich sprach er in solcher Extase und Begeisterung sein Bitte aus, für die Unglückliche etwas zu thun, daß ihn der Alte ganz verwundert betrachtete.

„Junge," entgegnete Eilberg, als Paul Moral geendet hatte „Junge, Du hast mir ordentlich warm gemacht. Hast doch nicht etwa schon zu tief in die Augen des Mädchens geschaut?"

„Bester Onkel," —stotterte Paul.

„Ist schon gut, mein Sohn, auch ich habe schon durch meinen Herrn etwas von dem Unglück des Mädels gehört. Herr von Treville war ganz entrüstet und entsetzlich aufgebracht über den Schurkenstreich des alten Sünders, denn daß Walz ein solcher ist, glaube ich nach den Ausdrücken meines Herrn behaupten zu können, und daß er an die Unschuld des Mädchens glaubt, das weiß ich mit Bestimmtheit."

„Alle derartigen Begebenheiten erzählt er mir gewöhnlich am Morgen, wenn ich mir die Befehle für den Tag bei ihm einhole und Rechnung über die Gelder bei ihm ablege, — denn Du mußt wissen, mein Sohn, daß ich — Gott sei's gedankt — sein volles Vertrauen besitze. — Gleich von Anfang an sagte er zu mir: Eilberg, ich sage Euch, das Mädel ist so unschuldig wie ein Lamm, und der hinterlistige Schurke hat ihr nur, weil sie sich seinen Wünschen nicht fügen wollte, eine Grube gegraben. Mein Ehrenwort zum Pfande," sagte er, „daß ich den alten Sünder entlarve und die Unschuld des Mädchens an's Licht bringe. Gewiß hat er auch schon in ihrer Sache etwas gethan, denn da kenne ich meinen Herrn zu gut, daß er das, was er versprochen, auch sicherlich hält. Ich will doch aber gleich, sobald er nach Hause kommt, mit ihm darüber sprechen und ihm mittheilen, daß das Mädchen jetzt wieder auf freien Füßen ist. Also sie wohnt bei Euch? Das ist gut, da ist sie braven

ehrlichen Leuten und besser aufgehoben, als in dem verfluchten Hause des Geheimraths. Behaltet sie nur bei Euch. Ich werde Euch täglich ein Paar Portionen Essen schicken, damit sich das arme Ding wieder stärkt, da sie der Gram und Kummer und die schlechte Nahrung wohl ziemlich hart mitgenommen haben werden."

„Jetzt gehe nur nach Hause, Paul," wandte er sich an Moral, „doch warte mal einen Augenblick, ich will Dir noch ein Paar Groschen mitgeben, damit Ihr Euch und dem Mädchen etwas Gutes anthun könnt. Doch läßt Du das verdammte Fiedeln nicht, Junge, dann reiße ich Dir die Ohren ab. Willst wohl auch so früh auf den Kirchhof kommen, wie Dein Vater?" Während der Alte so brummte, hatte er seinem Schützlinge zehn Thaler in die Hand gedrückt und ihm außerdem noch zwei Flaschen Ungarwein mitgegeben.

Mit Thränen in den Augen dankte Paul Moral dem braven Mann, hinter dessen rauher Außenseite ein so gutes Herz schlug.

„Hole Dir nur morgen Bescheid," rief Eilberg dem Forteilenden nach, „und lass' das verdammte Fiedeln, sonst . . ."

Mehr hörte Paul Moral nicht, denn die große Freude, der unglücklichen Alice eine frohe Botschaft bringen zu können, beflügelte seine Schritte.

Hastig stürmte er die Treppen zur Wohnung seiner Mutter hinauf, um sobald wie möglich die gute Nachricht anzubringen; doch mäßigte er bald seine Schritte, da ja die Unglückliche, die der Ruhe so sehr bedurfte, vielleicht noch schlief und durch sein ungestümes Poltern erweckt werden konnte.

In der That, Alice, deren körperlicher und geistiger Zustand in der letzten Zeit so unendlich viel gelitten, war noch von süßem Schlaf umfangen.

Draußen in der kleinen Küche brachte nun der gute Paul zuerst seinem lieben Mütterchen die Nachricht an, daß Herr von Treville selbst von der Unschuld des Mädchens überzeugt und daß der Geheimrath in seinen Augen ein Schurke sei. Dann kramte er die Neuigkeiten des Onkel Eilberg aus, das Geld und den Wein.

Hei, wie sprang da der brave Paul auf Anordnung seiner Mutter die Treppen hinab, um vom Schlächter noch etwas mehr Fleisch zu holen, Apfelsinen und andere Kleinigkeiten einzukaufen.

„Liebes Mütterchen," flüsterte er leise, als er wieder oben angelangt war, „jetzt geh' ich auch nicht mehr spielen, ich hab's dem Onkel heilig und fest versprechen müssen; ich will noch nicht sterben, ich will noch recht, recht lange leben, denn ich bin ja noch so jung."

„Darum habe ich Dich ja auch immer gebeten," entgegnete die geschäftige Alte, „davon abzulassen, da es Deiner Gesundheit noch mehr schadet, als das Sitzen am Schreibtisch."

„O, Mütterchen, es wird schon Alles wieder besser werden, und wenn erst der schöne Frühling da ist, dann erhole ich mich erst recht ordentlich, um desto fleißiger arbeiten zu können."

„Wie erregt Du heute bist!" entgegnete die besorgte Mutter. „Paul, Paul, nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht noch kränker wirst. Ach, mein sehnlichster Wunsch ist ja der, daß Du mir dereinst die müden Augen zudrücken und mich neben dem Vater betten kannst."

„Wer wird an's Sterben denken, Mütterchen!" entgegnete Paul traurig, indem er der alten Frau zärtlich die Wangen streichelte. „Du bist ja noch so rüstig und wirst noch recht lange leben, damit Dein armer Paul nicht ganz allein auf der Welt steht und — doch horch," unterbrach er sich, froh, von diesem traurigen Gespräch erlöst zu sein, „ich glaube, das Fräulein ist wach, denn ich hörte so eben ein Geräusch in der Stube."

In der That trat jetzt Alice zu den Beiden heraus. Ihre bleichen Wangen waren vom Schlaf wieder geröthet und ein freundliches Lächeln glitt über ihre Züge, als sie in das vor Freude strahlende Gesicht des jungen Moral sah; schnell hatte er ihr seine Mittheilungen gemacht, ihr seine Hoffnungen und Aussichten mitgetheilt.

Tief bewegt faltete sie die kleinen Hände, und während Thränen der Freude über ihre Wangen rannen, schickte sie ein Dankgebet zum Höchsten empor, daß er ihr wenigstens diese Freunde in ihrer schrecklichsten Noth und Verzweiflung geschickt.

„So glaubt auch Herr von Treville, der gute und edle

Mann, an meine Unschuld, so will auch er Schritte thun, um mich von diesem Verbrechen zu reinigen? — Ach, mein Gott," flüsterte sie inbrünstig, „wie danke ich Dir, daß Du mich nicht ganz verlassen, daß Du mich nicht gänzlich dem Elende überlassen hast."

Bald war die gute Frau Moral mit ihrem Essen fertig.

Seit langer, langer Zeit hatte es Alicen nicht so wohl geschmeckt, wie hier an dem einfachen Tisch, wie hier in Gesellschaft wahrer Menschen — die, wenn auch arm, doch ein edleres Herz in der Brust trugen, als manche Reichen, — die noch ein Mitgefühl für das Leiden ihrer Mitmenschen hatten.

Mit einem Empfangsschreiben von Alice begab sich Paul Moral in Begleitung von zwei Jugendfreunden am Nachmittage nach dem Hôtel des Geheimraths, um von dort ihre Kleidungsstücke zu holen. Ohne Widerrede wurden ihm diese übergeben, und freudestrahlend kehrte er nach Hause zurück.

Nur das einfachste Kleid wählte Alice aus ihren Garderobengegenständen aus, denn jeder Schmuck, jeder unnöthige Putz war ihr jetzt zuwider.

Mit neuen Kräften, geistig und körperlich gestärkt, erhob sie sich am nächsten Morgen schon in der Frühe, um der Frau Moral in ihrer Wirthschaft behilflich zu sein. —

Von der Nicolai-Kirche schlug eben die zwölfte Stunde, die Glocken der Parochial-Kirche, den Choral „Jesus meine Zuversicht" spielend, folgten, die letzten Töne waren kaum verhallt, da pochte es leise und der alte Eilberg trat ein.

So schonend als möglich theilte er der unglücklichen Alice mit, daß er mit Herrn von Treville über ihre Angelegenheit gesprochen, daß derselbe vollständig von ihrer Unschuld überzeugt sei und Alles thun werde, was in seinen Kräften stände; gleichzeitig hoffe er, das sie bis zum Austrag ihrer Angelegenheit im Hause der Frau Moral verweilen würde.

Unter heftigem Schluchzen hatte Alice den biederen Alten angehört; als er geendet, reichte sie ihm treuherzig die Hand.

„Meinen innigsten Dank, Herr Eilberg," entgegnete Alice, „daß Sie sich einer armen Verstoßenen, die von der Welt verlassen und verachtet dasteht, angenommen haben."

„O, nicht doch, Fräulein. Verlassen sind Sie noch lange nicht, und was das Verachten anbetrifft, so werden wir ja bald sehen, wer der zu Verachtende bei dieser Geschichte ist, wer rein und schuldlos hervorgehen und wer schließlich in die Hände der Gerichte fallen wird.“

Noch lange unterhielt sich der alte Haushofmeister mit Alice, ehe er sich empfahl. Auf dem Flur hatte er noch eine längere Unterredung mit Frau Moral und drückte derselben beim Abschied etwas Schweres in die Hand.

Herr von Treville hatte ihr zur Verpflegung Alicens eine Summe Geldes übersenden lassen.

Elftes Capitel.

Die Mördergrube.

Vor einigen Jahren noch stand in der Stralauerstraße ein altes baufälliges Gebäude, dessen Kellereien sich bis zum Krögel hinzogen, welches nun aber niedergerissen ist und einem palastartigen Gebäude hat Platz machen müssen.

Mit dem alten Gebäude ist ein gutes Stück Berliner Geschichte aus dem Verbrecher-Leben zu Grabe gegangen. Verrufen und berüchtigt, von der besseren Gesellschaft gemieden, diente das alte baufällige Haus alten erfahrenen Dieben und Verbrechern als Sammelplatz und gleichzeitig als Zufluchtsort. So mancher Verbrecher, der von der Polizei gesucht wurde, fand dort in den vielen Verstecken ein Asyl und spottete den Anstrengungen der Verfolger, seiner habhaft zu werden.

Während die oberen Etagen des alten Gebäudes von Freudenmädchen und ihren Zuhaltern bewohnt wurden, befand sich im Kellerraum ein allbekanntes und berüchtigtes Schanklocal, dessen Besitzer sich Piefke nannte, von seinen Stammgästen, zeitweisen Bewohnern der Stadtvoigtei und des Zuchthauses, aber nur der „lahme Wilhelm“ genannt wurde.

Der „lahme Wilhelm“ oder „Vater Piefke“ war ein starkknochiger Mann, mit schon grauem Haar und grauen Augen, die fortdauernd blinzelten und einen listigen, unheimlichen Ausdruck hatten. An beiden Füßen lahmte er, die Ursache eines schweren Falles, wie er sagte; seine genaueren Freunde wollten es jedoch den Ketten zuschreiben, die er im Bagno zu Toulon getragen haben sollte, doch hüteten sie sich wohl, allzuderb auf seine Vergangenheit anzuspielen; denn darin verstand er keinen Spaß, und wehe dem Verfolgten, der ihn jemals beleidigt. Ehe vierundzwanzig Stunden vergangen waren, befand er sich hinter Schloß und Riegel.

Deshalb duldete man auch bei der Polizei seine Wirthschaft; denn so manchen guten Fang hatte man bei ihm gemacht, so manchen nicht zu verachtenden Fingerzeig hatte er der verfolgenden Polizei gegeben.

Das Schankgeschäft des Vater Piefke lag vor dem Umbau nach der Straße hinaus und bestand in mehreren stark verräucherten Zimmern, in denen bei Tage Arbeiter und Droschkenkutscher verkehrten.

Nachdem nun das baufällige Gebäude abgerissen war, hatte Vater Piefke sein Geschäft in eines der Hintergebäude im ersten Hof aufgeschlagen und nach wie vor verkehrten hier die Arbeiter der Umgegend, da bei Vater Piefke stets ein gutes Glas Bier zu haben war.

Außer diesem Local im ersten Hofe bestand das Geschäft aber noch aus einer zweiten Hälfte, dem sogenannten Krögellocal, welches nach dem zweiten Hofe hinauslag und sich weit hinaus erstreckte unter den alten Nebenhäusern hinweg fast bis zum Krögel. Dieser Theil war nur für die Eingeweihten, für Diebe und Räuber, Spieler und Gauner aller Art.

Während die Localitäten im ersten Hofe einen unheimlichen Anblick gewährten, waren dagegen diese Räume wohnlich, ja selbst comfortabel eingerichtet. Während dort Kümmel und Knoblauchswürste, Weißbier und Schrippen an der Tagesordnung waren, Kehrweiber, Höker und Droschkenkutscher sich restaurirten, floß hier der Champagner, wurden ausgesuchte Speisen und Delikatessen verzehrt, und ein Damenpublikum be-

wegte sich dort, welches, was Toilette anbetraf, untadelhaft zu nennen war.

Nur in den verschiedenen Gesichtszügen dieser Damen war der Stempel des Lasters, der schlimmsten Leidenschaften ausgeprägt. Auch das Herrenpublikum zeichnete sich dort durch eine gewähltere Toilette und feinere Tournüre aus, doch begegnete man in den meisten von ihnen verschmitzte Gesellen, bekannte Taschendiebe, Räuber und Einbrecher.

Doch nicht allein derartige verworfene Klassen der menschlichen Gesellschaft traf man dort an. Häufig befanden sich auch Fremde dort, die kaum hier angekommen, sich von einem gewandten Gauner dort einführen und in ihr Netz ziehen ließen, um mit leerer Börse, wüstem Kopf und häufig noch mit zerschlagenen Gliedmaßen am nächsten Morgen sich berauscht an einem einsamen Berliner Platz wiederzufinden. Auch verkleidete Polizeibeamte, Maler und Schriftsteller traf man dort an.

Der Eingang zu diesem Theil des verrufenen Lokals, welches unter dem Namen „Die Mördergrube“ bekannt war, befand sich auf dem zweiten Hofe, und selbst hier war es einem Uneingeweihten schwer, die kleine, unscheinbare Thür zu finden, welche zu dem Spitzbubenkeller führte.

Diese Thür wurde nur, nachdem ein gewisses Losungswort gegeben, geöffnet und darauf sofort wieder hinter dem Eintretenden von einem alten runzeligen Weibe geschlossen, zu deren Schutz eine große Dogge sich in dem kleinen Eingangsraume befand, der nur von einem Talglicht nothdürftig erhellt wurde.

Es war starkes Regenwetter.

Der Wind heulte über die Stadt, und die alten Wetterfahnen knarrten und ächzten im Winde.

Von der Parochial-Kirche tönte es eben Mitternacht, und die klangreichen Töne der alten Glockenuhr übertönten selbst den heulenden Sturm.

Die Straßen waren fast leer, selbst die Wächter hatten in Hausfluren und noch offnen Lokalen Zuflucht vor dem Wetter gesucht.

Von der Klosterstraße her bogen eiligen Schrittes in die Stralauerstraße zwei dunkle Gestalten, von denen die eine einen schweren Kasten zu tragen schien, während die andere Gestalt sich scheu nach allen Seiten umsah und dann in der Stralauerstraße vis-à-vis dem Piefke'schen Lokal leise an ein Kellerfenster klopfte.

Das Fenster wurde geöffnet, mehrere Stimmen flüsterten leise, darauf wurde die Kellerthür geöffnet, die beiden nächtlichen Gestalten begaben sich in den Keller hinab, dessen Thür alsbald wieder geschlossen wurde.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als sich die Thür wieder öffnete, und zwei Männer auf die Straße hinaustraten.

Bei dem Verlassen des Kellers klang es in den Taschen der beiden Männer. Es war ein bekanntes Klingen, es klang wie Geld, wie wenn harte Thaler oder Goldstücke an einander schlagen.

Die beiden Männer gingen auf die andere Seite der Straße.

Das Licht der Laterne fiel gerade auf sie, sie waren jung und elegant gekleidet.

Sie begaben sich in das Piefke'sche Haus, betraten den zweiten Hof und standen bald an der kleinen Thür. Der eine von ihnen klopfte dreimal kurz hintereinander und raunte der sich annähernden Alten durch die Thürritze die Worte zu „Block und Beil."

Alsbald wurden die Riegel bei Seite geschoben, die Thür geräuschlos geöffnet und die beiden Männer traten ein. Bevor jedoch die Thür geschlossen war, vernahmen sie von der Straße her dumpfe Stimmen.

„Diebe! Diebe! Räuber!" hallte es durch die Nacht. Dann ein dumpfes Tönen, Geschrei und Lärmen, dazwischen die Nothpfeife des Wächters, Kommandorufe, dann verzog sich der Lärm immer mehr, bis er nach und nach schwächer wurde und schließlich ganz erstarb.

Bei dem Lärmen und Geräusch hatten die beiden Männer zuerst die Farbe gewechselt, der eine von ihnen sogar in die Brusttasche nach einem Terzerol gegriffen, während das alte Weib sich schwerfällig anschickte die Thür zu schließen. Als der Lärmen, das wüste Geschrei aber nach und nach erstarb, schienen die Beiden ruhiger zu werden, der eine von ihnen steckte das Ter-

zerol in die Brusttasche zurück, während der andere ein Liedchen pfiff, und nachlässig, die Hände in die Tasche gesteckt, mit seinem Gelde klimperte.

Nachdem die Thür geschlossen war, begaben sie sich durch einen dunklen Corridor nach einer zweiten Thür. Als sie dort noch einmal die Worte „Block und Beil" dem Fragenden mitgetheilt, öffnete man ihnen dieselbe und sie traten in einen kleinen, hellerleuchteten Saal, der an mehrere Zimmer stieß, in welchem sich eine lustige Gesellschaft bewegte.

Kaum waren sie eingetreten, als die alte Schließerin durch das bekannte Klopfen wiederum gestört wurde. Sie erhob sich von ihrem Sitze, während die Dogge einen knurrenden Ton von sich gab und wüthend die Zähne fletschte.

„Aha! etwas Neues!" murmelte die Alte, den Hund zur Ruhe bringend und sich der Thür nähernd.

Einen Augenblick horchte sie, dann öffnete sie auf ein von Außen gegebenes Zeichen.

Herein traten drei elegant gekleidete Herren, von denen die beiden größeren, feine intelligente Leute, vornehme Fremde zu sein schienen, während der dritte von ihnen den Eindruck eines reichen Kaufherrn machte.

Letzterer zwinkerte der Alten zu, während seine beiden Begleiter sich ihrer durchnäßten Mäntel entledigten, worauf sie von dem scheinbaren Kaufherrn in die inneren Räumlichkeiten geführt wurden.

Sie begaben sich in ein matt erleuchtetes, größeres Zimmer, an dessen Wänden mit Sammet überzogene Sessel und Divans aufgestellt waren. In der Mitte des Zimmers, von dessen Decke eine reichgeschliffene Ampel herunter hing, stand ein langer Tisch, auf dessen Platte Goldhäufchen und Banknoten lagen, während um den Tisch herum Leute aus allen Klassen saßen und mit gierigem Blick dem Spiel des Banquiers folgten.

Doch nicht nur Herren bewegten sich in diesem Spielzimmer, auch Damen waren anwesend.

Mehrere von ihnen saßen in üppiger, verführerischer Stellung halb liegend, das Seidenkleid etwas aufgehoben, um den zierlichen Fuß und das wohlgeformte Bein sehen zu lassen, auf den Divans

und Sesseln, während wieder andere durch das Zimmer promenirten und glühende Blicke auf Gold und Banknoten warfen.

Sie drängten sich häufig an die älteren Herren, um mit ihren schmachtenden Blicken, mit ihren Sirenenworten sie zu immer neuem Spiel zu bewegen. Alle diese Damen gehörten zu der Klasse von Frauen und Mädchen, die mit ihren Reizen ein Gewerbe treiben, und bei dieser ihrer Thätigkeit selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken.

Einige von ihnen zeichneten sich durch Schönheit und fesselnde Tournüre aus, die auch das verwöhnteste Männerherz fesseln und in Flammen setzen konnten, während Andere jenen abstoßenden, krankhaften Ausdruck in ihrem Gesicht zeigten, den das Laster nur hervorbringen und zurücklassen kann.

Als die drei Herren eingetreten waren, wechselten mehrere der Spieler mit dem Banquier Blicke des Einverständnisses, während der vermeintliche Kaufherr, der hier bekannt zu sein schien, seinen beiden Begleitern einige Damen vorstellte, die auf einem Divan im Hintergrunde des Zimmers Platz genommen hatten.

Während die beiden Herren sich mit den Damen unterhielten, begab sich ihr Begleiter, der hier unter dem Namen „Banquier Marx“ bekannt war, an den Spieltisch.

Dort traf er zwei, uns bereits bekannte Personen, nämlich die beiden Männer, welche etwa vor einer Stunde mit einem Kasten die Klosterstraße verlassen und jenen Keller in der Stralauerstraße aufgesucht hatten.

Als der Banquier sich ihnen näherte, erhoben sich die beiden Männer, und traten mit ihm in eine Fensternische, um dort unbelauscht folgendes Gespräch zu führen.

„Franz,“ sagte der Banquier zu dem kleineren der beiden Männer, „Euer Raub ist bereits entdeckt, ich sah die Verfolger, habt Ihr auch keine Vorsicht außer Acht gelassen?“

„Wir wissen,“ erwiderte der größere, in welchem wir den langen Carl wieder erkennen, „daß der Einbruch entdeckt ist, wir selbst haben,“ fuhr er grinsend fort, „unsere Verfolger gehört,

wir haben ihr Rufen: Diebe! Räuber! wohl vernommen, waren aber schon in Sicherheit hier beim lahmen Wilhelm."

„Wo habt Ihr den Kasten, Franz?" fragte der Banquier den langen Carl unterbrechend.

„Der Kasten ist in Sicherheit," flüsterte Carl, „doch wen habt Ihr dort mitgebracht," fuhr er fort, das scheinen ja sehr feine und reiche Herren zu sein?"

„Ja, es sind ein Paar Vornehme."

„Sind sie reich?"

„Der eine von ihnen," erwiderte der Banquier, ist ein reicher pommerscher Rittergutsbesitzer, während der andere, Oestreicher von Geburt, hier bei der Gesandtschaft accreditirt ist."

„Und wo kamt Ihr in so feine Gesellschaft?"

„Ich traf die Herren im Eisenbahncoupé erster Klasse, auf meiner Fahrt von Breslau. Ich hatte Gelegenheit dem einen von ihnen einen Dienst zu leisten, er schloß sich mir an, und Beide waren sehr bald mit mir einverstanden, den Abend bei unserem Eintreffen hier in Berlin miteinander zu verleben. Da ich ihnen mittheilte, daß ich schon häufiger in Berlin gewesen, gab ich ihren Führer ab."

„Und wie es scheint, sind sie mit der Führerschaft des Banquiers zufrieden," sagte Franz grinsend, den langen Carl in die Seite puffend, „sieh nur, wie zärtlich der eine von ihnen sich über die Alma neigt. Sehen Sie, Banquier, wie er dort ihre Hand mit glühenden Küssen bedeckt. Ha! ha! Ich sage ja immer, die Weiber, die Weiber, sie sind unsere besten Lockvögel, ihnen hat noch Keiner widerstanden."

„Und nun gar der Andere," kicherte der lange Carl, er hat es klüger angefangen, er ist mit der Auguste in das Nebenzimmer gegangen, hörst Du ihn wohl Champagner bestellen? O, das wird ein lustiger Abend für die Auguste werden, sie wird wohl heute ihre Jahresmiethe herausschlagen."

„Doch komm, Franz," fuhr er fort, „wir wollen in das Nebenzimmer gehen und den hohen Herrn belauschen."

„Nicht von der Stelle," raunte ihnen der Banquier zu, „laßt die Beiden in Ruhe, keine Gewaltthat; Ihr wißt, der eine von

ihnen ist bei der östreichischen Gesandtschaft und der Andere mit mehreren Mitgliedern des Hofes eng verbunden."

Während das würdige Kleeblatt miteinander flüsterte, rollten die Gold- und Silberstücke auf dem grünen Tisch. Mit spannenden Blicken verfolgten Alle das Spiel, der Eine mit ängstlichem, der Andere mit strahlendem Gesicht.

Doch während hier die Karten umschlugen, bald rouge, bald noir gewann, wollen wir uns zu den beiden Herren begeben, die sehr schnell mit zwei der schönsten und elegantest gekleideten Damen Bekanntschaft gemacht zu haben schienen.

Der eine von ihnen befand sich, wie bereits der „lange Carl" bemerkt hatte, mit einem der Mädchen im Nebenzimmer, dessen Thür angelehnt war, und in welchem ein ungewisses Dämmerlicht herrschte. Der fremde Herr, ein östreichischer Legationssecretair, saß mit dem Mädchen auf dem Sopha. Vor ihnen auf dem Tische stand in Eiskühlern Champagner und in den Gläsern perlte der edle Wein.

Das Mädchen, welches dem Leser schon durch das Gespräch der drei Spießgesellen unter dem Namen „Auguste" bekannt ist, saß auf dem Schooß des Oesterreichers, der seine Arme um ihre Taille geschlungen hielt, und bald ihre purpurnen Lippen, bald ihre blendweißen, herrlich geformten Schultern küßte.

Sie lehnte ihren Kopf schmachtend an seine Brust, und drückte innig und zärtlich die mit Brillantringen gezierte Hand des Herrn.

Plötzlich sprang sie auf, umarmte ihren Anbeter zärtlich, ergriff dann ein gefülltes Champagnerglas und forderte ihn auf, mit in das Spielzimmer zu kommen, um dort für sie einen Einsatz zu wagen.

Der Fremde folgte mit lüsternen Blicken seiner schönen Führerin.

Beide betraten den Spielsaal.

Ein Sessel war bald für den fremden Herrn herbeigeschafft.

Auguste nahm am Spieltisch neben ihm Platz. Verstohlen drückte sie unter dem Tisch bald die Knie, bald die Hand des Fremden. Wie achtlos kam sie mit ihrem Köpfchen an die glühen-

den Wangen des Oesterreichers, der, von leidenschaftlicher Glut verzehrt, mit seinem Fuß das Füßchen der reizenden Sirene neben sich suchte. Ihre Blicke begegneten sich. Der Oesterreicher schien wie bezaubert.

„Le jeu fait,“ tönte die schrille Stimme des Banquiers.

„Setzen Sie, Graf! setzen Sie,“ rief die Sirene dem Oesterreicher zu.

Noch einen glühenden Blick seiner schönen Nachbarin zuwerfend, griff er in seine Brusttasche und zog ein sauber gearbeitetes Portefeuille hervor, aus dessen Taschen er mehrere Banknoten von verschiedener Höhe nahm.

Ohne die Papiere anzublicken, übergab er mehrere der Bankscheine seiner Nachbarin, während er selbst auf die Karte setzte, bald gewann, bald verlor, bis er schließlich so in das Spiel vertieft war, daß er alles Andere, seine schöne Nachbarin, seinen Begleiter und die Gesellschaft selbst vergessen hatte.

Dieser, der pommersche Gutsbesitzer, nahm jetzt auch am Spiel Theil. Neben ihm saß Alma und sah mit lüsternen Blicken in die gefüllte Brieftasche ihres Nachbars, der jetzt Banknote auf Banknote verlor und mit verbissenem Grimm bald auf die feile Dirne ihm zur Seite, bald auf den Banquier schaute, der die Karten umschlug und dessen monotone Stimme immer von Neuem tönte:

„Le jeu fait, attention, Messieurs, rouge gagne, noir perdu.“

„Verflucht!“ murmelte der Rittergutsbesitzer, der so eben einen Fünfhundertthalerschein auf schwarz gesetzt und verloren hatte. „Verflucht!“ murmelte er, einen neuen Bankschein auf Schwarz setzend, und einen prüfenden Blick auf die Hände des Banquiers werfend, der so eben die Karten mischte.

Zwölftes Capitel.

Auf der Polizei-Direktion.

In diesem Augenblick entfiel dem Bankhalter, ob aus Zufall oder Absicht, eine Karte.

Der Rittergutsbesitzer, der die Bewegungen des Bankhalters mit funkelnden Augen verfolgt hatte und der jedenfalls mit den feinen Arten des Spiels besser vertraut war, als der Legationssecretair, griff nach seinem Einsatz und rief, während er von seinem Stuhl aufsprang, dem Bankhalter zu:

„Betrüger! Falscher Spieler!“

Im Augenblick hatte sich die ganze Gesellschaft erhoben. Die anwesenden Männer und selbst die Frauen stürzten sich auf den Verwegenen und seinen Begleiter, die es gewagt hatten, freilich nur aus Unkenntniß, in diese Höhle des Lasters und der Verbrechen hinabzusteigen.

Es war in der That ein schrecklicher Moment für die beiden Fremden; Messer blitzten in den Händen der Verbrecher und mit einer Berserkerwuth fielen sie über ihre Opfer her.

Der Legationssecretair, ein Mann von nur schwächlicher Körperconstitution, war im Augenblick zu Boden geschlagen.

Nicht so der Rittergutsbesitzer.

Er, ein Mann von wahrhaft herkulischer Kraft, hatte einen schweren Stuhl ergriffen und wehrte sich wie ein Löwe die Angreifer ab.

Auch der „lange Carl“ hatte sich eines Stuhls als Waffe gegen den Fremden bedient.

Es war ein schreckliches Getöse, der kleine Saal tönte wieder von dem Lärm der Kämpfenden. Mit einer vor Wuth und Verzweiflung noch gesteigerten Stimme rief der Gutsbesitzer nach Hilfe.

Doch da drang kein Laut auf die Straße, die Verbrecherhöhle war so versteckt und tief gelegen, daß in ihr die größten Verbrechen, die gemeinsten Schandthaten verübt werden konnten, ohne daß auch nur das leiseste Geräusch an's Tageslicht kam.

Lange konnte jedoch dieser ungleiche Kampf, bei dem wenigstens zwanzig Personen über einen einzelnen Mann herfielen, nicht dauern.

Da ertönte plötzlich ein gellender Pfiff durch den Saal.

Wie auf Commando erlöschten plötzlich alle Lichter, es war vollständig Nacht.

Vom Hofe her und aus dem Vorderzimmer ertönten Commandorufe und Waffengeklirr.

„Aufgemacht, im Namen des Gesetzes!" rief eine kräftige Stimme im Vorderzimmer, während gleichzeitig schwere Schläge gegen die feste Thür erdröhnten. „Aufgemacht, im Namen des Gesetzes, oder wir schlagen die Thür ein!"

Die Verbrecher dachten nicht daran, diesem Rufe Folge zu leisten, im Gegentheil sie warfen sich mit noch größerer Wuth und Erbitterung auf ihren kräftigen Gegner, der nur noch schwach ihren Angriffen widerstehen konnte.

Sein Schicksal war bald entschieden.

Ein furchtbarer Hieb, den der lange Carl mit einem Stuhl gegen dessen Kopf führte, warf ihn besinnungslos zu Boden.

Nachdem der Legationssecretair durch einen Messerstich niedergestürzt war, hatten sich sofort zwei Kerle seiner bemächtigt; mit unglaublicher Schnelligkeit trugen sie ihn fort, um seinen Körper den Augen der sich nahenden Polizei zu entziehen.

Erst nach einigen Stunden fand ihn der Wächter eines entfernten Reviers, noch immer bewußtlos und blutend, auf der Straße liegen.

Er wurde zunächst nach der Polizei-Wache und von dort nach dem Krankenhause geschafft.

Auch der Gutsbesitzer sollte auf diese Weise aus dem Wege geschafft werden, doch noch einmal erhob sich der kräftige Mann und suchte die Verbrecher von sich abzuhalten.

Immer heftigere Schläge wurden gegen die eichene Thür von den draußen postirten Polizisten geführt.

Es war für die Strolche die höchste Zeit, sich zurückzuziehen, wenn sie ihnen nicht in die Hände fallen und vielleicht auf Jahre hinter Schloß und Riegel ein sicheres Asyl finden wollten.

Doch jetzt nahte Rettung für den Hartbedrängten; seine Feinde hatten von ihm abgelassen, die Thür war gewaltsam erbrochen und herein stürzten die ergrimmten Polizeidiener.

Mehrere von ihnen hatten Laternen in den Händen, deren grelles Licht den nun verlassenen Saal beleuchtete.

Doch nein, ganz verlassen war der Ort des Verbrechens nicht, auf dessen mit Blut bedecktem Boden, zerbrochene Weingläser, Flaschen und beschmutzte Karten in heilloser Verwirrung lagen.

Der Rittergutsbesitzer, welcher sich in dem Augenblick, als die Beamten eintraten, auf einen Stuhl gestützt hatte um nicht zu fallen, da er von der Anstrengung des Kampfes und durch den erlittenen Blutverlust vollständig entkräftet war, stand in der Mitte des Zimmers, der „schlappe Anton," einer der berüchtigsten Bauernfänger, von einem Schlage des Gutsbesitzers betäubt, lag zu seinen Füßen.

Doch dies war nicht der einzige Gefangene, den die Wächter des Gesetzes in heutiger Nacht in dem verrufenen Lokal des „lahmen Wilhelm" gemacht hatten.

Außer dem „schlappen Anton," auf den schon seit Monden gefahndet wurde, wurden noch mehrere andere, sehr gesuchte Verbrecher verhaftet, die entweder mit den Lokalitäten nicht so vertraut waren, oder denen es an Gewandheit gefehlt hatte die bestimmten Schlupfwinkel in der Dunkelheit zu erreichen.

Auch zwei vorhin im Spielsaal anwesend gewesene Damen befanden sich unter den Gefangenen.

„Gott sei Dank, daß ich Sie noch lebend treffe, Herr Baron von Werth," redete ein in Civil gekleideter Herr den Gutsbesitzer an. „Hoffentlich hat Sie Ihr Begleiter schon früher verlassen, denn ich sehe ihn hier nicht."

„Er war noch bis vor wenigen Augenblicken mit mir hier," entgegnete der Baron, doch wie ich sehe, ist er jetzt fort."

„Hölle und Teufel!" brüllte der Beamte. „Schurken, wo habt Ihr den anderen Herren hingebracht?"

Bei diesen Worten hatte er den schlappen Anton, der aus seiner Betäubung erwacht war, beim Kragen gefaßt und schüttelte den vor Furcht Bebenden mit aller seiner Kraft.

Doch keiner der Anwesenden konnte über den Verbleib des Legations-Secretairs Auskunft geben, sie entschuldigten sich, in der Dunkelheit nicht gesehen zu haben, wohin sich der fremde Herr entfernt hätte.

Der „lahme Wilhelm," der Wirth des verrufenen Lokals, wurde jetzt gebunden hereingeführt, um die anderweitigen Ausgänge zu bezeichnen.

Doch, wie schon in früheren Fällen, wollte der alte Verbrecher durchaus von keinem anderen Ausgang wissen.

„Wahr und wahrhaftig, meine Herren," begann er mit leiser Stimme, während er die Augen nach Oben gerichtet und die gebundenen Hände gefaltet hielt, „gewiß, meine Herren, ich bin ganz unschuldig, ich weiß von keinem andern Ausgang. Wie ich es laut Contrakt beweisen kann, habe ich schon seit Jahr und Tag diese Räumlichkeiten anderweitig an eine alte Dame vermiethet. Ich hatte keine Ahnung, daß die alte Dame, meine Aftermietherin, hier ein so gottloses Wesen treibe."

„Schweig, Schurke," donnerte der Criminal-Commissarius, „wir kennen zur Genüge Deine Schliche, alter Sünder, wir wissen, daß Du mit den größten Verbrechern Berlins im Verkehr stehst."

Der „lahme Wilhelm" wollte zu seiner Rechtfertigung noch etwas erwidern, doch ein strammer Wachtmeister verschloß ihm mit seiner kräftigen Faust unsanft den Mund.

„Wo ist das alte Weib geblieben?" rief jetzt der Criminal-Commissarius wieder. „Ihr habt sie doch dingfest gemacht?"

Ziemlich verlegen betrachteten sich die Polizisten gegenseitig mit fragenden Blicken; in der Aufregung und in der Dunkelheit, hatten sie das alte Weib entschlüpfen lassen.

Der „lahme Wilhelm" hatte sich wieder glücklich aus der fatalen Affaire herausgezogen.

Nachdem sämmtliche Verhaftete, die beiden Dämchen in ihren eleganten, verführerischen Toiletten nicht ausgenommen, gebunden

worden, durchsuchten die geschäftigen Beamten nach allen Richtungen hin den Saal und das angrenzende Zimmer, um den Ausgang, von dessen Dasein sie vollständig überzeugt waren, aufzufinden.

Keinen Theil der Wand, keine Diele ließen sie undurchsucht; mit ihren Säbeln stöberten sie nach allen Richtungen hin, doch, wie schon in früheren Fällen, waren ihre Bemühungen vergeblich, nicht die geringste Spur eines verborgenen Ausganges wurde entdeckt.

Wüthend über den nur halben Erfolg seiner nächtlichen Commission, knirschte der Criminal-Commissarius mit den Zähnen.

„Welchem Zufall oder Glücksumstand habe ich es zu verdanken, Herr Commissarius, daß Sie zur rechten, höchsten Zeit zu meiner Rettung herbeieilten?“

„Das ist sehr einfach zugegangen,“ entgegnete der Beamte, „schon auf dem Bahnhof wußte ich, daß Sie, Herr Baron, und Ihr Begleiter in die Hände eines berüchtigten „Schleppers“ gefallen waren. Der Schurke wird von seinen Complicen „der Banquier“ genannt. Ich sah sehr wohl, daß er mit Ihnen aus einem Coupé der ersten Klasse ausstieg, denn der Bursche sucht sich seiner ungewöhnlich guten Bildung und seines feinen, noblen Benehmens wegen, nur vornehme Herren für seine nähere Bekanntschaft aus. Ich wollte ihn und mehrere seiner Genossen, auf die ich schon seit langer Zeit vigilire, verhaften, denn ich nahm mit Bestimmtheit an, daß ich diese Burschen dann in seiner Gesellschaft finden würde und deshalb warnte ich Sie nicht, Herr Baron, da ich zur rechten Zeit zu Ihrer Befreiung da zu sein hoffte. Doch ich verlor in der Dunkelheit des Abends Ihre Droschke aus den Augen und suchte deshalb zuerst in einem Local in der Jüdenstraße. Daher meine Verzögerung.“

„Mein Gott,“ entgegnete der Baron mit bebender Stimme, „ich sah meinen Begleiler, den Legations-Secretair von Born, an meiner Seite niederstürzen. Er schien von einem Messerstich getroffen zu sein. Glauben Sie, Herr Commissarius, daß man ihm das Leben genommen?“

„Das ist nicht anzunehmen, Herr Baron, hoffentlich wer-

den wir ihn noch in der Nacht in irgend einem entfernten Stadttheile finden, denn die Hallunken suchen die Opfer ihrer Verbrechen gewöhnlich fortzubringen. Wenn auch Sie nicht das falsche Spiel entdeckt und so Anlaß zu dem Scandal gegeben hätten, so wären sie doch auf irgend eine Art betäubt worden, damit Sie am nächsten Tage auch nicht die leiseste Ahnung von dem Ort der That hätten."

„Doch nun, vorwärts," wandte er sich an die Polizisten, „wir wollen die Bande in Sicherheit bringen."

Die Verhafteten wurden in die Mitte genommen und aus dem unheimlichen Lokal geführt; schweigend schritten sie den Krögel entlang dem Molkenmarkt zu.

Der Baron folgte mit dem Criminal-Commissarius, der ihm versprochen, noch in der Nacht alle nur möglichen Erkundigungen nach seinem verschwundenen Begleiter einzuziehen.

Bald hatten sie die Polizei-Direktion erreicht.

An der verschlossenen Hausthür, Molkenmarkt Nr. 1, war ein Glockengriff.

Auf das Läuten des Beamten erschien sehr bald an einem erleuchteten Fenster eine uniformirte Gestalt.

Gleich darauf wurde die Hausthür geöffnet, Polizeibeamte und Verhaftete traten ein.

Links auf dem erleuchteten Corridor war der Eingang zur Wachtstube.

In diese traten sie ein.

Nachdem auch die Wachethuenden die Verhafteten mit neugierigen Blicken betrachtet hatten, erschien bald darauf der Inspector mit einigen Schließern.

Schaurig klirrten die Schlüssel zu den Gefängnißthüren.

Nach einiger Zeit war die Wachtstube wieder leer.

Die Verhafteten hatten ein ruhiges Nachtquartier hinter Schloß und Riegel gefunden.

Dreizehntes Capitel.

Die Entführung.

Als der Geheimrath Waltz von der Entlassung Alices aus dem Gefängniß Kenntniß genommen hatte und ihm später mitgetheilt worden, daß ein junger Mann da sei, um die Sachen der früheren Erzieherin seiner Kinder abzuholen, hatte er einem seiner Diener den Befehl gegeben, jenem zu folgen, und so war ihm der jetzige Aufenthalt von Alice bekannt geworden.

Er hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als mit seinem Complicen, dem früheren Verlobten des Mädchens, zu berathen, was vor der Hand zu thun sei und wie sie dieselbe wieder in ihre Gewalt bekommen könnten.

Ein vertrauter Diener des Raths wurde beauftragt, den ganzen Tag über das Haus der Frau Moral von einem gegenüberliegenden Lokale aus zu beobachten, um die Ausgänge und das Treiben von Alice zu erforschen.

Alice hatte in den ersten Tagen durchaus nicht das Bedürfniß auszugehen, da sie sich schämte, sich auf der Straße sehen zu lassen, denn in jedem Menschen wähnte sie einen Mitwisser ihrer Gefängnißhaft zu sehen. So waren ihr ungefähr acht Tage ungetrübt in dem Hause der Frau Moral verflossen, als schließlich Paul darauf drang, daß Alice in die Luft ginge. Man beschloß nun am Abend einen kleinen Ausflug zu machen, denn bei Tage dies zu thun, dazu war Alice durchaus nicht zu bewegen.

In Begleitung des treuen Moral wurde der Spaziergang gemacht, und sichtlich gestärkt kehrte Alice nach einigen Stunden in die traute Wohnung zurück. — — —

Der Diener des Raths war den beiden jungen Leuten auf Schritt und Tritt gefolgt. Er hatte erfahren, daß Alice ihrer

Gesundheit wegen sich Bewegung machen mußte. Hierauf gründete er seinen Plan. Freilich war ihm der Begleiter des jungen Mädchens unbequem, doch nach einer Berathung mit seinem Herrn und dem Doctor beschloß man, mit Gewalt das Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen wurde von dem stets gefälligen Doctor eine Wohnung in einem der entlegensten Stadttheile gemiethet, denn, seine frühere Braut in seine eigene Behausung zu führen, um sie dann dem Rath zu übergeben, dazu konnte er sich aus Gründen der Sicherheit nicht entschließen.

Fern von dem Geräusch der Straße in einem kleinen Gartenhäuschen, zu dessen Hüterin eine alte Kupplerin und der oben erwähnte Diener gestellt wurden, wollte der Rath die Früchte seines Schurkenstreiches genießen.

Waller, so hieß der Diener, wurde ferner beauftragt, noch zwei Genossen zu seinem beabsichtigten Ueberfall zu gewinnen. Da er mit den Verhältnissen Berlins sehr wohl vertraut war und die Lokale wohl kannte, in denen Leute genug verkehrten, welche gegen Bezahlung zu einem derartigen Unternehmen immer bereit waren, so konnte ihm dies nicht schwer werden und er machte sich am andern Abend auf den Weg, um sich seines Auftrags zu entledigen.

Nach kurzer Ueberlegung suchte er die Kneipe des Vater Engel auf.

Es sah dort noch Alles ebenso aus, wie bei unserem ersten Besuch zu Anfang unsrer Geschichte, auch die alten Stammgäste hatten sich wieder eingefunden, da sie jetzt den Beobachtungen der Polizei entgangen zu sein glaubten. Alte Bekannte des nächtlichen Mordes und Kindesraubes treffen wir hier wieder an.

Da saß der „lange Carl" in eleganter Kleidung, die Früchte seiner verwegenen That.

Wie verändert war das Aussehen des Bösewichts!

Das borstige, wirre Haar war gekürzt und wohl gescheitelt, der struppige, schwarze Bart vollständig verschwunden, blendend weiße Wäsche sah man am Hals und an den Händen. Auch der „schöne Franz" und der Jude Salomon hatten an einem Tisch Platz genommen.

Waller, welcher einfache, bürgerliche Kleidung angelegt hatte, fiel den Stammgästen bei seinem Eintritt durchaus nicht auf; fern von den Uebrigen suchte er sich ein Plätzchen.

Nach einiger Zeit rief er den Wirth zu sich heran und bat ihn sich einen Augenblick bei ihm niederzulassen, da er eine Auskunft zu haben wünschte.

Engel war hierzu sehr gern bereit, besonders deshalb, weil Waller ein Fläschchen Wein bestellt hatte.

„Seht, mein guter Wirth,“ begann Waller, „ein guter Bekannter von mir hat eine Tochter, die ihm leider viel Sorge und Kummer bereitet. Mit einem liederlichen Subjekte hat sie ein Liebesverhältniß angeknüpft und lebt jetzt in wilder Ehe mit demselben. Der Vater liebt seine Tochter zärtlich und will sie deshalb dem Bösewicht entreißen, damit sich ihr verdorbenes Herz wieder den Ermahnungen des liebevollen Vaters öffne und er sie wieder auf den rechten Weg zurückführen kann. Deshalb soll sie fern von Berlin zu geachteten Leuten gebracht werden, doch so, daß ihr Geliebter den neuen Aufenthaltsort nicht kennen lernt, denn sonst wäre die ganze Geschichte umsonst in's Werk gesetzt. Aus der Wohnung ihres Zuhalters können wir sie nicht fortbringen, das würde zu viel Lärm und Aergerniß herbeiführen, und außerdem ist der Mensch den ganzen Tag zu Hause. Abends verlassen sie nun gewöhnlich auf zwei bis drei Stunden das Haus, denn am Tage wagt sich das Mädchen nicht auf die Straße, wo sie leicht ihrem Vater in die Arme laufen könnte, und außerdem suchen sie auch nur die entlegensten, ruhigsten Straßen auf.“

„Das ist der günstigste Zeitpunkt, unserem Plan, der gewiß ein gottgefälliger ist, auszuführen. Man sucht ihren Begleiter zu entfernen, wenn nicht mit Güte, so mit Gewalt, das Mädchen wird in einem bereitstehenden Wagen gehoben, welcher dieselbe ihrem zukünftigen Aufenthalte zuführt. Was meint Ihr, Herr Wirth, habt Ihr nicht zwei unter Euren Gästen, die mir bei diesem gottgefälligen Werke ihre Unterstützung gewähren können? Natürlich gegen ein gutes Stück Geld. Ich sage Euch, Ihr erwerbt Euch einen Gotteslohn, wenn Ihr mir hierbei behülflich seid.“

Mit schlauem Lächeln hatte Engel die Rede des alten Fuchses angehört.

„Da kann Rath werden, Herr,“ entgegnete er nach kurzer Ueberlegung, „da kann ich Euch vielleicht dienen. Es sind grade ein Paar Leute hier, die Euch in Eurem Unternehmen helfen können, zwei brave, biedere Männer, die allerdings auf Verdienst angewiesen sind, denn jeder Mensch will doch leben und Zeit ist immer Geld, die Euch aber hauptsächlich deshalb unterstützen werden, wenn sie hören, daß Ihr ein so gottgefälliges Werk im Auge habt. Ihr seid wohl selbst der Vater des jungen Mädchens, he?“ fragte Engel, schlau mit den Augen blinzelnd.

Waller machte bei dieser Bemerkung des Wirths eine höchst betrübte Miene und that, als bemühe er sich mit dem Rockärmel eine Thräne aus dem Auge zu wischen.

„Ja, mein guter Freund,“ entgegnete er, „ich bin selbst der beklagenswerthe Vater der Gefallenen; doch sie ist ja meine Tochter, mein einziges Kind, die Stütze meines Alters. Ach, mein Herz ist zerrissen, der Kummer über sie hat mein Haar vor der Zeit gebleicht!“

„Na, Alterchen, grämt Euch nur nicht zu sehr,“ entgegnete Engel schlau lächend, „es wird sich noch Alles zum Besten wenden; doch nun will ich gleich einmal mit den Herren sprechen und ihnen Euren Wunsch mittheilen.“

„Nehmt dieses gleich als Draufgeld,“ sagte Waller, indem er dem Wirth einen Fünfzigthalerschein reichte.

Engel grinste ungemein höflich, als er die Summe in der Hand hatte; er durchschaute nur zu gut die falschen Vorspiegelungen des Dieners; er sah sofort, daß hier ein junges Mädchen geraubt werden sollte, um sie in die Arme eines Wüstlings zu liefern. Doch, was fragte er danach? Waren doch hier ein Paar Thaler zu gewinnen.

Er begab sich an den Tisch, wo der „lange Carl“ mit seinen beiden Cumpanen Platz genommen hatte.

Arme, unglückliche Alice, was für neue Fallstricke sollen dir wieder gelegt werden, welche Pläne werden hier in der Höhle des

Lasters, der du so eben erst entflohen bist, zu deinem Verderben ersonnen, um den Lüsten eines reichen Schurken zu dienen!

Mit kurzen Worten hatte der Wirth den Spießgesellen die Wünsche des Fremden mitgetheilt.

„Doch hört, Carl," fuhr er fort, „wenn das Mädchen in den Wagen gebracht ist, so folgt demselben, damit wir den Aufenthalt der Geraubten erfahren, denn ich gebe meinen Kopf zum Pfande, daß die Schöne in Berlin bleibt. Man kann nie wissen, welche Vortheile uns hieraus erwachsen können."

Nachdem auch Waller noch das Nähere mit dem langen Carl und dem schönen Franz besprochen, verließ er das Local, um seinem Herrn Mittheilung über die Entledigung seines Auftrages zu machen.

Es war am folgenden Tage nach der eben erzählten Begebenheit.

Der Abend war allgemach hereingebrochen; von den Thürmen dröhnte eben die siebente Stunde herab, als Alice, in Begleitung des treuen Moral, ihre in der Siebergasse gelegene Wohnung verließen und sich der Jüdenstraße zuwandten.

In einer Entfernung folgten den beiden, nichts Ahnenden, drei Männer. Es waren: Waller, der lange Carl und der schöne Franz.

Eine verschlossene Equipage, welche ohne Aufsehen zu erregen, in einiger Entfernung langsam hinterher fuhr, machte den Beschluß.

Langsam schlenderte Alice und Moral die Jüdenstraße hinunter und, die einsamsten Straßen aufsuchend, bogen sie in die Reetzengasse, dem Sammelplatz aller Flickschuster Berlins, ein.

„Ach ja, lieber Herr Moral," sagte Alice zu ihrem Begleiter, „wohl fühle ich mich wieder glücklicher, da ich in den Händen liebevoller Leute bin, doch sagt mir eine dunkle Ahnung, daß ich nicht sicher bin, daß man mir neue Nachstellungen bereitet, daß ich nicht lange mehr dieses stille Glück im Kreise edler Menschen, die sich meiner in der Noth angenommen, genießen darf."

„Machen Sie sich doch nicht so trübe Gedanken, Fräulein, der Geheimrath kennt Ihren jetzigen Aufenthalt nicht und Herr von Treville wird wohl bald Ihre Unschuld an's Tageslicht bringen und dann den Verbrecher bestrafen.

„Wollte Gott, es gelänge dem edlen Mann, denn das ist mein höchster, einzigster Wunsch, den ich noch habe, wieder rein von aller Schuld dazustehen. Alles haben mir die Menschen, das Liebste, was ich besessen, entrissen und zuletzt meine Ehre befleckt; diese wieder rein zu waschen, ist mein größtes Bestreben. O, wie wollt' ich dem danken, der mir in meinen Bestrebungen Hilfe leistet!"

„Es kann nicht mehr lange währen bis dahin, Fräulein, darum werden Sie aber auch wieder froh und nehmen Theil an den Freuden der Welt. Sie sind ja noch so jung, das Leben, das Ihnen bis jetzt nur Kummer bereitet, steht Ihnen ja noch offen, es muß und wird Ihnen noch Genugthuung für die ausgestandenen Leiden bringen."

„Mein guter Herr Moral, wie soll ich Ihnen danken, daß Sie so gütig und freundlich gegen ein armes Mädchen sind, daß Sie sich, selbst krank, für eine Fremde so aufopfern?"

„Ich verlange keinen Dank. Mein größter Wunsch ist nur der, Sie bald recht, recht glücklich zu sehen, und was ich dazu beitragen kann, will ich mit allen meinen schwachen Kräften thun."

„Glück, sagen Sie, mein Freund? Das ist für mich nicht mehr zu erringen, nochmals glücklich zu werden, darauf habe ich schon längst verzichtet."

„Sie sehen zu schwarz in die Zukunft, Fräulein, das sind noch die Folgen ihrer ausgestandenen Leiden. Man muß nie die Hoffnung verlieren; wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm zu seiner Rettung greift, so muß auch der Mensch im Leben sich an Alles anklammern, was ihm von irgend welchem Nutzen sein und zu seiner Rettung dienen kann.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, hatten sie die Reetzengasse durchschritten und über die Spandauerstraße hinweg, durch die Probststraße, den Nicolai-Kirchhof erreicht.

Hier ist es gewöhnlich nach dem Eintritt der Dunkelheit einsam und menschenleer und ein wohl geeigneter Ort zur Ausführung eines Verbrechens.

Als Alice und Moral um die Nicolai-Kirche herumbogen, um die Poststraße zu erreichen, blickte sich der Letztere erstaunt um,

denn hinter ihm gingen drei Männer und es war ihm, als hätte ihn einer derselben aus Absicht oder Zufall gestoßen.

Eben wollte er, da er doch das Letztere anzunehmen schien, seinen Weg an Alicens Seite fortsetzen; doch diese hatte sich, über die augenblickliche Zögerung Morals erstaunt, ebenfalls umgesehen und erblickte nun Waller dicht hinter sich, in Begleitung der beiden anderen Männer.

„Waller!“ rief sie entsetzt, als sie den Diener des Rathes erkannte.

Ein kräftiger Faustschlag, den der lange Carl gegen Paul Moral führte, raubte diesem die Besinnung und streckte ihn zu Boden.

Im Augenblicke waren der unglücklichen Alice die Hände gebunden, ihr ein Tuch in den Mund gesteckt, um sie am Schreien zu verhindern und sie selbst in den schnell heranfahrenden Wagen getragen.

Waller war in die Kutsche gestiegen, hatte den Schlag zugeworfen und fort ging es nun im scharfen Galopp.

Der lange Carl hatte, um den Befehlen Engels nachzukommen, auf dem Wagenkasten Platz genommen. Franz verließ eiligen Schrittes den Ort des Verbrechens, ohne sich weiter um den bewußtlosen Moral zu kümmern, doch konnte er es vorher nicht unterlassen, dem Unglücklichen noch schnell mit gewandten Fingern Uhr und Börse abzunehmen.

Im Augenblick war Alles geschehen, kein Mensch hatte zur Zeit des Verbrechens den einsamen Platz passirt, kein Bewohner der umliegenden Häuser hatte den verzweifelten Schrei der armen Alice, den sie beim Anblick Wallers ausgestoßen, vernommen.

Nur der Thurm der Nicolai-Kirche blickte ernst und düster in die graue Nacht hinein, als wollte er den Sternen erzählen, was er so eben gesehen.

Vierzehntes Capitel.

Im Hôtel und im Gartenhäuschen.

Mehrere Minuten lag Moral bewußtlos auf den harten Steinen, doch die strenge Kälte gab ihm bald seine Besinnung wieder.

Hastig sprang er empor. „Alice, Alice!“ rief er mit verzweifelter Stimme, „Alice!“ doch da antwortete keine Stimme, keine, das arme Mädchen war spurlos verschwunden.

Er lief bis an das Ende der Straße, um auch dort die Verschwundene zu rufen, doch nichts, nichts war von ihr zu sehen oder zu hören.

Rathlos rang er die Hände, während Thränen über sein bleiches Gesicht liefen.

Mehrere Minuten blieb er sinnend an der Ecke stehen, dann, des Blutes nicht achtend, welches ihm aus einer Kopfwunde über das Gesicht lief, stürmte er fort und schlug die Richtung nach dem Hôtel des Herrn von Treville ein.

„Waller, Waller,“ flüsterte er leise während seines Laufens, „ja, so war der Name, den sie beim Anblick der Männer ausrief, sie muß ihn also kennen, ich will mir den Namen doch merken. Blutige Rache schwöre ich Euch, Ihr Hallunken, Ihr sollt es büßen, Ihr werdet Eurer Strafe nicht entgehen dafür, was Ihr der unglücklichen Alice angethan.“

So mit sich sprechend, erreichte er das Hôtel.

Schnell eilte er in das Zimmer des Haushofmeisters Eilberg.

Beim Anblick seines Lieblings, der ganz mit Blut bedeckt war, sprang Eilberg entsetzt aus dem Lehnstuhl empor.

„Himmel Donnerwetter, Junge, was ist Dir? Hast Du Unglück gehabt? Woher das Blut?“

„Alice ist fort!" rief Moral, „geraubt, als ich mit ihr ein wenig spazieren ging. Mich hat man niedergeschlagen und sie in einem Wagen entführt."

Nachdem sich Paul Moral einige Minuten geruht, berichtete er dem Alten den ganzen Hergang der Sache.

„Ei, den Hallunken soll doch der Teufel auf den Nacken fahren", rief er ganz entrüstet. „Das kann nur von diesem Schurken, dem Rath, ausgehen, damit er seinen schändlichen Lüsten fröhnen kann. O, jetzt ist mir Alles klar! Wartet, Ihr Hallunken, Ihr sollt den alten Eilberg kennen lernen, wie der Euch packen wird. Also Waller war der Name, den sie ausrief?"

„Ja wohl, Onkelchen!"

Der Haushofmeister klingelte heftig, ein Diener erschien.

„Schnell einen Arzt, Fritz, mein Neffe hat Unglück gehabt."

Fritz, ein Diener des Herrn von Treville, entfernte sich sofort.

„Komm mit herauf zum Herrn, Paul, erzähle ihm den Hergang der Sache, er wird schon am Besten wissen, was zu thun ist."

Sie verließen das Zimmer und traten, nachdem Eilberg die Erlaubniß erhalten, in das Arbeits-Cabinet Trevilles.

In einem Fauteuil saß Severin von Treville, ihm gegenüber die schwarze Maske aus dem Colosseum, der Herr von Pronintsky.

Beim Anblick seines alten Dieners und dessen mit Blut bedeckten Neffen, den er vor einigen Tagen kennen gelernt hatte, erhob er sich hastig.

Er ahnte, daß Alice ein Unglück zugestoßen.

„Was giebt's, Eilberg, erzähle. Sie entschuldigen wohl einen Augenblick, Herr von Pronintsky."

„Bitte, bitte, Herr Graf, ich will mich empfehlen."

„Nicht doch, Sie können das auch hören, was hier verhandelt wird."

Mit kurzen Worten erzählte nun Paul die Entführung seiner Schutzbefohlenen.

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte Herr von Pronintsky die Worte Pauls angehört. Als dieser geendigt, erhob er sich schnell und trat zu Herrn von Treville.

„Ein Mann mit Namen Waller," sagte er, gehört ja zur Dienerschaft des Geheimraths von Waltz. Sollte dieser etwa bei der Sache, die jener junge Mann soeben erzählt hat, betheiligt sein?"

„Wissen Sie das genau, Herr von Pronintsky?" fragte Treville.

„Ganz genau, denn ich wollte diesen Mann in meine Dienste nehmen, doch der Rath wollte ihn unter keinen Umständen entlassen. Auch jenes Fräulein Alice ist mir bekannt. Sie war ja wohl Erzieherin im Hause des Raths?"

„Wohl, wohl, Herr von Pronintsky," entgegnete der Graf, „nun ist mir die ganze Sache klar. Der Geheimrath von Waltz hat sie entführen lassen, dieser greise Sünder, dem nichts heilig ist, der vor keinem Verbrechen zurückbebt, wenn er nur seiner Wollust genügen kann. Doch was ist jetzt zu thun?"

Einige Minuten sann er nach, dann ging er an sein Bureau und schrieb hastig einige Zeilen.

Nach kurzer Zeit erhob er sich, trat zum Herrn von Pronintsky und las Folgendes vor:

„Zweitausend Thaler Belohnung!"

„Zweitausend Thaler Belohnung Demjenigen, der mir „den Aufenthalt des Fräulein „Alice von Werden" nach„weisen kann. Dieselbe ist am Montag Abend gegen „sieben Uhr mit ihrem Begleiter, dem Herrn Paul Moral, „Neffen meines Haushofmeisters, von drei Männern auf „dem Nicolaikirchhofe überfallen worden. Herr Moral „wurde niedergeschlagen, Alice von Werden in einem Wagen „entführt. Unter den drei Männern soll sich ein gewisser „„Waller" befunden haben. Obige Belohnung Demjenigen, „der mir den Aufenthalt der Verschwundenen so nach„weist, daß sie ihren Angehörigen zurückgegeben werden „kann."

„Severin, Graf von Treville."

„So, Eilberg," fuhr Severin von Treville fort, „damit schickst Du einen Diener zur Druckerei. Morgen früh muß es in der ganzen Stadt verbreitet sein."

Eilberg entfernte sich wieder mit seinem Neffen.

Schnell waren die Befehle Treville's ausgeführt, und auch die Kopfwunde Morals von einem Arzte verbunden worden.

Paul Moral wollte sich eben entfernen, um nach Hause zu eilen und seiner Mutter das Vorgefallene mitzutheilen, als Herr von Treville die Beiden nochmals rufen ließ.

Sie traten in das bekannte Arbeitskabinet des Grafen ein.

Herr von Pronintsky hatte sich schon entfernt.

„Herr von Pronintsky," begann Treville, hat mir versprochen, mit allen seinen Kräften dahin zu wirken, den Aufenthalt des Fräuleins, für die er sich ungemein zu interessiren scheint, zu erforschen. Er denkt in höchstens zwei Stunden mit guten Nachrichten wieder hier zu sein. Bleiben Sie deshalb so lange hier, Moral, denn es könnte sein und ich will es hoffen, daß wir heut noch Arbeit bekommen; auch ich werde zu Hause bleiben, und kannst Du deshalb einen Diener zur Frau von Hoch schicken," wandte er sich an Eilberg, „hier ist ein Brief, der dort sofort abzugeben ist."

Moral blieb im Zimmer Eilbergs, mit bangem Herzen der Ankunft des Herrn von Pronintsky harrend.

Nach kurzer Zeit erschien der Lieutenant Arthur von Hoch, den Treville schleunig hatte zu sich berufen lassen.

Herr von Treville schien ungeheuer erregt zu sein.

Beim Eintritt Arthurs in sein Zimmer eilte er auf ihn zu und sagte:

„Lies diesen Brief, den ich soeben erhalten, von wem weiß ich nicht."

Arthur nahm das ihm überreichte Papier und las.

Auch wir wollen dem Leser den Inhalt des Briefes nicht vorenthalten. Er lautete:

„Geehrter Herr Graf!"

„Ihre Braut, Fräulein Bianca von Hoch, steht in der „größten Gefahr von einem nichtswürdigen Schurken ge-

„schändet zu werden. Wer derselbe ist, kann ich Ihnen „nicht mittheilen, das werden Sie selbst morgen Nacht, „in der der Schurke seine That zu vollführen gedenkt, „erfahren.

„Elise, das Kammermädchen Ihrer Fräulein Braut, „hat dem Mann bereits die Schlüssel zur Wohnung der „Frau von Hoch übergeben.

„Morgen Abend wird Elise, die Vertraute des Bö= „sewichts, dem Fräulein ein Schlafpulver in den Thee „schütten. In der Nacht begiebt sich der Mann selbst in „das Zimmer der Dame. Hüten Sie sich deshalb. „Wenn Sie übrigens den Mann kennen lernen wollen, so „dürfen Sie sich zu dem Kammermädchen in keiner Weise „äußern.

„Hochachtungsvoll

N. N."

Mit wachsendem Erstaunen hatte der Lieutenant den Brief zu Ende gelesen.

Die beiden Freunde staunten sich sprachlos an.

„Donner und Wetter," rief der Lieutenant, „was ist das? Kaum kann ich es glauben, es ist zu räthselhaft, und doch, der Schreiber dieser Zeilen giebt die näheren Umstände zu genau an, auch ist mir das scheue Benehmen von Elise schon seit einigen Tagen aufgefallen.

„Das etwas im Werke ist, glaube ich bestimmt," entgegnete Treville, „wir müssen deshalb die Sache hintertreiben, doch so, daß wir des Thäters habhaft werden. Eile deshalb nach Hause und treffe die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, doch so, daß Elise durchaus nicht ahnt, daß wir Mitwisser ihres Geheimnisses sind. Auch soll Bianca schon heute keinen Thee trinken."

„Dann komm wieder zurück, ich habe vielleicht noch heute mit Dir etwas zu sprechen."

Arthur entfernte sich, nachdem er dem zukünftigen Schwager versprochen hatte, für Alles Sorge zu tragen und so bald wie möglich zurückzukehren.

Kehren wir jetzt zu der unglücklichen Alice zurück, die wir in dem Augenblick, als der Wagen mit ihr davonfuhr, verlassen haben.

Bewußtlos lag die Hartgeprüfte in der Wagenecke, neben ihr saß Waller.

Nach einiger Zeit erhob sie sich; sie sah, wo sie sich befand, sie sah, in wessen Hände sie wieder gerathen war.

Eine schreckliche Angst ergriff sie, sie wollte aufspringen, doch der Schurke hatte die kurze Zeit ihrer Ohnmacht benutzt, ihr die Füße zu fesseln.

Sie wollte schreien, sie wollte die Wagenfenster eindrücken, doch die gebundenen Hände, das Tuch im Munde machten sie wehrlos.

„Ruhig, mein Täubchen," begann der herzlose Bösewicht mit rohem Gelächter, als er die ohnmächtigen Versuche seines machtlosen Opfers sah, „Du wirst Dich schon in Dein Schicksal fügen müssen. Was hast Du denn auch weiter zu fürchten? Ein reicher Geliebter, ein prächtiges Boudoir ist entschieden besser, als solch alter, mürrischer Aufseher in der Stadtvoigtei und ein Strohsack hinter vergitterten Fenstern. Was willst Du denn auch eigentlich, Mädchen?

Ihr Frauenzimmer thut immer noch so zimperlich und wenn Ihr auch schon tausend Geliebte gehabt hättet. Ob nun dieser oder jener die erste Gunst empfängt ist doch gleich, Hauptsache nur ist, daß der Geliebte ordentlich blecht und dafür will ich Dir gut sagen, denn der Rath ist reich, das weißt Du ja auch aus Erfahrung."

Schwer stöhnte Alice bei den Worten des gefühllosen Sünders, neue Versuche machte sie, um sich zu befreien und sie war dabei so glücklich das Tuch aus ihrem Munde zu entfernen.

Einen gellenden Hilfeschrei stieß sie aus, doch Waller steckte ihr mit aller seiner Kraft das Tuch wieder zwischen die zusammen gebissenen Zähne, wobei er aber ziemlich bedeutend von der Verzweifelten an der Hand verwundet wurde.

„Verfluchte Kanaille," brummte er grimmig, „wenn ich nur so könnte, wie ich wollte, dann würde ich Dir schon das Beißen anstreichen, die Zähne würde ich Dir, Schlange, einschlagen. Na warte nur, wenn der Rath erst Deiner überdrüssig ist, und dies dauert ja

bei ihm nicht lange, dann sollst Du erst die Meine werden und später, — na Du wirst ja sehen, Racker, was Dir dann passirt."

Alice hörte von dem Gespräch ihres Begleiters nichts mehr, denn ihre Gedanken waren fern, fern von dem Ort, wo sie sich befand, weit schweiften sie fort, in die Tage ihrer Kindheit.

Sie dachte an das Vaterhaus; an den würdigen Prediger, ihren Vater; an die schöne Frau, ihre Mutter; an das Haus ihrer Tante, in dem sie unter liebevoller Pflege zur Jungfrau herangereift: an ihre Zöglinge; an Ewald, ihrem Verlobten.

Ihre Sinne verließen sie, sie war durch die mächtig auf sie hereinstürmenden Ereignisse ohnmächtig geworden. —

Und weiter, immer weiter rollte der Wagen durch die Straßen der alten Stadt Berlin seinem Bestimmungsorte zu.

Vor einem vor dem Königsthore belegenen Hause, welches auf der einsamen Chaussee fern von den bewohnten Häusern still und verlassen da lag, hielt der Wagen plötzlich.

Waller sprang heraus und trug die leblose Alice durch den Vorgarten in das kleine Häuschen.

Ein altes Weib öffnete mit grinsendem Lachen.

„Habt Ihr endlich das feine Jüngferchen," begann sie, „ich zweifelte schon daran, daß Ihr heut noch kommen würdet."

„Ja, sie ging heut etwas später aus, wie gewöhnlich; doch seht nur wie mich der Satan gebissen hat."

„Oho," grinste das alte Weib, „da wird der Herr einen schlimmen Standpunkt haben, wenn die Kleine so um sich beißt. Aber ein verdammt hübsches Frauenzimmer; wahrhaftig man merkt es Eurem Herrn an, daß er Geschmack hat.

Waller hatte während dieser Unterredung die ohnmächtige Alice in ein prachtvoll ausgestattetes Boudoir getragen und sie dort auf ein Sopha gelegt.

Reich war der Fußboden mit Teppichen belegt, die Möbel nach dem neuesten Geschmack von unschätzbarem Werthe; eine mattgeschliffene grüne Ampel verbreitete ihr magisches Licht. Die Fenster waren wohl mit Drahtgittern verwahrt, so daß sich also Alice zum zweiten Mal in einem Gefängniß befand.

Waller hatte das Zimmer verlassen, um das noch immer heftig aus der Hand fließende Blut zu stillen, während die Alte sich mit dem jungen Mädchen beschäftigte und sich bemühte, dieselbe ins Leben zurückzurufen.

Ihre Bemühungen hatten nach längerer Zeit endlich Erfolg, denn schwer begann Alice zu athmen und endlich schlug sie die schönen Augen auf.

„Na, Gott sei Dank," murmelte die Alte, „daß mir der Kerl keine Leiche in das Haus gebracht hat, da wären wir Beide schön bei dem Alten angekommen?"

„Wo bin ich," flüsterte Alice leise, nachdem sich ihre Sinne wieder belebt hatten, „in wessen Hände bin ich gerathen."

Doch plötzlich wurde sie sich ihrer Lage bewußt und zitternd sprang sie auf und fiel dem alten Weibe zu Füßen.

„Rettet mich," flehte sie leise, während heiße Thränen über ihre Wangen liefen, „rettet mich. Um des Gekreuzigten willen, habt Erbarmen mit mir Armen, damit Euch auch dereinst Erbarmen werde. Ihr seid ja auch ein Weib, darum habt Mitleid mit einem Weibe."

Grinsend näherte sich das alte Weib dem Mädchen.

„Aengstige Dich nicht, schönes Kind," sprach sie mit süßlicher Stimme, „Du hast heut nichts mehr zu befürchten, also pflege der Ruhe, und morgen — na, morgen, — da werden wir ja sehen, was sich für Dich thun läßt."

„Also Ihr versprecht mir, mich zu retten?" rief Alice.

Doch die Alte hatte schon das Zimmer verlassen und die letzte Frage Alicens verhallte ungehört.

Schwer seufzend, von Mattigkeit überwältigt, hatte Alice auf dem Sopha Platz genommen und begann über ihre gefährliche Lage nachzudenken. Doch die mächtige Aufregung der letzten Stunden hatte ihren zarten Körper so ergriffen, daß sie sich umsonst bemühte, die Augen offen zu halten. Der Schlaf siegte über die Angst, immer ruhiger wurden die kindlichen Züge ihres Gesichts, und nach einigen Minuten herrschte im Gemach eine tiefe Stille, und man hörte nichts, als die schweren Athemzüge der Schlummernden.

Beinahe zwei Stunden waren schon vergangen und Alice schlief noch immer.

Da öffnete sich geräuschlos die Thür und herein trat unser alter Bekannte aus dem Colosseum, der greise Wüstling, der Geheimrath v. Waltz.

Mit leisen Schritten näherte er sich der Schlafenden.

Da lag sie mit den bleichen Wangen, mit hochwogendem Busen, die langen, schwarzen Locken wirr um den schönen Kopf.

Schweigend betrachte der Rath die schöne üppige Gestalt des Mädchens, dann kniete er neben ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre purpurnen Lippen.

Mit einem Schrei erwachte Alice. Schnell sprang sie auf, nachdem sie den Geheimrath von Waltz erkannt und floh der Thür zu. Sie war verschlossen.

Angstvoll blickte sie nach allen Seiten umher, einen Ausweg zu ihrer Rettung suchend. Doch da war alles wohl verwahrt, denn der Geheimrath hatte das schöne Boudoir wie ein Gefängniß eingerichtet, damit Alice keine Gelegenheit zur Flucht fände.

Mit lüsternen Blicken verfolgte dieser die graziösen Bewegungen des reizenden Mädchens, die in voller Jugendschönheit vor ihm stand, die er in seinen Händen hatte, die ihm, nach der er sich so lange und so glühend gesehnt, nun nicht mehr entrissen werden konnte. Denn von hier drang kein Schrei, auch nicht der lauteste auf die Straße hinaus und verrieth den Vorüberziehenden, welche Schandthat hier verübt werden sollte.

Noch immer betrachtete er die üppige Gestalt, dann stürzte er, wie der Geier auf die unschuldige Taube, auf das junge Mädchen, umklammerte sie, drückte die sich heftig Sträubende mit starken Armen an seine Brust und bedeckte mit unzähligen glühenden Küssen ihre heißen Wangen.

„Seien Sie doch folgsam, schöne Alice," flüsterte er zärtlich, „meine Liebe zu Ihnen ist ja unbeschreiblich groß, nie, niemals kann sie erkalten, wenn Sie mir das sein werden, was ich von Ihnen verlange: meine Geliebte. Alles, was Ihr Herz wünscht, soll Ihnen werden. Pretiosen, schöne Kleider, Equipage und eine jährliche Rente von zweitausend Thalern bis zu Ihrem Lebensende. Also seien Sie folgsam und sträuben Sie sich nicht mehr, denn Sie sind ja doch ganz in meiner Gewalt."

Alice machte eine abwehrende Bewegung und ein Schauer durchlief ihren Körper.

Doch der Geheimrath war nicht der Mann, in solchen Fällen viele Worte zu machen; mit kräftigen Armen umfaßte er die Unglückliche und suchte sie nach dem Sopha zu schleppen; doch Alice wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung und war so glücklich, sich von ihm loszureißen.

„Hinweg, elender Schurke!" rief sie ihm zu.

Dann verließen sie ihre Kräfte und mit einem schrecklichen Schrei stürzte sie zu Boden. —

Der Wüstling umfaßte die Unglückliche noch einmal und schleppte sie nach dem Sopha.

Einen Augenblick betrachtete er die Ohnmächtige. Während des Kampfes waren der Hals und die Schultern der Armen entblößt worden, die üppigen, jugendlichen Formen waren dem Wüstling in ihrer ganzen Schönheit sichtbar und erhöhten noch mehr seine schmutzigen Begierden.

Mit fieberhafter Hast näherte er sich jetzt dem Mädchen, schon berührte sein glühender Athem ihre reine Stirn, da erwachte sie noch einmal und, einen gellenden Schrei ausstoßend, wand sie sich in den Armen des Wüstlings —

Fünfzehntes Kapitel.

Der schwarze Jacques.

Es war gegen acht Uhr Abends, an demselben Tage, an welchem sich die im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse zutrugen, als die verhängnißvolle Glocke in der Wohnung des Juden Salomon heftig gezogen wurde.

Der Besitzer der „blutigen Hand“ eilte aus dem Schankzimmer nach den vorderen Gemächern, um den Besuch zu empfangen. Es konnte nur der Chef der Bande, der „schwarze Jacques“ sein, der schon seit zwei Tagen das verrufene Haus nicht besucht hatte.

Salomon hatte sich nicht geirrt, denn bei seinem Eintritt erblickte er den schwarzen Jacques, der im Zimmer hastig auf und ab schritt.

Tief verneigte er sich beim Anblick desselben.

„Gut, daß Du da bist,“ begann dieser jetzt, „ich habe viel mit Dir zu sprechen. Wer von den Leuten ist augenblicklich hier? Der lange Carl ist wohl noch nicht da, denn er ist ja wohl heut bei der Entführungs-Geschichte betheiligt?“

Wie das bei Verbrechern wohl stets der Fall ist, so hatte auch diesmal der „lange Carl“ über den beabsichtigten Streich mit seinen Cumpanen gesprochen und dadurch hatte der schwarze Jacques Kenntniß von der Angelegenheit erhalten.

„Nein, Herr, der lange Carl und Franz sind noch nicht zurück, von den Uebrigen sind nur „der Fänger,“ „Louis“ und der „Pockennarbige“ zugegen. Im Hinterzimmer sitzen noch vier Spieler, Dierks, „Blaubart,“ „der rothe Leo“ und Berg.

„Gut, Salomon,“ entgegnete der schwarze Jacques, „schicke mir den „Pockennarbigen“ sofort zu Vater Engel und laß den langen Carl und Franz hierher holen, wenn sie dort sein sollten, wo nicht, wird er ja wohl wissen, wo er sie zu finden hat. Außerdem wünsche ich den „Blaubart“ zu sprechen, Du führst ihn also hierher.“

Salomon entfernte sich schleunigst, um die Befehle des schwarzen Jacques auszuführen.

„Da hätten wir also wieder die Spur des unglücklichen Mädchens gefunden,“ flüsterte er leise, ich glaubte schon, sie hätte Berlin gänzlich verlassen. Warte, Bürschchen, Deine Streiche wollen wir Dir vergelten und wenn Du zehnmal Kaiserlich Russischer Geheimrath bist, so sollst Du doch kennen lernen, wie's sich in Preußen auf dem Zuchthause leben läßt. Du stehst bei mir noch in guter Rechnung, unsere gegenseitige Schuld ist noch nicht abgetragen und nun wollen wir einmal sehen, wer Sieger bleibt.“

Höher färbten sich die Wangen des schwarzen Jacques bei diesen Worten, hastiger ging er im Zimmer auf und ab.

„Durch Dich bin ich geworden, was ich jetzt bin,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „ein Verbrecher, das Haupt einer Verbrecherbande von Spielern, Mördern und Dieben. Du hast mich aus dem Vaterlande vertrieben, getrennt von Allem, was ich geliebt. Wenn Du nicht gewesen, dann stände ich jetzt noch rein von jedem Verbrechen da, wäre ein angesehenes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, geachtet und geliebt von meinen Mitmenschen; und jetzt?“

„O, wozu treibt nicht die Verzweiflung den Menschen, wenn ihm das Heiligste, was er besessen, genommen und entehrt wird, entehrt von diesem Schurken; aber Du sollst es erfahren, wer Dich gestürzt hat, Du sollst erfahren, von welcher Seite der Schlag gekommen, der Dich treffen wird. Dein Ziel ist bestimmt. Hinter den kalten Kerkermauern wirst Du Deine Manie, alles was jung und schön ist, mit Gewalt, List oder Geld in Dein Netz zu ziehen, wohl ablegen müssen. Dieser Schlag soll Dich besser treffen, als die Kugel, die ich damals auf Dich abgefeuert habe.“

„Ha, ha,“ lachte er krampfhaft auf, „ich bin sonst nicht gerade rachsüchtig, aber jetzt möchte mir das Herz fast vor Freuden zerspringen, jetzt, da ich Dich in meinen Händen habe, Dir Deine Ehre nehmen, Dich gänzlich vernichten kann.“

„O, wie habe ich nach diesem Augenblick gelechzt, nicht wie ein durstiger Wandrer in der glühenden Sonnenhitze, nein, wie ein Mensch der auf glühenden Kohlen langsam zu Tode verbrennt. Freilich, Dein Weib thut mir leid, denn sie ist eine brave Frau, eine liebende Mutter: doch sie kann selbst froh sein, wenn sie von solchem Bösewicht für immer befreit wird, denn die Dir zuerkannte Strafe wirst Du wohl nicht mehr überleben.“

„O, Angelika,“ fuhr er plötzlich weich werdend, fort, „wenn Du vom Himmel herab meine Thaten siehst, mein Verbrecherleben erkannt hast, Du mußt mich verachten, aber Du wirst Dich auch freuen, daß dem Zerstörer unseres Glückes seine Strafe erreicht hat, daß er endlich unterliegen muß.“

Hoch hob sich die Brust des Mannes bei diesen Worten,

krampfhaft hatte er die Hände geballt, weißer Schaum stand ihm vor dem Mund, er mußte sich niedersetzen, denn die Aufregung, in der er sich selbst gebracht, hatte ihn übermannt.

Das Gesicht des Mannes war bleicher wie der Tod, mühsam rang die beengte Brust nach Athem, doch schon einige Minuten genügten, ihm seine frühere Ruhe wieder zu geben.

Jetzt trat der Jude in Begleitung eines anderen Mannes wieder in das Zimmer des schwarzen Jacques.

„Du kannst Dich vor der Hand wieder entfernen, Salomon," begann der schwarze Jacques mit ruhiger Stimme, „später, wenn ich Dich brauchen sollte, werde ich Dich rufen lassen." —

„Ist das Kind noch auf?" wandte er sich an den abgehenden Salomon, „und wie befindet es sich?"

„Ja wohl, Herr, es ist noch munter und was seinen Gesundheitszustand anbetrifft, so ist der gut, nur verlangt es fortwährend nach seiner Mutter oder nach Euch."

„Armer Knabe," murmelte der schwarze Jacques, „Du mußt schon so früh des Lebens Kummer und Schmerzen erfahren, doch wird hoffentlich bald die Zeit da sein, wo Du zu Deiner trauernden Mutter zurückkommst und Dich kein Mensch mehr ihr entreißen kann.

Salomon hatte sich entfernt.

„Nun," wandte er sich an den schwarzbärtigen Mann, der mit Salomon zugleich eingetreten, und welcher in der Verbrecherwelt unter dem Namen „Blaubart" bekannt war, in welchem wir aber den Baron von Ligny aus der Soirée des Grafen von Wesern wiedererkennen, „Ihr seid, wie ich sehe, von Eurer Schußwunde wieder hergestellt."

„So ziemlich, Herr," entgegnete dieser, „doch fühle ich mich noch unendlich schwach, denn der starke Blutverlust hat mich entsetzlich angegriffen."

„Ja, ja, das glaube ich Euch, setzt Euch deshalb, denn ich habe ein ernstes Wort mit Euch zu reden. Ihr treibt es zu arg mit Eurem Spiel, Ligny, man munkelt in der Gesellschaft schon dieses und jenes von Betrug; Ihr seid in der letzten Zeit auffallend ungeschickt geworden."

„Herr," entgegnete Ligny unterwürfig, „der Einsatz, den der Lieutenant von Hoch machte, war mir zu hoch, dadurch wurde ich unruhig; mir wäre es selbst lieber gewesen, wenn er nicht so hoch pointirt hätte, denn ich bin meines Glückes wegen zum Stadtgespräch geworden und es wird sich in nächster Zeit wohl schwerlich Jemand finden, der mit mir überhaupt noch ein Spiel wagt."

„Rechnet nicht das Eurem Glück an; von Eurem Glück spricht man weniger, mehr aber davon, daß Ihr ein falscher Spieler sein könntet."

Der vermeintliche Baron schaute den schwarzen Jacques bei dessen Worten ganz bestürzt an.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen," fuhr der schwarze Jacques fort, „erst gestern sprach Herr von Treville, der künftige Schwager des Herrn von Hoch, mit mir von dieser Angelegenheit. Natürlich suchte ich seinen Verdacht so viel wie möglich von Euch abzulenken. Doch wie gesagt, ich rathe Euch, stellt das Spiel auf einige Zeit ein und verliert dann hin und wieder kleinere Summen.

„Doch noch Eins," fuhr der schwarze Jacques fort, „was habt Ihr für eine Thorheit in Bezug auf Fräulein von Hoch begangen? Seid Ihr denn närrisch geworden, oder hat Euch der hohe Verdienst, den Ihr in der letzten Zeit gehabt, so übermüthig gemacht, daß Ihr eine solche Thorheit begeht? Alle besseren Zirkel werden Euch in Zukunft verschlossen bleiben, falls Euer Benehmen ruchbar wird; ich verbitte mir in Zukunft derartige Ausschweifungen. Jetzt könnt Ihr mich verlassen."

Ligny, der höchst zerknirscht den Worten seines Chefs gefolgt war, erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Ein Gleiches könnt Ihr auch dem Klingner sagen, der sich sogar soweit vergessen konnte, in der Soirée beim Herrn von Treville in Thätlichkeit auszuarten."

Ligny entfernte sich und Salomon trat mit dem Knaben ein, der vom langen Carl in jener schrecklichen Nacht, mit der unsere Erzählung begonnen, geraubt wurde.

Kaum hatte das Kind den geheimnißvollen jungen Mann erblickt, als es sofort auf ihn zulief und ihn mit seinen Aermchen umschlang.

Mit tiefem Ernst und nicht zu verkennendem Mitleiden in den bleichen Zügen betrachtete der Mann den schönen Knaben, der ihn so liebevoll, so herzlich umfaßte.

„Ach, führt mich doch recht bald zu meiner guten Mama zurück, lieber Herr,“ begann das Kind mit bittender Stimme. „Ich fühle mich hier so verlassen, ich habe Keinen, mit dem ich spielen kann, nicht mal meine gute Anna ist da, die mir immer so schöne Geschichten erzählte und mit mir in's Freie ging. Auch Ihr, lieber Herr, kommt so selten zu mir und ich freue mich doch immer so sehr, wenn ich Euch sehe.“

Mit wehmüthigen Blicken betrachtete der Mann das Kind, welches keine Ahnung hatte, daß gerade dieser Mann einen großen Theil zu seinem Unglück, zur Trennung von seiner Mutter beigetragen hatte.

„Deine Mama ist verreist, Hänschen, und kommt erst in einigen Wochen zurück,“ entgegnete der schwarze Jacques. „Bis dahin mußt Du noch bei dem alten Mann dort bleiben,“ fuhr er, auf Salomon deutend fort, „der Dich gewiß gut behandelt. Auch ich werde jetzt öfter zu Dir kommen, und Dir auch recht schöne Spielsachen mitbringen.“

„Ach ja, thut das, lieber Herr,“ entgegnete freudig das Kind, „und sagt meiner lieben Mama, daß ich stets recht folgsam sein will, wenn sie mich nur von hier fortholt.“

„Schön, mein Kind, ich will das Alles Deiner Mama bestellen, doch nun geh' zu Bett, denn ich muß wieder fort von hier.“

Salomon führte den Knaben nach kurzer Zeit auf sein Schlafzimmer zurück.

Wohl eine Stunde war seit der Ankunft des schwarzen Jacques im Hause des Juden verflossen und noch immer war der lange Carl und der schöne Franz nicht in das Haus des Verbrechens zurückgekehrt.

Der schwarze Jacques wurde sichtlich unruhiger, große Besorgniß über das Ausbleiben des Langen las man in seinen Gesichtszügen, häufiger sah er nach der Uhr, er schien die Minuten bis zur Ankunft des Verbrechers zu zählen.

Da endlich näherten sich wieder Schritte der Thür, sie wurde geöffnet und Salomon erschien in Begleitung des langen Carl, der eben von der Entführung Alice's zurückgekehrt war.

Ein Strahl der Freude blitzte in dem Gesicht des Wartenden, als er seinen Mann erblickte.

„Du bist heut einem Mann behülflich gewesen, ein junges Frauenzimmer mit Gewalt zu entführen," redete er ihn sofort an, „nachdem Ihr drei Männer, denn außer Franz war noch ein andrer Mann, ein Diener, mit Namen Waller, bei der Sache betheiligt, den Begleiter des jungen Mädchens niedergeschlagen, ist diese in einen Wagen geworfen und entführt worden. Hast Du den Wagen verfolgt? Weißt Du, wohin das Mädchen durch ihren Entführer gebracht worden ist? Ich will Auskunft haben!"

Der lange Carl schien ziemlich verlegen, denn Engel hatte ihm Schweigen über das Verbleiben Alice's auferlegt, da sie Beide hofften, aus der Kenntniß ihres Aufenthalts noch großen Nutzen zu ziehen.

Höchst verwirrt stotterte er daher einige Worte, die weder von dem schwarzen Jacques, noch von Salomon verstanden werden konnten.

„Du bist dabei gewesen, Schurke," donnerte der schwarze Jacques los, während er mit seinen großen, blitzenden Augen den rohen Verbrecher zu durchbohren schien, ich sage Dir, Du warst bei der Entführung und hast auf Geheiß Engels den Wagen verfolgt, da Ihr noch Vortheil aus dieser Sache zu ziehen hofft. Ich verlange unbedingten Gehorsam, heraus mit der Sprache, oder Du bist im Zeitraum von einer Minute ein kalter Mann."

Bei diesen Worten hatte der schwarze Jacques den Mörder mit der kräftigen Linken bei der Kehle gefaßt, während er ihm mit der rechten Hand einen langen scharf geschliffenen Dolch auf seine Brust setzte.

Die große, kräftige Gestalt des langen Carl sank bei diesem Wuthausbruch seines Herrn und Meisters zusammen, die Knieen schlotterten ihm vor Furcht, eine bläuliche Röthe bedeckte das widerliche Gesicht, denn seine Kehle war wie von einem Schraubstock durch die Fingern des schwarzen Jacques umschlossen.

„Willst Du reden, Hallunke,“ rief der schwarze Jacques nochmals, „sofort auf der Stelle, oder ich entziehe Dich schon jetzt dem Scharfrichter.“

Der Verbrecher machte eine Bewegung, daß er sprechen wolle, denn noch immer hielt ihn der andere an der Kehle fest und verhinderte ihn dadurch nur den geringsten Laut von sich zu geben.

Der schwarze Jacques ließ ihn los, schleuderte ihn aber gleichzeitig mit solcher Kraft von sich, daß er zurücktaumelte und zu Boden stürzte.

Im Augenblicke war der schwarze Jacques wieder bei ihm, kniete auf seiner Brust und ließ den gefährlichen Dolch wieder vor seinen Augen blitzen.

Schwer stöhnte der Bedrängte, dann murmelte er, durch die Fragen des schwarzen Jacques oft unterbrochen, einige unverständliche Worte, bis schließlich ein zusammenhängendes Ganze herauskam und der schwarze Jacques von ihm abließ.

Der lange Carl hatte ihm den Aufenthalt der unglücklichen Alice genannt.

„So, jetzt kannst Du Dich entfernen,“ sagte der schwarze Jacques mit ruhiger Stimme, „doch sage ich es Dir heut zum letzten Mal, noch einmal solchen Ungehorsam und Du wirst Deiner Strafe nicht entgehen.“

Eiligst verließ der lange Carl das Zimmer, denn Furcht und Angst vor dem kühnen Mann hatte ihn gepackt, da er in ihm seinen Meister gefunden hatte.

Der schwarze Jacques gab dem Juden noch einige Befehle, dann verließ er, nachdem sich letzterer entfernt, das Haus auf dem uns schon bekannten Wege.

In der Linienstraße sprang er in eine Droschke und fuhr eiligst davon.

Sechszehntes Capitel.

Befreit und verhaftet.

Wir verließen Alice und den Geheimrath von Waltz in dem Augenblick, als Erstere mit der ganzen Kraft der Verzweiflung die Liebkosungen des Verführers von sich abwehrte. Schon schwanden ihre Kräfte denen des starken Mannes gegenüber, als sich plötzlich ein ungestümes, ängstliches Pochen an die Thür des Boudoirs vernehmen ließ.

Mit einem schrecklichen Fluch auf den Lippen verließ der Geheimrath sein unglückliches Opfer, und wandte sich der Thür zu.

„Was giebts?" fragte er mit vor Aufregung fast heiser klingenden Stimme, „wer wagt es, meinen Befehlen zuwider zu handeln und mich zu stören?"

„Ich glaube, wir sind verrathen," flüsterte die ängstliche Stimme Waller's, „ich sah so eben mehrere verdächtige Gestalten sich durch den Garten und um das Haus schleichen."

„Memme!" schrie der Geheimrath, doch ehe er noch weiter sprechen konnte, erbleichte er plötzlich, und eilte schnell dem Fenster zu. Er hörte Stimmengemurmel und eilige Tritte, welche sich dem Hause näherten.

Noch einen Blick der Wuth auf sein, wie es schien, ihm für diesmal entrissenes Opfer werfend, verließ er schnell das Zimmer.

Alice's hatte sich, nach der furchtbaren Aufregung, eine solche Abspannung aller Sinne bemächtigt, daß sie von dem eben geschilderten Vorgang nichts bemerkt, nichts begriffen hatte, nur eins wußte sie, der Geheimrath hatte sie verlassen, sie war gerettet.

Da kehrte plötzlich ein Funken der alten Kraft zurück, hastig erhob sie sich, eilte der Thür zu, verriegelte dieselbe und stellte

zu noch größerer Sicherheit den Tisch und einige Sessel, welche sich im Zimmer befanden, davor. Dann eilte sie an's Fenster, zertrümmerte, da dasselbe fest verschlossen war, die Scheiben und rief mit lauter Stimme in die stille Nacht hinaus nach Hilfe.

„Muth, Muth, Fräulein Alice," tönte da aus dem Garten herauf eine wohlbekannte Stimme, „Muth, Fräulein Alice, wir kommen, Herr von Treville ist auch hier."

Hochauf jauchzte Alice beim Klang dieser Stimme, das war ja die Stimme des treuen Moral, der erst vor kurzer Zeit an ihrer Seite von den Verbrechern zu Boden geschlagen war. Kein Zweifel mehr, sie war gerettet, ihre Befreier waren da.

Ein inbrünstiges Gebet auf den Lippen sank das schöne Mädchen in die Knie und brachte dem Herrn der Heerschaaren ihren Dank für die wunderbare Rettung.

In der That waren die Befreier des jungen Mädchens da. —

Arthur von Hoch war, nachdem er seine Mutter andeutungsweise von der Gefahr, welche Bianca bedrohte, benachrichtigt und auch noch weitere Vorsichtsmaßregeln in seiner Behausung getroffen hatte, zu Herrn von Treville zurückgekehrt und in dessen Gesellschaft auf Herrn von Pronintsky, welcher ihnen ein so gewagtes Versprechen gegeben, gewartet.

Schon verzweifelten sie daran, daß Pronintsky sein gegebenes Versprechen noch heute lösen könnte, als plötzlich ein Wagen vor dem Hôtel hielt. Hastige Schritte ertönten auf der Treppe, die Thür flog auf und Herr von Pronintsky trat in Begleitung des Haushofmeisters und Morals eilig ein."

„Gefunden!" rief Herr von Pronintsky, „gefunden, durch Zufall oder durch den Beistand Gottes."

„Wie ist das möglich, wie haben Sie so schnell den Aufenthalt des Fräulein Alice von Werden finden können? rief Herr von Treville.

„Auf dem einfachsten Wege, bester Graf. Auch ich habe mich schon längere Zeit für das Fräulein interessirt; was ich für Gründe dazu habe, ist Ihnen wohl gleich. Kurz, auch ich wußte mit Bestimmtheit, daß die Dame an dem ihr aufgebürdeten Ver-

brechen schuldlos, daß sie das Opfer eines Schurken geworden war, auch ich beschloß deshalb den Erbärmlichen zu strafen und die Schuldlose zu rächen."

Erstaunt sahen sich die Anwesenden an; Pronintsky fuhr fort:

„Da ich die Spur der jungen Dame seit ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse verloren hatte, so glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als daß ich einem mir sehr ergebenen Diener den Auftrag gab, das Treiben im Hause des Geheimraths auf's Sorgfältigste zu beobachten. Durch ihn erfuhr ich, daß ein gewisser Waller, ein Diener des Raths, fast den ganzen Tag über in einem Lokal der Sieber-Gasse verweile und ein gegenüberstehendes Haus beobachte; hierdurch erfuhr ich auch den Aufenthalt des Fräuleins von Werden."

„Da ich meinem Diener den bestimmten Befehl gegeben hatte, Waller nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, so glaubte ich vorhin, als Ihnen Ihr Haushofmeister die Entführung des Fräuleins mittheilte, mit Gewißheit annehmen zu können, daß mein Diener den Aufenthalt der Dame erfahren; meine Vermuthung hat sich bestätigt."

„Erst vor ganz kurzer Zeit kam mein Diener zurück. Er war nur wenige Schritte entfernt, als der Ueberfall geschah; da er aber drei Personen gegenüber stand, so wagte er nicht einzuschreiten. Er zog es vor, auf dem Wagenkasten Platz zu nehmen und hatte so das Glück den Bestimmungsort der Entführten kennen zu lernen. Es ist ein Gartenhaus vor dem Königsthor, ziemlich weit heraus auf der einsamen Chaussee, still und einsam, so recht geeignet, ein Bubenstück auszuführen. Nun aber, meine Herren, ist Eile nöthig, wenn wir die junge Dame aus den Klauen des Bösewichts reißen wollen. Wir wollen zur Feststellung der Thatsache noch einige Polizisten mit uns nehmen."

Die Freude der Männer war unbeschreiblich, als Herr von Pronintsky seinen, theils auf Wahrheit, theils auf Dichtung beruhenden Bericht beendet hatte.

Zwei Equipagen des Herrn von Treville waren schon be-

reit. Die Männer stiegen hastig ein, und fort ging es, zuerst nach der Polizei-Direction.

Hier angekommen, sprang Herr von Pronintsky zum Wagen heraus und trat in die hellerleuchteten Räume des Berliner Polizei-Präsidii.

Mit großer Ergebenheit wurde er von den diensttuenden Mannschaften begrüßt; kurz trug er sein Anliegen vor, und es wurde ihm bereitwilligst Hülfe zugesagt.

Zwei Polizisten nahmen noch in einem der Wagen Platz und im Galopp flogen sie dem Königsthore zu.

Wir verließen Alice, als sie durch die Worte des jungen Moral die Gewißheit ihrer Rettung erhielt.

Gespannt lauschte sie den sich nun in rascher Reihenfolge drängenden Begebenheiten.

Zuerst dröhnten heftige Schläge gegen die verschlossene Thür des Gartenhauses, welche krachend aufsprang; bald darauf fiel ein Schuß.

Heftiger Kampf schien auf dem Vorflur stattzufinden.

Nachdem der Lärm eine Weile fortgedauert, trat eine plötzliche Stille ein, und eilige Schritte näherten sich der Thür von Alice's Zimmer.

Schnell hatte diese die vorgeschobenen Möbel entfernt und die Thür geöffnet.

Vor ihr standen Herr von Treville, Arthur von Hoch, Eilberg, Paul Moral und zwei Polizisten.

Alice war in die Knie gesunken, die Hände gefaltet schaute sie nach oben, ein Dankgebet auf den Lippen.

Ein schweres Stöhnen, das vom Flur heraufdrang, unterbrach die heilige Stille.

Es war das Stöhnen des schwer verwundeten Waller.

Nachdem die Thür eingeschlagen, hatte Waller auf die Ein-

dringenden einen Pistolenschuß abgefeuert, der zum Glück keinen der Befreier getroffen, dann war ein kurzer Kampf gefolgt, in dem natürlich Waller unterliegen mußte. Ein Polizist hatte ihm den Hirschfänger in die verrätherische Brust gestoßen.

Wo der Geheimrath geblieben war, wußte Niemand. Er mußte durch ein Hinterzimmer aus dem Hause entkommen sein.

Alice und Paul Moral fuhren in einer Equipage des Herrn von Treville nach ihrer Behausung.

Der verwundete Waller wurde nach dem nächsten Polizeibüreau gebracht. Treville, Pronintsky und Eilberg folgten, um auf der Polizeiwache die letzten Bekenntnisse des Sterbenden mit anzuhören.

Von der Nicolai-Kirche schlug eben die achte Stunde, die Glocken der Parochial-Kirche, den Choral „Jesus meine Zuversicht" spielend, folgten; die letzten Töne waren kaum verklungen, da pochte es an die Thür der Frau Moral.

Kaum war das übliche Herein gerufen, als Herr von Treville und sein alter Haushofmeister Eilberg in das Zimmer traten. Alice hatte sich schnell erhoben, doch Severin von Treville war auf sie zugeeilt, hatte ihre Hand ergriffen und sie wieder zu ihrem Stuhl zurückgeführt.

„Unendliche Freude hat es mir gewährt, geehrtes Fräulein," begann der junge Franzose mit freundlicher Stimme, „daß ich Ihnen dienlich sein konnte. Ihre Sache liegt jetzt klar, nicht nur vor meinen Augen, sondern auch vor denen des Criminalgerichts. Der Geheimrath von Waltz ist wahrscheinlich schon jetzt wegen Meineids verhaftet."

„O, mein Gott, wie danke ich — — — — — — —"

Mehr Worte konnte die Hartgeprüfte nicht hervorbringen, sie sank bewußtlos in die Arme des alten Eilberg, dem beim Anblick des bleichen, jungen Mädchens, das schon so früh die harte Schule des Lebens durchgemacht, das, fast noch ein Kind,

schon durch die Bosheit der Menschen so unendlich viel erdulden mußte, helle Thränen in den grauen Bart rannen.

Alle Anwesenden waren auf's Tiefste ergriffen. Durch stärkende Mittel, welche der junge Moral herbeiholen mußte, wurde die Ohnmächtige bald wieder dem Leben zurückgegeben. Sie warf sich dem edlen Manne, der ihre Ehre wieder hergestellt, zu Füßen, um ihm ihren Dank auszusprechen, doch Herr von Treville hob sie schnell empor und führte sie zum Sopha.

„Doch wie gelang es Ihnen, edler Herr, so schnell meine Unschuld an's Licht zu bringen?" fragte sie jetzt.

„Vor allen Dingen durch die Aussagen Waller's, welcher in der verflossenen Nacht verschied, nachdem er zuvor seine Schuld bekannt hat. Er selbst hat, auf Geheiß seines Herrn, die Pretiosen in Ihrem Schrank verborgen. Durch diese Aussagen ist die Schuld des Geheimraths so klar erwiesen, daß seine Verhaftung erfolgen konnte."

„Ach, wie beklage ich die arme Frau, die unglücklichen Kinder," schluchzte Alice, „wie unendlich wehe thut es mir, ihnen Schmerz und Leid bereiten zu müssen. Doch entschuldigen Sie," fuhr sie erröthend fort, „können Sie mir keine Nachricht über meinen Verlobten, den Doctor Behr, geben?

„In der That, mein Fräulein," sagte Treville zögernd und mit unsicherer Stimme, da kann ich Ihnen nichts Näheres mittheilen, doch glaube ich, der Herr Doctor ist vor einigen Tagen vereist. Doch nun habe ich noch eine Bestellung von Fräulein Bianca von Hoch, meiner Braut, an Sie auszurichten. Bis Sie ein neues Engagement gefunden, bietet sie Ihnen ein Stübchen in ihrem Hause an."

Ein unendlich wehmüthiger Ausdruck prägte sich bei diesen Worten des Herrn von Treville in den Zügen Paul Morals aus, die bleichen Wangen waren noch bleicher geworden, ein krampfhafter Schmerz schien seine Brust zerreißen zu wollen.

„Sagen Sie Ihrem Fräulein Braut," entgegnete Alice „daß ich Ihr gütiges Anerbieten unendlich hoch schätze, doch kann ich es jetzt noch nicht annehmen, da ich nach dieser entsetzlichen Katastrophe noch einige Zeit bei diesen guten Leuten hier zu bleiben gedenke. In einigen Tagen will ich von Ihrer gütigen Einladung

Gebrauch machen, bis dahin wird mich wohl Frau Moral noch beherbergen."

Jetzt wandte sich Treville an Paul Moral und dessen Mutter:

„Nun denn, mein guter, lieber Herr Moral, reichen Sie mir Ihre Hand, und auch Sie, gute Frau. Im nächsten Monat sollen Sie in Begleitung ihrer Mutter eine Reise nach Italien machen, um dort Heilung für ihr Leiden zu suchen. Mein Haushofmeister Eilberg hat mir von seinem Ersparten schon die dazu nöthige Summe übergeben."

Erstaunt blickte Eilberg seinen Herrn an und machte eine abwehrende Bewegung, doch ein Wink des Herrn von Treville belehrte ihn, daß der edle Mann die den armen Leuten zugedachte Wohlthat auf seine Rechnung bringen wollte, um sich den Ausdrücken ihrer Dankbarkeit zu entziehen.

Nach kurzer Zeit verabschiedete sich Herr von Treville, begleitet von den Segenswünschen aller Anwesenden. Weinend vor Freuden fiel Alice der guten Frau Moral um den Hals und herzte und küßte sie. —

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit auf einige Zeit dem Hause des Raths zu.

Es war Morgens acht Uhr an demselben Tage.

Trübe und unfreundlich war es auf den Straßen, ein starker Schneesturm trieb die wirbelnden Flocken in rasendster Eile durch die Luft, der Himmel war mit schwarzen, unheimlichen Wolken bedeckt.

Erst spät, — lange nach Mitternacht — war der Geheimrath von Waltz nach seiner Behausung zurückgekehrt. Kopfschmerzen und Ermüdung vorschützend, wollte er nicht gestört sein, als ihm von seiner Dienerschaft gemeldet wnrde, daß sein Haus von Polizisten besetzt und zwei derselben ihn zu sprechen wünschten.

Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner. Er wollte fliehen, doch schon traten die Diener der weltlichen Gerechtigkeit in sein Zimmer.

Mühsam suchte er seine Fassung wieder zu gewinnen und ging ihnen mit lächelnder Miene einige Schritte entgegen.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte er mit unsichrer Stimme.

„Im Verdacht, einen Meineid geleistet und ein Mädchen mit Gewalt entführt zu haben,“ entgegnete einer der Polizisten, „verhafte ich Sie, Herr Geheimrath Carl, Ernst, August von Waltz, im Namen des Königs.“

Der Rath mußte den Polizeidienern folgen.

Die düsteren Mauern der Stadtvoigtei nahmen den Verhafteten nach kurzer Zeit als den ihrigen auf.

Der Doctor Behr war ihm dorthin schon vorangegangen.

Siebzehntes Capitel.

In der Stadtvoigtei.

Schrecklich sind jene Räume des Elends und des Verbrechens. Unheimlich und düster steigen die dunklen Mauern der Stadtvoigtei, mit den kleinen vergitterten Fenstern, am Ufer der Spree empor.

Wie mancher Seufzer eines Unschuldigen, wie manches Stöhnen eines reuigen Sünders, doch auch, wie mancher schwere Fluch einer starren, unbeugsamen Seele verhallte zwecklos in diesen schaurigen Räumen, die zu betreten der Fuß eines Jeden unwillkürlich zaudert. Wie Viele hausen in diesen Räumen, die ihre ganze Jugendzeit, ihr reiferes Alter hier hinter Schloß und Riegel verleben müssen, wie Viele, die Gottes freie Natur niemals als Freie wiedersehen, die diese geheimnißvollen Zellen nie wieder verlassen dürfen, — es sei denn, daß ihnen an einem stillen Orte ein anderes Plätzchen zur Ruhe gegeben wird.

Ja, es sind auch Menschen an diesem Ort, die nach ihrer Verurtheilung noch eine kurze Zeit die stillen Zellen des Berliner Gefängnisses bewohnen dürfen, — aber nur kurze Zeit, — denn kaum ist das Urtheil höheren Orts bestätigt, so fährt eines

Tages ein einfacher Wagen den zum Tode Verurtheilten von hier fort, aus den Mauern Berlins nach dem freundlichen Moabit, dem neuen Zellengefängnisse zu.

Schrecklich, wahrhaft schrecklich, zum Tode verurtheilt!

Gewöhnlich ist dann der folgende Tag der letzte im Leben des Deliquenten.

Verwandte, auch Freunde, wenn er solche nach seiner grausigen That noch hat, haben in den letzten Stunden noch Zutritt zu seiner Zelle. Den harten Sinn, das starre Gemüth des Sünders sucht der Geistliche der Anstalt noch zu erweichen, er sucht den der irdischen Gerechtigkeit verfallenen Verbrecher noch für die Gnade Gottes vorzubereiten.

So entschwindet der Tag.

Immer länger werden die Schatten, immer dunkler wird es in der kleinen Zelle; die Sonne sank, der Mond erscheint mit seinem magischen, silbernen Schein am besternten Firmament, es wird Nacht, die letzte Nacht des Verdammten.

Hu, welche schreckliche Nacht!

Ruhiger ist es in dem weiten Gebäude geworden; die Inhaftirten haben sich nach und nach zur Ruhe begeben, eine Grabesstille lagert über den düstern Räumen. Nur hin und wieder schallt der Schritt des Schließers durch die weiten Hallen, doch auch nur matt und kaum merklich, denn die langen Corridore sind überall mit Decken belegt.

Er ist allein, allein mit seinem ruhelosen Gewissen, allein mit seinem Elend, verlassen, verachtet, verflucht von Allen, denn seine schreckliche That ließ Jedem das Blut in der Brust erstarren.

Er ist ein Mörder! — — — — — — — — — —

Unruhig, rastlos geht er auf und ab in seiner Zelle, unstät rollen die glanzlosen, trüben Augen hin und her, eine fahle Blässe liegt auf den Zügen des jungen Mannes, — denn er steht noch in der Blüthe seiner Jahre, — convulsivisch zuckt es in den harten Gesichtsmuskeln, krampfhaft sind die Hände geballt, dumpfe Töne kommen aus der gepreßten Brust.

Immer dunkler wird es in dem Todtengemach.

Er ist an das vergitterte Fenster getreten und starrt in die

durch silbernen Schein erleuchtete Nacht hinaus. Noch einmal will er die Herrlichkeit der Natur, die Allmacht Gottes sehen, denn am Morgen, wenn sie ihn zum letzten Gange abholen, dann sieht er nur den weiten Himmel und die dunklen Mauern des Hofes, in dem das Schaffot errichtet zu werden pflegt. Noch einmal schweifen seine Augen nach Berlin hinüber, dem Schauplatz seiner Kindheit, eines Mannesalters, dem Schauplatz seiner Laster und Verbrechen.

Majestätisch steigen die riesigen Häusermassen in geringer Entfernung empor, der Mond beleuchtet die Spitzen und Thürme mit seinem himmlischen Licht, leise klangvolle Töne schallen an sein Ohr; es sind die Glocken seiner Vaterstadt, der er nun auf immer Lebewohl gesagt hat.

Finden die feierlichen Töne wohl einen Anklang in der Brust des Mannes?

Ja! Die Reue muß wohl sein starres Herz erweichen, die steinerne Rinde zerbrochen haben, eine Thräne fließt über die hageren, bleichen Wangen des Verurtheilten, ein wehmüthiger Ausdruck liegt auf dem bleichen Antlitz.

Weit schweifen seine Gedanken hinaus in die Ferne, weit schweifen sie hinaus aus der stillen Zelle über die hohen Mauern des Gefängnisses hinweg, über die Fluren und Auen, hinein in die alte Stadt Berlin, weit hindurch nach einem entfernten Stadttheil, nach einer engen Straße, zu einem kleinen, reinlichen Häuschen.

Dort stand seine Wiege.

Unaufhaltsam strömten jetzt die Thränen des Mannes.

Er sieht sich wieder im Hause der Eltern, die mit liebender Hand, mit zarter Sorgfalt seine Kindheit leiteten, behüteten.

Er sieht sie vor sich, den ernsten Vater und die gütige Mutter.

Ob sie auch jetzt von Oben herab auf ihr Kind herniederschauen? — — — —

Er wuchs heran. Aus dem zarten Knaben, war ein kräftiger Jüngling geworden. Er sollte in's Leben treten. Die Kenntnisse, die er sich erworben, waren nicht unbedeutend, er konnte ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden.

Er trat in ein größeres Handlungshaus ein.

Im Anfang ging alles den gewöhnlichen Gang; er war fleißig, ordentlich und hatte sich bald die Liebe und das Vertrauen seines Herrn erworben. Er war der Stolz und die Freude seiner nun schon bejahrten Eltern.

Da nahte der Verführer. Er fand Gefallen, des Abends, nach dem Schluß des Geschäfts, noch hier und dort seinem Vergnügen nachzugehen, anstatt der elterlichen Wohnung zuzueilen.

Kaum war ein Jahr verflossen, da sah man den früher so ordentlichen Menschen erst in der Frühe des Morgens seiner Behausung zuwanken.

Mit leichtfertigen Dirnen, die ihm Liebe heuchelten, mit lustigen Cumpanen, verbrachte er den größten Theil der Nacht bei Spiel und Tanz.

Sein Vater hatte kein Vermögen; ein anständiges Gehalt schützte ihn vor Noth und Sorgen.

Mit Schrecken und Besorgniß hatte er das wüste Leben seines einzigen Kindes erfahren, so viel wie möglich suchte er ihn auf den rechten Pfad zurückzuführen, doch wenn auch der Sohn Besserung versprach und Reue zeigte, so währte dies nur wenige Tage; bald wurde das frühere Treiben wieder begonnen, noch toller, noch wüster.

Von Schmerz und Kummer auf das Krankenlager geworfen, sank sein Erzeuger bald in die kühle Gruft.

Da war er schon ein Mörder!

Auch dieser Vorfall übte auf den jungen Mann keinen bleibenden Eindruck aus, er begann wieder das alte Leben.

Doch seine Vergnügungen kosteten ihm Geld, viel Geld, so daß seine noch geringen Einkünfte nicht mehr ausreichten.

Die alte Mutter gab alles hin; das Letzte gab sie dem entarteten Sohn, während sie selbst darbte und hungerte.

Auch diese Quelle war bald versiegt.

Da — mußte die Kasse seines Prinzipals nachhelfen; der erste Schritt zum Verbrechen war gethan.

Durch den ersten Erfolg ermuthigt, besonders deshalb, da auf ihn nicht der geringste Verdacht gefallen, wurde er kühner; immer häufiger, immer höhere Beträge stahl er, um seinen Lüsten zu fröhnen.

Mehreren Freundinnen und Freunden gab er in einer der größeren Weinhandlungen ein Fest.

Der Champagner perlte in den hohen, geschliffenen Gläsern, liebetrunken lag er an dem Busen eines schönen Mädchens, die Feier hatte ihren Höhepunkt erreicht; da nahte die rächende Nemesis und warf ihn in den tiefen Abgrund. Das war ein schreckliches Erwachen! — — — — — — — — — — — —

Er befand sich hinter Schloß und Riegel.

Monate vergingen ihm hier in der Einsamkeit der Zelle. Reue hatte ihn ergriffen, er hatte den besten Willen, wieder ein besserer Mensch zu werden.

So kam der Tag des Gerichts.

Eine lange Haft war die Folge seiner Verbrechen, und man brachte ihn zu anderen Gefangenen.

Da waren bald alle die guten Vorsätze vergessen; da schloß er sich seinen Zellengenossen enger an, er lernte von ihnen, er wurde in das Treiben und Wesen der Verbrecher eingeweiht.

Doch, da erschien ein Tag, der nochmals seine Reue anfachte, ihm den Entschluß zur Besserung eingab.

An den Händen gefesselt, wurde er an das Sterbelager seiner Mutter geführt.

Die Schmach, die Scham hatten die letzten Kräfte der alten Frau zerstört; doch die Liebe zum Sohne war ihr geblieben, sie hatte gewünscht, ihn noch einmal zu sehen.

Kein Vorwurf war auf den bleichen Lippen der Mutter, nur ein unendlicher Ausdruck von Wehmuth und Schmerz war in den matten Augen zu lesen.

Auch das ging vorüber!

Seine Mutter schlief nun den ewigen Schlaf, ihr armes Herz war gebrochen, die kühle Gruft umfaßte nun ganz ihren Kummer und Schmerz.

Er wurde aus der Haft entlassen. Die Einzige, die ihn noch auf den rechten Pfad zurückzuführen vermocht hätte, war nicht mehr.

So stürzte er tiefer und immer tiefer in den Abgrund des Verderbens, er lebte nur noch vom und im Verbrechen.

Nur immer ganz kurze Zeit war er auf freien Füßen. Er war ein wohlbekannter Bewohner der Stadtvoigtei geworden.

Wenn er auch hin und wieder sich zu bessern bemühte, zu arbeiten strebte, so fand er doch nirgends mehr Vertrauen, nirgends Arbeit; denn Keiner wollte ihn beschäftigen.

Der Hunger thut weh; er suchte wieder im Verbrechen Rettung und fiel wieder in die Hände des Gerichts.

Da nahte jene Nacht, die für immer seiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzen sollte. — — — — — — — — — —

Es war eine schreckliche Nacht. In Strömen stürzte der Regen vom Himmel herab, ein eisiger Wind strich durch die Nacht, kein Stern leuchtete am weiten Firmament.

Mit mehreren Genossen eilte er durch seine Vaterstadt.

Bald waren sie an Ort und Stelle. Mit der größten Vorsicht hatten sie einen Einbruch vollführt, die Beute war schon zusammengepackt, schon wollten sie den Rückzug antreten, als Lärm im Hause enstand.

Da geschah das Entsetzliche.

Er wurde ein Mörder!

Er sah das hohe Gerichtszimmer, die feierlichen, ernsten Züge seiner Richter und Geschwornen, er hörte den schrecklichen Urtheilsspruch: „zum Tode verurtheilt, zum Tode durchs Beil.“

So war sein Leben im Gedanken nochmals bei ihm vorübergegangen.

Unaufhörlich rollten jetzt die Thränen über seine bleichen Wangen; er wünschte noch einmal die Zeit zurück, er wünschte noch einmal ein Kind zu sein.

Doch die verschwundenen Jahre, sie kehren nie wieder und seine That kann nicht ungeschehen gemacht werden.

„Im Sturm, im Sturm wird durchgebracht, das Herz, das Leben, die Liebe,“ flüstert er leise.

Er betrachtet jetzt seine nähere Umgebung.

Er sieht den dunklen Hof, die umstehenden Gebäude mit ihren Eckthürmchen und den vergitterten Fenstern, er sieht hinüber nach dem Kirchhof, die letzte Ruhestätte der Gefangenen, die hier ihr Leben beschließen.

Doch was ist das?

Er taumelt zurück, er sinkt zu Boden, seine schon bleichen Gesichtszüge haben eine geisterhafte Blässe angenommen, der ganze Körper zuckt in heftigen Bewegungen.

Er springt wieder auf, stürzt an's Fenster und starrt unaufhörlich nach dem einsamen Kirchhof hinüber.

Mehrere Männer bewegen sich dort in geschäftiger Eile hin und her.

Er sieht drei Männer in der Kleidung von Gefangenwärtern, Laternen in der Hand haltend, in der Nähe eines Hügels stehen, eines Hügels, unter dem der letzte Hingerichtete den ewigen Frieden gefunden; er sieht aber auch drei Männer, in der Kleidung von Sträflingen, die geschäftig mit ihrem Spaten ein Grab bereiten.

Schrecklich, fürwahr grauenhaft! Es ist sein eignes Grab, das sie ihm dort graben; sein eigenes Grab, in dem er schon morgen ausruhen wird.

Krampfhaft schluchzt der reuige Verbrecher; nicht ist es Furcht vor dem nahen Tode, nein, er hat nichts mehr auf dieser Welt zu hoffen, das Leben ist ihm selbst zur Last geworden, er will sterben; aber er weint über sein verlornes Leben, über die vergeudeten, schönen Jugendjahre, über die in Gram und Kummer um ihn verstorbenen Eltern, die er so oft, so unendlich oft betrübt und die ihn doch mit so vieler Liebe umfaßten; er weint über seine grausige That.

Er tritt zurück und pocht heftig an die Thür seiner Zelle; ein Schließer erscheint und fragt nach seinem Begehr.

Kurze Zeit darauf tritt ein Geistlicher in das unheimliche Gemach.

Es ist ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Haar, milden Zügen und sanftem Blick.

„Mein Sohn,“ beginnt er mit feierlicher Stimme, „stärke Dich

im Gebet, vertraue dem Allmächtigen alle Gedanken, die in Deinem Herzen wohnen; vertraue auf ihn, er wird Dir ein gnädiger Richter sein."

An der Seite des Mörders kniet der erwählte Diener Gottes und bittet um Gnade für den schweren, aber reuigen Verbrecher.

Der Morgen fängt schon an zu dämmern, da erst verläßt der brave Geistliche die Zelle des Gefangenen; er selbst erhebt sich, erquickt durch die tröstenden Worte und findet endlich Ruhe.

Ein kurzer Schlaf stärkt ihn für den letzten, schweren Gang. — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen ist angebrochen. Herrlich prangt der Himmel in Purpur und Azur; die Erde ist zu neuem Leben erwacht.

Im Gefängniß herrscht schon Leben und Bewegung. und noch immer schläft der Verurtheilte.

Aus den Thoren der Stadt strömen die neugierigen Berliner, um die Execution mit anzusehen. Equipagen und Droschken, in denen die Richter und Geschwornen sitzen, rollen heran.

Im Saal des Gefängnisses haben sie sich versammelt, um dem Verurtheilten noch einmal sein Urtheil zu verkünden.

Im Hofe sind schon alle Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen, das Schaffot ist errichtet; neben demselben steht ein einfacher Sarg.

Jetzt wird der Gefangene geweckt und aus seiner Zelle nach dem Sitzungssaal geführt.

Die Armesünder-Glocke ertönt. Bim blaum, bim blaum, bim blamm! schallt es schaurig durch den schönen Morgen.

Ernst und gefaßt tritt der Mörder an der Seite des Geistlichen vor seine Richter.

In dem kalten, ehernen Gesicht des Präsidenten zuckt keine Muskel, kein Zug von Rührung ist darauf zu sehen; mit schnellen Worten, monotoner Sprache, wiederholt er das Urtheil und die Bestätigung desselben durch den König.

„Durch Ihren Tod," fährt er fort, „werden Sie der irdischen Gerechtigkeit Genüge leisten; möge Ihnen der Richter dort Oben ein gnädiger sein. Und hiermit übergebe ich Sie, Kraft meines

Amtes, dem Scharfrichter, der Sie vom Leben zum Tode abführen wird.

Der Henker hat bei den Worten des Präsidenten seine Hand auf die Schulter des Deliquenten gelegt und ihn hierdurch gleichsam für sich in Beschlag genommen.

Schweigend bewegt sich der Zug nach dem Hofe.

Bim, blaum, bim blaum! tönt es noch immer vom Thurme herab.

An der Seite des Geistlichen hat der Verdammte mit festem Schritt das Schaffot betreten.

Er sieht den schwarzen Block, auf dem sein Haupt fallen soll, er sieht das glänzende, scharfe Beil, er sieht den Sarg, seine letzte irdische Wohnung, er sieht die rohen Gesichter der Henkersknechte.

Noch einmal blickt er zum Himmel empor, während ein wehmüthiger Zug um seine Lippen spielt, dann faßt er die Hand des Geistlichen und sinkt in die Knie.

„Gott sei mir Sünder gnädig,“ flüsterte er leise, erbarme Dich meiner, Herr, und nimm den reuigen Sünder in Gnaden auf.“

Er hat sein Gebet vollendet und erhebt sich wieder.

Die Knechte treten an ihn heran, um ihm beim Entkleiden behülflich zu sein, doch sanft wehrt er sie ab; schnell hat er den Rock abgeworfen, dann kniet er nieder, um den letzten Streich zu empfangen.

Schnell ist der Kopf auf den Block gespannt, die Füße sind nach hinten, die Arme seitwärts weggezogen und festgeschnallt.

Der Henker erhebt das Beil. Hell glänzt es in der goldigen Morgensonne, dann saust es nieder, der Kopf ist vom Rumpf getrennt.

Mit gewohnter Sicherheit hat der Scharfrichter sein blutiges Werk vollendet.

Die Henker haben den blutigen Leichnam in den Sarg geworfen, der Deckel ist aufgesetzt und eine schwarze Decke mit weißem Kreuz darüber gebreitet.

Vier Gefangene heben ihn empor und tragen ihn dem nahen Kirchhofe zu.

In wenig Augenblicken hat der Gerichtete seine letzte Ruhestätte gefunden. — — — — — — — — — — — — — —

Doch kehren wir zurück zu den Zellen der Stadtvoigtei, aus denen, Gott sei Dank, nur selten ein Bewohner nach dem Zellengefängniß geführt wird, um dort seinen letzten Gang zu thun.

Wenden wir uns zuerst nach dem sogenannten Jungfernzimmer, in welchem gewöhnlich die in nächtlicher Weile aufgegriffenen, galanten Dämchen zu verkehren pflegen.

Wir finden dort einige Bekannte aus dem Lokale des „Vater Pieske“ oder lahmen Wilhelm,“ die mit dem „schlappen Anton“ zusammen in voriger Nacht, als sie den Gutsbesitzer ausgeplündert, verhaftet wurden.

Die drei Frauenzimmer mit den zerknitterten, seidnen Kleidern, den nur spärlich bedeckten Formen, ihren verschwärmten Zügen, bieten einen eigenthümlich, komischen Anblick dar.

Gestern noch auf schwellenden Kissen beim schäumenden Champagner und heut bei der mageren Kost in den dunklen Räumen der Stadtvoigtei, auf dem harten Strohsack, bewacht von den griesgrämigen Wächtern, die mit solchen Creaturen nicht gerade höflich zu verkehren pflegen.

Das ist der Unterschied, das sind die Zufälligkeiten im Leben solcher Personen.

Doch dies waren nicht die alleinigen Bewohner des Jungfernzimmers, oder Jungfernthurmes, wie es auch genannt wird, da es seiner achteckigen Gestalt wegen, den Eindruck eines Thurmzimmers macht.

Ganz zerlumpte, alte und junge Weiber, die buchstäblich vor Schmutz starrten, kauerten auf den Strohsäcken herum und unterhielten sich leise flüsternd, denn lautes Gespräch wird in diesem „Hôtel“ nicht leicht geduldet.

Für sie war der Aufenthalt hier nichts Neues und hatte auch nichts Drückendes; im Gegentheil, bei der draußen herrschenden Kälte war ihnen das Obdach auf einem Strohsack, in einer mäßig erwärmten Stube bedeutend lieber, als das kalte Pflaster der Straßen und ein Bett unter freiem Himmel.

Freilich, im Sommer, bei schönem Wetter, ziehen sie die ländliche Einsamkeit, den Aufenthalt in Gottes freier Natur den düstern

Mauern des Jungfernthurmes bedeutend vor, dann suchen sie sich auch soviel als möglich den Augen der Polizei zu entziehen.

Und nun, das kräftige Essen hier, ist das nicht auch in Anschlag zu bringen?

Keine Noth, keine Sorge bekümmert ihr Gemüth; sie erhalten ihre vorschriftsmäßige Kost, während sie in der Freiheit wohl ziemlich oft mit leerem Magen in ihr Himmelbett steigen.

Da waren aber auch noch andere Dämchen aus dem Gefolge der Venus vulgivaga, in ziemlich galanten Toiletten, denn die Polizei hatte in der verflossenen Nacht in mehreren der Berliner Keuschheitstempel eine kleine Razzia veranstaltet und dabei einen ziemlich guten Fang gemacht.

Wenn den Letzteren auch der Aufenthalt hier gerade nicht ganz gleichgültig war, da es ihren weitverbreiteten Geschäften ungeheueren Schaden und Abbruch that, so nahmen sie es doch mit einer gewissen Resignation hin, als ob es eben zu ihrem Geschäfte, zu ihrem tugendhaften Leben gehören müsse.

„Na, Ida," begann eine ziemlich niedliche, üppig gebaute Brünette, „was wird nur mein alter Rentier sagen, wenn er mir heut seine Morgenvisite abstattet, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und seine „angebetete Eugenie" nicht antrifft."

„Da wird doch Deine Wirthin Bescheid wissen," entgegnete das mit Ida angeredete Mädchen, „die ist doch gewiß nicht auf den Kopf gefallen und wird schon wissen, wie die Glocken hängen."

„Das glaube ich auch; denn bei früheren Gelegenheiten hat sie sich stets sehr delicat benommen. Du mußt nämlich wissen, daß ich hier in der Nähe einen Onkel habe, welcher Prediger ist, zu dem verreise ich immer, um die frische Landluft zu genießen, wenn ich nämlich hier in den „Kahn" muß. Mein Alter hält mich ja für ein sittsames, tugendhaftes Mädchen und ahnt gar nicht, daß man auch noch für andere Männer ein liebeglühendes Herz haben kann. Ist denn Liebe ein Verbrechen? sagt mein Anton immer. Ha, ha, wenn der Alte wüßte, daß ich gestern in der Villa „gefischt" wäre, der spuckte Feuer und Flamme."

Auch die drei Mädchen aus des lahmen Wilhelms Keller

nahmen jetzt ganz unbefangen an der Unterhaltung ihrer beiden Colleginnen Theil.

In rohen, gemeinen Scherzen schienen sie sich den Rang streitig zu machen, besprachen sich über ihre Geliebten und erzählten sich schließlich ihre gegenseitigen Erlebnisse aus der letzten Nacht.

Fern in einem Winkel des Gemachs kauerte ein bleiches, junges Mädchen, deren gramerfüllten Gesichtszüge unendlichen Kummer und Verzweiflung ausdrückten. Auch sie war am vergangenen Abend hier eingeliefert worden, doch hatte sie sich freiwillig den Behörden gestellt.

Vor Jahr und Tag hatte sie das heimathliche Dorf und die nicht unbemittelten Eltern verlassen, um eine Zeit lang in Berlin zu dienen und das Leben der Residenz kennen zu lernen.

Bei einem angesehnen Kaufmann hatte sie ein Unterkommen gefunden. Es war eine fromme, recht christliche Familie. Der Herr war ein Wohlthäter der Armen, — doch sagte die fama, daß er besonders junge Wittwen, oder die hübschen Töchter armer Familien zu unterstützen pflegte, — er besuchte häufig die Kirche, gehörte zu vielen gemeinnützigen und christlichen Vereinen und stand deshalb bei allen seinen Mitbürgern in hohem Ansehen.

Die Herrin des Hauses war eine fleißige, wohlwollende Frau, so daß sich Auguste, so hieß das junge Mädchen, in ihrem neuen Verhältniß ganz wohl fühlte.

So waren ihr einige Wochen still und ungetrübt dahingegangen, als die Frau, einer Reise wegen, auf kurze Zeit abwesend war.

War der fromme Herr schon früher freundlich zu Auguste gewesen, so wurde er jetzt zärtlich gegen sie; kein Vater konnte liebevoller gegen seine Tochter sein.

In ihrer Unbefangenheit ahnte das unschuldige Mädchen durchaus nicht die Absichten des Heuchlers.

Als die Frau von der Reise zurückkehrte, war es zu spät; Auguste fühlte sich Mutter; sie mußte das Haus des Kaufmanns verlassen.

Anfangs unterstützte der Verführer die Gefallene, doch zog

er sich nach und nach zurück und überließ sie schließlich ganz dem Elende.

Zu ihren Eltern konnte und wollte die Arme nicht zurückkehren, die alten Leute hätten die Schande ihrer einzigen Tochter, ihres Stolzes und ihrer Freude, nicht überlebt.

In ihrer Verzweiflung, vom Wahnsinn getrieben, brachte sie ihr Kind, dem sie das Leben geschenkt, gleich nach der Geburt um.

Von Gewissensbissen gefoltert, gab sie sich später den Gerichten selbst an.

Welche Strafe haarte ihrer? — — — — —

Das alte Weib und die drei übrigen Frauenzimmer, die nur nothdürftig mit Lumpen gekleidet waren, betrachteten mit Neid und Mißgunst die reiche Kleidung ihrer Mitgefangenen, denn für sie selbst war zu ihrem Bedauern die Zeit vorbei, wo sie glänzend geschmückt den hell erleuchteten Ballsaal betreten konnten, wo sie an dem Arme reicher Männer durch den Tanzsaal flogen, wo sie im schäumenden Champagner Kühlung suchten.

Ihre Schönheit ist verschwunden, sie sind von Stufe zu Stufe herabgesunken in den Schlamm und Schmutz der Straße.

Jene Alte dort, die, wenn sich ihr keine andere Gelegenheiten bieten, mit dem Einsammeln von Lumpen ihr trauriges Leben zu fristen pflegt, sie war einst die gefeiertste Schönheit Berlins. Die reichsten angesehensten Männer lagen zu ihren Füßen und flehten um Liebe. Da regnete es nicht nur Gold, nein, die Liebeglühenden bedeckten ihre Angebetete mit köstlichen Geschmeiden und Edelsteinen. Unter den Linden bewohnte sie ein fürstlich eingerichtetes Logis, eine Loge im Theater war zu ihrer täglichen Benutzung bereit, männliche und weibliche Dienstboten hatte sie zu ihrer Bedienung. Kein Wunsch wurde der Gefeierten versagt. Wie oft ritt sie an der Seite ihres Geliebten die Linden entlang, aus dem Brandenburger Thor, um in den schönen Alleen des Thiergartens Erfrischung und Erholung zu suchen. Eine glänzende Equipage stand auf ihrem Wink bereit, denn er war reich, unermeßlich reich, und überschüttete sie fast mit seinen Liebesgaben.

Bälle, Concerte, Ausstellungen, zu denen fast nur die höchsten

Personen Zutritt hatten, besuchte sie häufig; mit einem Wort, sie schwelgte in Glück und Wonne.

Doch auch ihr war ein Ziel gesteckt.

Eine schwere Krankheit, die unausbleibliche Folge ihrer wüsten Ausschweifungen, warf sie auf das Krankenlager; ihre Anbeter hatten sich von ihr zurückgezogen, sie mußte die prachtvolle Wohnung verlassen, um in den Räumen der Charité ein Asyl zu suchen. Nach langer Zeit fand sie Heilung, doch wie war sie verändert.

Ihr schöner üppiger Körper war verwelkt, ihre klassisch geformten Gesichtszüge gräßlich zerrissen; sie fand keinen Käufer für ihre Reize mehr.

So kam sie im Elend um, denn arbeiten hatte sie nicht gelernt; ihr Verdienst aus besseren Tagen war dahin, sie war eine Bettlerin.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Achtzehntes Capitel.

Die Flucht.

Schrecklicher Aufruhr hatte sich bei der Verhaftung des Raths in seinem Hause erhoben; seine Frau, seine Kinder eilten herbei und umklammerten den Gatten, den Vater und wollten sich nicht von ihm trennen.

Schmerzlich hallten die weiten Räume wieder von dem Geschrei und Wehklagen der Frau, der Kinder.

Mit Ungestüm befragte die bestürzte Räthin die Polizisten nach der Ursache, dem Grunde der Verhaftung ihres Mannes, doch waren sie zu zartfühlend, der unglücklichen Frau den wahren Grund anzugeben, ihr vielleicht mitzutheilen, woher und aus welcher Gesellschaft der ehrliche Gatte und tugendhafte würdige Vater zurückgekehrt; sie gaben nur vor, die näheren Gründe nicht zu kennen,

doch glaubten sie, daß die Angelegenheit ein Fräulein Alice beträfe, die fälschlich vom Rathe des Diebstahls beschuldigt und auch deshalb verurtheilt worden sei.

Nicht verhöhnt, wie vor kurzer Zeit die unschuldige Alice verließ der Meineidige, beklagt und betrauert von seinen Angehörigen und Dienern, seine prachtvolle Wohnung.

Die rächende Nemesis drohte furchtbar über seinem Haupte, die Centnerlast seiner Schuld mußte ihn vernichten, auf's Zuchthaus führen.

Die nur spärlich erleuchtete Zelle umschloß bald den schrecklich Enttäuschten.

Starr und stumpfsinnig schaute er auf seine Zellengenossen, die ihn zuerst wegen seiner eleganten Kleidung bewunderten und schließlich verspotteten, da er ihnen zu stolz erschien, auf ihre an ihn gerichteten Fragen zu antworten.

Die Aufregung während der Nacht, dieser schreckliche Schlag, seine Verhaftung, des Meineids angeklagt, sein Schuldbewußtsein und die entsetzlichen Folgen, die entsetzliche Strafe für seine Verbrechen, die sein ganzes ferneres Lebensglück zerstören mußte, alle diese Umstände wirkten so betäubend auf ihn ein, daß er fast den Verstand verloren zu haben schien.

Heiße, blutige Thränen rannen über das Gesicht des Mannes, der noch vor wenigen Tagen so unendlich vergnügt war, der in Lust und Freude geschwelgt, der noch so herzlos über das Unglück eines Mädchens, dessen bürgerliche Ehre er selbst durch den größten Schurkenstreich zerstört hatte, spotten konnte, er weint jetzt bittre Thränen.

Der Reue wohl nicht? Nein, der Wuth, daß sein höllisches Gewebe zerstört, daß ihm die Freuden und Lüste des Lebens, die er noch so lange zu genießen hoffte, nun plötzlich geraubt; daß ein Weib, wie Alice, seine frühere Dienerin, sein ganzes Leben zerstört, ihm der Schande, dem Zuchthause, harter Arbeit und Entbehrungen zugeführt habe.

So ändern sich so häufig, ehe man es geglaubt und nur die leiseste Ahnung gehabt, die Verhältnisse der Menschen. Noch vor wenigen Tagen war die unglückliche Alice, das unschuldige, reine

Mädchen, fast gezwungen, in einem Freudenhause, unter den gemeinsten Verbrechern eine Zuflucht, oder in den kühlen Fluthen ihr nasses Grab zu suchen, als Du, der stolze Edelmann, der Millionär, noch auf dem Gipfel Deiner Macht standest, keine Gewissensbisse wegen Deiner Schurkenstreiche fühltest, sondern nur für Lust und Freude lebtest; heute steht sie wieder rein und schuldlos da, die Gerichte werden ihr volle Anerkennung verschaffen, von allen Menschen geehrt und geliebt wird sie ihre alte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, und Du, wollüstiger Bösewicht, meineidiger Edelmann, Du sitzt jetzt im Kerker und nichts wird Dich auf Jahre hin aus ihm befreien können, denn Du bist schuldig.

Trübe und starr sieht er noch immer vor sich hin, da öffnet der Schließer die Thür, um den Gefangenen ihr Abendbrod, ein trocknes Stück Brod zu verabreichen.

Der Geheimrath hatte sich erhoben und eilte auf den Wächter zu.

„Willst Du wohl sitzen bleiben," ruft dieser heftig, „oder soll ich Dir erst die Hausregeln handgreiflich in Dein Gedächtniß einbläuen?"

Der Geheimrath stutzte, sein Gesicht war von einer Todtenblässe bedeckt, die Augen rollten unstät im Kopfe hin und her, blutiger Geifer stand vor seinem Munde und krampfhafte ballten sich die Fäuste. Ein schneller Sprung, er hat den Schließer bei der Kehle erfaßt und zerfleischt auf entsetzliche Weise das Gesicht des Unglücklichen.

Von allen Seiten stürzt Hülfe herbei. Man befreit den Armen aus den Händen des Rasenden, der erst zu Boden geschlagen werden muß, um ihm die Zwangsjacke anlegen zu können.

Am ganzen Körper zerschlagen, blutend, bewußtlos, wird Herr von Waltz in eine Isolirzelle geworfen.

Am andern Morgen untersucht ein Arzt der Anstalt den Zustand des Gefangenen und spricht seine Meinung dahin aus, daß derselbe durch den furchtbaren Verlust seiner Ehre und Freiheit dem Wahnsinn nahe sei. Dem war jedoch nicht so.

Der Geheimrath war nicht nur vollendeter Schurke, er war auch vollendeter Heuchler; er simulirte Wahnsinn.

Doch diesmal schlugen alle seine Pläne fehl, man erkannte nur zu bald, was er beabsichtigte, denn auch nicht die geringsten Symptome, als da sind Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit u. s. w., waren bei ihm vorhanden.

Doch sann er auf andere Mittel und Wege, sich seine verlorene Freiheit wieder zu verschaffen.

Seinen Wächtern versprach er die Hälfte seines Vermögens, wenn sie ihm zur Flucht behilflich seien. Doch die Männer waren zu pflichtgetreu, dem entarteten Bösewicht zu willfahren; sie wiesen mit kurzen, energischen Worten seine verführerischen Anträge zurück.

So standen die Angelegenheiten des Geheimraths, als der „schlappe Anton", nach seiner Verhaftung beim lahmen Wilhelm, Mitbewohner seiner Zelle wurde.

Der Morgen war wieder hereingebrochen.

Der Geheimrath hatte eine schlechte Nacht gehabt, wirre, gräßliche Träume hatten seinen Schlaf gestört.

Stumpf und starr saß er auf seinem Strohsack und dachte der vergangenen Zeiten; er dachte an seine betrogene Frau, an seine verlassenen Kinder, die er für ihr ganzes ferneres Leben mit Schande bedeckt hatte; er dachte an seinen Cumpan, den Doctor Behr, mit dem er die Lokale der Freude und Sinnenlust zu besuchen pflegte, und in dessen Wohnung er die wüstesten Orgien gefeiert hatte; er dachte an die unglückliche Alice, die er so namenlos elend gemacht, deren unbefleckten Ruf er so frevelhaft zerstört hatte, da sie nicht ein Opfer für seine Lüste und Begierden werden wollte.

Doch es war nicht Reue, die ihn ergriff, nein, Zorn und Wuth, daß er seine Freiheit, die Annehmlichkeiten eines üppigen Lebens verloren hatte.

Der Doctor Ewald Behr war sein Factotum gewesen.

Die ärztliche Praxis brachte ihm fast gar nichts und lebte er deshalb lediglich von den Unterstützungen des Raths, dem er bei seinen galanten Abenteuern zur Seite stand.

Die Wohnung des Doctors, welche der Rath auch auf seine Kosten gemiethet und möblirt hatte, mußte ihnen zu ihren nächtlichen, wüsten Gelagen dienen.

Da kam Alice, das schöne Mädchen, als Erzieherin in das Haus des Raths, der gleich vom ersten Augenblick an, von ihren Reizen gefesselt, sie zu besitzen beschloß. Behr mußte ihm hierbei behülflich sein. Gegen eine ansehnliche Rente sollte er Alice heirathen und sie ihm dann als seine Maitresse überlassen.

Alice ging wirklich darauf ein, sich mit Behr zu verloben, denn sie war viel zu jung und unerfahren, um auch nur den leisesten Verdacht gegen die Aufrichtigkeit ihres Verlobten zu hegen, ohne auch nur die geringste Ahnung von den Schurkenstreichen der beiden Verbündeten zu haben.

So nahte die Zeit, wo Alice und der Doctor getraut werden sollten.

Um die nöthigen Papiere hierzu herbeizuschaffen, war der Doctor in der That nach der Heimath gereist. Von seinen Begierden überwältigt, suchte der Rath schon damals Alice's Besitz zu erringen.

Sowohl aus Rache über seinen verfehlten Angriff auf Alice's Tugend, als auch von der Hoffnung beseelt, das Mädchen dennoch seinen Wünschen geneigt zu machen, denuncirte er sie fälschlich und ließ sie verurtheilen, um dann später vielleicht, wenn sie von Noth und Kummer überwältigt, wenn kein Mensch sich der armen Verurtheilten mehr annehmen würde, bei ihr als väterlicher Freund und Helfer aufzutreten.

Doch seine Begierden überwältigten ihn; alle Vorsicht setzte er bei Seite, als er den Aufenthalt Alice's, nachdem sie aus dem Gefängniß entlassen, erfahren hatte; er wollte sie unter allen Umständen besitzen.

Durch die Entführung des jungen Mädchens, durch das spätere Eintreffen Trevilles mit den Polizisten, wurde er überführt, er

hatte sich selbst seine Grube gegraben; seine Verurtheilung und eine lange, schmachvolle Zuchthausstrafe mußte erfolgen. — — So waren die früheren Tage noch einmal an seinem Gedächtniß vorübergezogen.

Er sann auf neue Pläne! — — — — — — — — —

Wenden wir uns jetzt zu den Zellengenossen des Geheimraths von Waltz.

Der schlappe Anton war ziemlich niedergeschlagen, denn sein Gewissen war mit schweren Verbrechen belastet, die ihm möglicherweise, wenn sie zur Kenntniß der Behörden kamen, den Kopf kosten konnten, oder ihn wenigstens für seine fernere Lebenszeit dingfest machten.

Schon lange hatte die Polizei auf den schweren Verbrecher gefahndet, doch wußte der schlaue Anton sich stets ihren Netzen zu entziehen; da mußte ihn der unglückliche Schlag des Gutsbesitzers in der Mördergrube besinnungslos niederstrecken, sonst wäre er wohl auch diesmal entkommen.

Und die gute Beute, die er mit seinen Complicen gestern Abend gemacht, sie war dahin, ewig für ihn verloren.

Da waren auch noch der „schiele Ede" und der „blonde August" in der Zelle, ebenfalls Verbrecher, denen ihre Schandthaten schwer auf dem Gewissen lasteten.

Dies würdige Kleeblatt unterhielt sich flüsternd, so daß der Geheimrath von ihrer Unterredung nichts hören konnte.

„Wir müssen den Versuch machen," sagte der schiele Ede, „und zwar noch heute Nacht, denn der Alte, — hier meinte er den Schließer, — wird morgen abgelöst und wer weiß, was wir dann für einen Kunden bekommen. Nach Mitternacht liebt der Alte ein Schläfchen, man hört ihn ja dann schnarchen, um diese Zeit müssen wir es wagen. Und glückt es uns nicht, nun, dann giebt es ja nur „fünfundzwanzig" mit der „Katze," denn Ihr müßt wissen, daß früher immer fünfzig aufgezählt wurden; auch haut der jetzige Prügelmeister auch nicht so stramm, wie der „alte Corporal."

„Das ist alles ganz gut," entgegnete der blonde August, „doch was machen wir mit dem da, er könnte uns am Ende verrathen."

„Da sei ohne Sorge, August, der kommt gern mit uns, im Gegentheil, er muß uns noch anständig bezahlen, wenn wir ihn mitnehmen. Na, und wenn er nicht will, dann machen wir ihn kalt."

In den Augen des schlappen Anton blitzte ein unheimliches Feuer, als er die Unterredung seiner Gefährten anhörte; da zeigte sich ihm wieder ein Rettungsanker; vielleicht konnte er wieder frei werden, denn ohne Grund, ohne jegliche Hoffnung auf Erfolg, konnten doch seine Freunde nicht so sprechen.

„Habt Ihr denn auch Werkzeug," begann er, „um auszubrechen?"

„Gewiß," entgegnete der schiele Ede, indem er eine kleine Uhrsäge hervorzog und sie vor den Augen des schlappen Anton hielt, „zwei Stäbe haben wir schon durchfeilt, doch stört uns der nichtswürdige Kerl da bei unsrer Arbeit, denn selbst des Nachts wird er zum Verhör abgeholt und deshalb konnten wir nicht arbeiten."

Anton schwelgte vor Wonne bei den Worten seines Kameraden, fieberhaft zuckten seine Muskeln, kaum konnte er seine innere Aufregung vor den Augen des Schließers, der gerade jetzt mit dem Mittagsessen hereintrat, verbergen. —

Die in der Untersuchungshaft befindlichen Gefangnen können, wenn es ihre Mittel erlauben, sich selbst beköstigen.

Auch der Geheimrath that dies, und da er von seinen Zellengenossen Hilfe und Rettung zu finden hoffte, so hatte er auch für sie einzahlen lassen.

Ihre Mahlzeit, wenn auch nur frugal, war deshalb doch nicht schlecht zu nennen.

Wieder klirrten die Schlüssel; der Schließer kam zurück, um das leere Geschirr abzuholen; dann waren die vier Männer allein.

„Na, nun wollen wir an's Werk gehen," begann der blonde August, „ich werde mit dem Geheimrath sprechen, ob er mit uns sein will. Wie viel verlangt ein Jeder von Euch von ihm?"

„So tausend Thaler," entgegnete der schiele Ede, „wäre wohl nicht zu viel für Jeden, denn der Kerl soll ja verflucht reich sein. Schade, daß wir ihm nicht schon früher einen Besuch in seiner Wohnung abgestattet haben."

Der Geheimrath von Waltz saß immer noch still brütend auf seinem Strohsack, als sich der blonde August ihm näherte und ihm leise auf die Schulter klopfte.

Erschrocken fuhr er empor, als er den Bösewicht vor sich stehen sah.

„Erschreckt nicht," begann August, „ich habe mit Euch zu reden."

Stumm nickte ihm der Geheimrath zu.

„Wir wollen von hier fort. Noch heute Nacht müssen wir einen Fluchtversuch wagen, denn schon morgen wäre es zu spät."

Erstaunt blickte der Rath in das Gesicht seines Zellengenossen, es schien ihm eine Laune, ein Hirngespinst zu sein, auch nur im Entferntesten die Hoffnung zu hegen, aus diesen festeu Mauern entkommen zu können.

Mit kurzen Worten theilte ihm nun der blonde August den verabredeten Fluchtplan mit.

Höher färbten sich die Wangen des Mannes bei dieser einfachen Erzählung, heftiger klopfte ihm das Herz in der Brust, eine fieberhafte Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

Da leuchtete ihm noch einmal ein Schimmer von Hoffnung, jetzt konnte er vielleicht wieder frei werden, konnte sein früheres Leben, wenn auch fern von Berlin, wieder von vorn anfangen.

„Nicht tausend Thaler, nein, zweitausend soll ein Jeder von Euch erhalten, wenn Ihr mich glücklich aus diesem schrecklichen Ort fortbringt," entgegnete er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Ihr gebt uns also Euer Wort, daß Ihr uns nicht im Stich läßt, wenn Ihr erst frei seid?" fragte der blonde August.

„Gewiß, gewiß," entgegnete der Rath, „Ihr kommt sofort mit in meine Behausung, wo Ihr befriedigt werdet."

„Das versteht sich von selbst," entgegnete der Blonde, „daß wir Euch nicht eher verlassen und übrigens," fuhr er fort, „haben wir Mittel, Euch zu zwingen."

Bei diesen Worten zog er ein langes Dolchmesser, daß er auf der nackten Brust verborgen trug, hervor und hielt es dem Rath vor die Augen.

Unwillkührlich zuckte der alte Sünder zusammen, als er die

scharfe Waffe in den Händen des Verbrechers sah, denn er liebte sein Leben, es sollte ihm noch Freuden und Genüsse bringen. — Der blonde August hatte wieder bei seinen beiden Gefährten Platz genommen. — Leise flüsternd unterhielten sie sich.

„Wehe Dir, Treville und Pronintsky," murmelte der Rath, „wehe Euch Allen, die Ihr mich in's Verderben gebracht habt, blutige Rache will ich an Euch nehmen, wenn ich erst wieder auf freien Füßen stehen werde."

„Alice, ha, ha, Alice," lachte er krampfhaft, „Du mußt mein werden, der Tag der Vergeltung wird kommen, denn nur durch Dich bin ich so elend geworden. Ich werde das Täubchen schon kirre machen, fern von hier, auf meinen Gütern in Polen, da sollst Du mein werden."

„O, wie die Zeit langsam verrinnt, ich kann meine Aufregung, meine innere Unruhe kaum mehr verbergen. Daß es doch schon Nacht wäre."

Langsam verflossen die viertel, die halben Stunden. Von der Parochial-Kirche klangen die schönen Choräle des Singspiels bis in die kleine Zelle der Stadtvogtei hinüber.

Auch in den Gesichtszügen der drei anderen Verbrecher konnte man ihre innere Unruhe, ihre Erwartung lesen.

Es wollte heut durchaus nicht Nacht werden. — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zelle, in der die vier Gefangenen saßen, lag im ersten Stock nach der Wasserseite hinaus.

Schon früher hatten wir erwähnt, daß in diesem Jahre der Winter schon frühzeitig und sehr hart aufgetreten war.

Das Bett der Spree war fest zugefroren, denn die liebe Berliner Jugend tummelte sich fast den ganzen Tag über auf dem spiegelglatten Eise.

Konnten die vier Männer unentdeckt den Boden erreichen, dann waren sie so ziemlich in Sicherheit.

Die Schatten der Nacht senkten sich allgemach auf die Stadt Berlin herab.

Der Schließer hatte seine letzte Runde gemacht, eine unheimliche Stille lagerte jetzt über dem geheimnißvollen Hause.

Kein Stern leuchtete am weiten Firmament, die Nacht war

rabenschwarz, sie schien das Unternehmen der vier Verbrecher unterstützen zu wollen.

Stunde auf Stunde verran, endlich schlug es neun Uhr.

Die Männer hatten sich angekleidet in ihre Betten gelegt, um nicht die Aufmerksamkeit des Postens durch das spätere Anziehen derselben und dem damit verbundenen Geräusch zu erregen.

Kaum waren die letzten Klänge der Uhr verhallt, als der „schiele Ede" geräuschlos aus dem Bette sprang; seinem Beispiele folgten die übrigen drei Männer.

„Jetzt an's Werk," flüsterte er leise, „Du, August und Anton, Ihr dreht ein Seil aus Euren Laken, während ich die Stäbe durchsägen will."

Die Männer begannen ihre Arbeit nach den Anordnungen des „schielen Ede."

Letzterer hatte einen Schemel an die Fensterbrüstung gestellt, war dann hinaufgestiegen und sich sofort an's Werk gemacht.

Nur einen leisen, schrillen Ton, kaum vernehmbar für das Ohr eines anderen, gab die scharfe Uhrsäge von sich.

Mit dem scharfen Dolchmesser hatten die Uebrigen, — sogar der Geheimrath von Waltz nahm an dieser Arbeit Theil, — ihre Laken zu Streifen geschnitten, um daraus ein Seil zu drehen.

Sie hatten ihre Arbeit ziemlich vollendet, denn sie arbeiteten mit unermüdlicher Ausdauer, als sich von draußen her leise Schritte der Zelle näherten.

Im Augenblick lagen die Männer in ihren Betten und stellten sich schlafend.

Die Schlüssel klirrten wieder, die Thür öffnete sich und herein traten der Inspector des Gefängnisses und der alte Schließer.

Es war ein schauerlicher, unheimlicher Augenblick für die vier Verbrecher.

Mit schnellen Blicken prüften die Eingetretenen die Zelle und ihre Bewohner, dann entfernten sie sich eben so geräuschlos, wie sie gekommen waren.

Die Thür wurde wieder geschlossen, die Schritte der inspicirenden Beamten entfernten sich und verhallten in weiter Ferne.

Noch lange Zeit blieben die Flüchtlinge unbeweglich in ihren Betten liegen, dann erhoben sie sich gemeinsam, um ihr Werk zu vollenden.

Kaum hörbar wagten sie zu athmen, eine geisterbleiche Blässe lag auf ihren Zügen, das Herz schien ihnen in der Brust zu zerspringen.

„Hölle und Teufel," flüsterte der „blonde August" nach einiger Zeit, „mir ist das Blut in den Adern erstarrt beim Anblick des Alten und des Inspectors. Doch nun haben wir freiere Hand, denn nach der Inspection wird wohl der Alte heute Nacht der Ruhe pflegen. Donnerwetter, daß die Hunde unsere Kleidungsstücke nicht vermißt haben."

„Du hast Recht, August," entgegnete der „schlappe Anton," „wir sind jetzt sicherer als vorher, wir können jetzt mit Ruhe unsere Flucht bewerkstelligen."

Unermüdlich arbeiteten die Männer weiter, die Uhrsäge zerschnitt das harte Eisen, das Seil nahte seiner Vollendung.

Mit langsamen Schlägen verkündeten jetzt die Thurmuhren der Stadt die eilfte Stunde.

Der schiele Ede hatte die Uhrsäge bei Seite gelegt und rüttelte mit seinen muskulösen Armen an dem eisernen Gitter.

Ein ziemlich starkes Geräusch, das die Männer erbeben machte, war vernehmbar, dann zog er die schweren Traillen in's Zimmer.

Die Arbeit war beendigt, das Seil au einem Eisenstumpf festgeknüpft, doch vorläufig noch nicht in den Hof hinabgelassen, denn es schien ihnen noch nicht die geeignete Zeit zur Flucht zu sein. —

Ihre Schlappschuh, die Fußbekleidung der Gefangenen, hatten sie mit Streifen am Hacken festgebunden, damit sie nicht am Laufen gehindert wären.

„Die Hauptsache ist," begann der schlappe Anton, „daß wir von dem Militairposten dort unten nicht bemerkt werden; wir müssen deshalb den Zeitpunkt abpassen, wo er nach dem

Krögel zurück, dem Molkenmarkt zu patroullirt; denn die Schufte haben scharfe Patronen und zögern nicht, zu schießen, wenn sie etwas Verdächtiges sehen."

Im Hofe ertönte jetzt der Tritt des auf- und abgehenden Soldaten.

Er trat scharf auf, um die Füße zu erwärmen, denn es war gerade heute eine grimmige Kälte.

„Steh' ich in finstrer Mitternacht,"

summte leise der Grenadier im Hofe.

„Der Lump bringt uns noch ein Abschiedsständchen," flüsterte Ede, während er den Kopf vorsichtig zum Fenster hinaussteckte, um den Posten zu beobachten.

Die Schritte des Postens entfernten sich, er war in den Krögel eingebogen.

„Jetzt zur That," flüsterte Ede, „ich gehe voran, dann kommt der Rath, dann August, zuletzt Anton."

Bei diesen Worten hatte er schon das Seil zum Fenster hinausgeworfen, war auf die Brüstung geklettert, hatte das Seil erfaßt und ließ sich nun schnell und geräuschlos in den Hof hinab.

Ihm folgte der Rath und die übrigen Gefangenen.

Vereint zogen sie an dem Seil, um es herunter zu reißen, damit ihre Flucht nicht sofort bemerkt würde.

Auch dies gelang ihnen nach kurzer Anstrengung.

Doch da nahten sich wieder die Schritte des einsamen Postens.

Schnell betraten sie nun das Eis, um hinter einem Kahn verborgen, den Fortgang des Soldaten abzuwarten.

„Eine Kugel kam geflogen," —

klang es leise vom Hof aus herüber.

„Nun, vorwärts," flüsterte Anton, „er ist fort."

Schnell erhoben sich die Flüchtlinge und eilten über die Eisdecke dahin. Glücklich erreichten sie das jenseitige Ufer und stiegen mittelst der Wassertreppe auf die Fischerbrücke.

Sie waren gerettet.

„Nun, Herr Geheimrath," flüsterte der blonde August, „nach Ihrer Wohnung, denn wir müssen das Geld gleich haben, sonst,

— hierbei hatte er den scharfen Dolch gezogen, — fährt Ihnen der zwischen die Rippen."

„Seid ohne Sorge, Kinder," entgegnete der Rath vergnügt, „was ich versprochen, werde ich halten. Laßt uns nur eilen, damit wir bald unser Ziel erreichen."

Rüstig schritten die Männer vorwärts und hatten nach kurzer Zeit das Hôtel des Raths erreicht.

Wie erstaunte der alte Portier, als er in der Mitte der Nacht seinen Herrn, den er verhaftet wußte, in Begleitung von drei fremden Männern eintreten sah.

„Sprich mit Keinem über meine Anwesenheit," sagte der Rath zu dem Portier, „sorge aber dafür, daß meine Frau sofort geweckt wird und komm dann auf mein Zimmer."

Der Rath trat in sein Arbeitscabinet; die drei Verbrecher folgten ihm, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen.

Bald darauf erschien die Räthin in Begleitung des alten Dieners.

Uebergehen wir das Schmerzliche des Wiedersehens.

Nachdem die drei Männer ihren Lohn empfangen und sich entfernt hatten, steckte der Rath alle flüssigen Gelder zu sich und verließ in Begleitung seines Dieners das Hôtel, um sich dem Bahnhofe zuzuwenden.

Ehe die Flucht der vier Gefangenen bekannt geworden, war der Rath schon weit, weit von dem Ort seiner Verbrechen entfernt.

Neunzehntes Capitel.

Das Attentat.

Wir verließen Severin von Treville und seinen Freund Arthur von Hoch, als sie so glücklich gewesen, Alice aus den Händen des Geheimrath zu befreien.

Arthur von Hoch hatte alle Mittel angewendet, um der drohenden Gefahr, in der seine Schwester in Folge des anonymen Briefes schweben sollte, vorzubeugen und möglicherweise des bis jetzt noch unbekannten Bösewichts habhaft zu werden.

Mehrere Tage waren so vergangen, ohne daß die beiden Freunde auch nur eine Spur von dem beabsichtigten Attentat gefunden hatten.

Elise, das Kammermädchen Bianca's, wurde von der Familie Hoch auf's Sorgfältigste beobachtet, doch zeigte sie sich so unbefangen, so ruhig, daß der erregte Verdacht zu schwinden schien.

Doch am heutigen Tage war Arthur schon in der Frühe zu Treville geeilt und hatte demselben höchst erregt mitgetheilt, daß der Schlüssel zu Bianca's Zimmer verschwunden sei.

Die beiden Freunde saßen im Arbeits-Cabinet des Herrn von Treville.

Die schönen, männlichen Züge Severins waren heut umwölkt, ein schwerer Kummer schien auf ihn zu lasten, seine Seele einzunehmen.

Es war in der That so!

Ein trauriger, geheimnißvoller Vorfall hatte sich am gestrigen Abend, als der Baron einigen Freunden und Bekannten ein kleines Fest gab, in diesen Räumen ereignet.

Arthur von Hoch hatte es gestern vorgezogen, in dem Hause seiner Mutter zu bleiben, um bei irgend einer Gefahr gleich zur Hand zu sein.

Ihm hatte soeben Severin von Treville den traurigen Vorfall des gestrigen Abends mitgetheilt.

„Das ist ja schrecklich, grauenhaft," entgegnete Arthur, nachdem Severin seine Erzählung beendet hatte, „kaum glaublich, daß einer der Anwesenden seine Hand dabei im Spiel gehabt."

„Einer von meinen Gästen, lieber Arthur, muß das entsetzliche Gift in das Glas geschüttet haben, denn es ist doch positiv unmöglich, daß mein Anton, der mir stets ein treuer und aufrichtiger Diener gewesen und der uns gestern allein bediente, der Thäter wäre und sich selbst sein eigenes Grab gegraben. Wenn ich nicht den Einfall gehabt, andern Wein kommen zu lassen und deshalb die noch theils gefüllten Gläser abräumen ließ, dann

wäre sicherlich einer von meinen Gästen zum Opfer gefallen. So mußte leider mein armer Anton das Opfer werden, denn als Eilberg in das Buffetzimmer trat, fand er ihn schon fast leblos. Der Unglückliche deutete nach einem Glase, aus dem er getrunken, dann verschied er. Mein Hausarzt untersuchte die Ueberreste im Glase und fand dort Cyan-Kalium vor."

„Furchtbar, entsetzlich!" murmelte Arthur, „doch sollte Anton sich nicht selbst den Tod gegeben haben?"

„Nein, nein, tausendmal nein," rief der Baron, „ich hafte mit meiner Ehre dafür; einem Andern war der Todestrank bestimmt; ich zweifle durchaus nicht mehr, daß er mir, dem beglückten Bewerber Deiner Schwester bereitet, daß ich zum Opfer fallen sollte. Ich sage Dir, Arthur," fuhr er mit vor Zorn und Aufregung zitternder Stimme fort, „unter meinen gestrigen Gästen befindet sich der Schurke, der die Ehre Bianca's vernichten will. Mein Gott, gieb mir Licht, daß ich klar sehen, den Mörder zur Strafe ziehen kann!"

„Schon heute früh," begann er wieder, „war die Polizei hier und hat den Leichnam nach dem Obductionshause geschafft."

„Wie benahmen sich aber Deine Gäste, als der Vorfall ruchbar geworden?"

„Sehr verschieden, lieber Arthur! Der alte Graf von Wesern, der, wie Du weißt, große Stücke auf Anton hielt, weinte wie ein Kind; Herr von Pronintsky, meiner Meinung nach ein höchst ehrenwerther, gefühlvoller Mensch, schien jeden Einzelnen zu prüfen, als ob er das Verbrechen auf seiner Stirn lesen wollte; auf Herrn von Neudorf, der mir übrigens von Schrecken und Furcht bewältigt, doch sonst ganz unbefangen erschien, blieb sein Blick längere Zeit haften; dann glitt ein melancholisches Lächeln über seine Züge; die übrigen erschienen mir ebenso bestürzt, wie ich selbst es war, so daß ich eigentlich auf Keinen nur den geringsten, begründeten Verdacht werfen kann."

„Sollte nicht einer von Deinen Dienern aus Neid, daß Du Anton stets so auffällig begünstigt hast, die That vollbracht haben, um vielleicht später bei Dir diese Stelle einzunehmen, oder

von Deinem Feinde bestochen sein, Dich durch Gift aus dem Wege zu schaffen?"

„Was den ersten Punkt anbetrifft," entgegnete Severin, „so ist das wohl unmöglich, da Anton in einigen Monaten nach Frankreich zurückkehren sollte, um dort nach seiner Verheirathung eine von meinen Pächterstellen zu übernehmen; sein Nachfolger ist schon jetzt von mir bestimmt worden. Neid kann also hier nicht im Spiele sein.

„Was den zweiten Punkt anbetrifft, so habe ich schon erwähnt, daß nur Anton, für den ich unbedingt bürge, uns bediente und daß nur in einem der Gläser Gift gefunden wurde. Eine schwache Möglichkeit wäre vorhanden, daß ein anderer Diener durch irgend welchen Zufall unbeobachtet Zutritt zu meinem Zimmer gehabt. Doch, wie gesagt, es sind mir alle treue, langjährige Diener, so daß ich Keinen eines solchen Verbrechens für fähig halte."

„Aber es muß so sein, lieber Severin," entgegnete der junge Lieutenant, „einer von Deinen Dienern muß die That begangen haben, denn Deine gestrigen Gäste sind mit Ausnahme des Herrn von Pronintsky, den Du selbst für ehrenhaft hältst, alte bewährte Freunde."

„Doch nicht so ganz, Arthur; Herrn von Neudorf rechne ich beispielsweise nicht zu meinen Freunden, man nimmt ihn eben nur auf, weil er zu den besseren Häusern der Residenz Zutritt hat. Kennst Du übrigens einen von meinen Gästen, der Deiner Schwester früher den Hof gemacht hat? Ueberhaupt, wer hat dies früher gethan, denn an Verehrern wird es der schönen Bianca doch nicht gefehlt haben?"

„In der That, ich wüßte Keinen, wenn nicht den Baron von Ligny."

„Zum Teufel, das wäre möglich; doch der Baron von Ligny besucht ja seit dem Duell mit Dir mein Haus nicht mehr."

„Laß das gut sein, Severin; Ligny ist der Einzige, den ich unter allen Leuten, die unsere Kreise zu besuchen pflegen, wohl einer solchen That fähig halten könnte, denn das beweist nur zu deutlich sein Benehmen gegen Bianca. Könnte er nicht am Ende durch große Summen, die ihm ja zur Verfügung stehen

sollen, einen Deiner Diener verblendet haben? Ich traue es ihm wirklich zu!"

Severin von Treville war in tiefes Nachdenken versunken; alle seine geistigen Kräfte schien er anzustrengen, um Licht in dieser Sache zu erhalten.

Er hatte sich von seinem Sessel erhoben und die Hand gedankenvoll an die Stirn legend, schritt er im Zimmer auf und nieder.

„Es klingt mir zu unwahrscheinlich," begann er nach einiger Zeit, „auch versicherte mir mein alter Haushofmeister, daß er für meine Leute gut sage; die seien so treu wie Gold, alles brave, biedere Menschen, die nicht für Millionen ihren Herrn verrathen würden."

„Himmel und Wetter," rief er zornig, „ich kann mir bei meiner Seele kein klares Licht schaffen, kann nicht ergründen, was hier im Werk. Du auch nicht, Arthur!?"

„Aufrichtig gesagt, — — nein!"

„Nun, Gott gebe, daß es vielleicht später an's Tageslicht kommt, wer der Urheber dieser grausigen That gewesen."

„Das wolle Gott," entgegnete Arthur.

Die beiden jungen Männer verharrten eine Zeit lang im düstern Schweigen, ein Jeder hatte seine eignen Gedanken über die That und Keiner von ihnen kam zu einem günstigen Resultat.

Severin von Treville unterbrach zuerst wieder die unheimliche Stille.

„Laß uns jetzt über diese Angelegenheit schweigen," begann er, „vielleicht bringen uns schon die nächsten Tage genügende Aufklärung; wir haben jetzt andere, ebenso wichtige Sachen zu berathen; das Verschwinden des Schlüssels und das nun wahrscheinlich folgende Attentat gegen Deine Schwester. Seit wann vermißt Du also den bewußten Schlüssel?"

„Gestern Abend," entgegnete Arthur, „war er noch an Ort und Stelle, heute Morgen aber war er spurlos verschwunden; nur in der Nacht oder heut schon ganz früh muß er entwendet worden sein."

„Nun, so wird also die beabsichtigte That jedenfalls heut oder morgen Abend stattfinden.“

„Das glaube ich auch, Severin, doch bin ich der Meinung, es könnte wohl eher heut Abend zur Ausführung kommen sollen, da ich heut Mittag auf Wache ziehen muß. Natürlich habe ich schon für einen Ersatzmann gesorgt. Bis gegen acht Uhr Abends bleibe ich freilich auf der Wache, um den Hallunken sicher zu machen, doch dann bin ich frei und eile sofort zu Dir. Verkleidet begeben wir uns dann mit einigen Dienern zu einem Kameraden, Lieutenant von Loszinsky, der, wie Du weißt, mir gegenüber wohnt, beobachten von da aus, was sich drüben ereignet und schreiten zur rechten Zeit ein. Bestimmt will ich dafür Sorge tragen, daß Bianca im Zimmer meiner Mutter schläft.“

„Der Plan gefällt mir ausnehmend,“ entgegnete Herr von Treville lebhaft, „wir dringen in's Haus und ergreifen den Schurken, der vielleicht mit dem Mörder meines Anton identisch ist.“

Nachdem die beiden Freunde sich noch einige Zeit über die Begebnisse der letzten Tage unterhalten hatten, verabschiedete sich Arthur von Hoch, um der Wohnung seiner Mutter und Schwester zuzueilen.

Bald nach der Entfernung Arthurs trat der alte Haushofmeister Eilberg in das Arbeits-Cabinet seines Herrn.

Er sah recht verstört und angegriffen aus, der biedere Eilberg; die sonst so freundlichen, schalkhaften Augen blickten kummervoll auf seinen Herrn; der gute Mann hatte an Anton, mit dem er schon seit vielen Jahren die engste Freundschaft geschlossen, ein Stück seines Herzens verloren.

Er schien soeben eine Thräne aus dem gebräunten Antlitz gewischt zu haben.

Treville sah die tiefe Rührung in den Zügen seines treuen Dieners und suchte ihn so viel wie möglich zu trösten; doch nun fing der alte Eilberg erst recht an zu schluchzen; er konnte seinen Schmerz und Kummer nicht bemeistern.

„Ach, Herr,“ entgegnete er auf die tröstenden Worte Trevilles, „Ihnen war der Anton nur ein treuer Diener, mir aber war er der beste Freund, wie ihn habe ich nur den alten Moral, den

Vater meines guten Neffen geliebt, Leid und Freude theilten wir brüderlich miteinander, nichts trübte je unser inniges Verhältniß. Ach, wenn er irgend einer Krankheit erlegen wäre, dann könnte man sagen: Gott, der ihn geschaffen, hat ihn wieder zu sich genommen, wie er auch uns einst zu sich nehmen wird. Doch so zu sterben, durch Gift, durch Meuchelmord, das ist zu schrecklich!"

Der alte Mann hatte unter immer heftigerem Schluchzen so seinem Herzen dem Herrn gegenüber Luft gemacht. Im Portierzimmer, wo er stets das Präsidium führte, wenn nicht der boshafte François zugegen war, hätte er wohl anders über den Mörder seines Freundes gewettert und geflucht.

„Beruhige Dich, Eilberg," unterbrach ihn der Herr in seinen Lamentationen, „ich brauche heute mehr als jemals Deine Dienste, Deine ganze Besonnenheit; vielleicht glückt es uns sogar, den Mörder Deines Freundes zu erwischen, denn nicht ihm, sondern mir galt unbedingt der Gifttrank. Ich bin demselben halb und halb auf der Spur und denke ihn noch heute, bei Ausübung eines anderen Bubenstückes, zu überraschen und unschädlich zu machen. Dabei sollst Du mir behilflich sein; es bedarf aber, wie ich schon sagte, Deiner ganzen Besonnenheit, Deiner ganzen Umsicht bei diesem Vorhaben. Suche mir dazu vier erprobte Leute aus und halte Dich mit ihnen gegen acht Uhr Abends bereit, doch in bürgerlicher Kleidung."

Ganz sprachlos starrte der alte Mann bei diesen Worten seinen Herrn an, ja ein eigenthümliches Lächeln glitt sogar momentan über seine Züge; er sollte ja vielleicht seinen alten Freund schon heut rächen können.

Eiligst verließ er das Zimmer und trat wieder mit der ihm angebornen Würde zu seinen Untergebenen in die Loge des Portiers ein.

Es wollte hier heut keine rechte Unterhaltung zu Stande kommen, denn der schreckliche Vorfall hatte alle Insassen der Stube tief erschüttert, auch fühlte sich der Haushofmeister durchaus nicht aufgelegt, von seinen früheren Reisen etwas zum Besten zu geben; er suchte sich nur seine vier Leute zu dem Unternehmen am Abend aus, gab ihnen die betreffenden Instruc-

tionen und zog sich dann auf sein Zimmer zurück, um des verstorbenen Freundes zu gedenken.

Um acht Uhr Abends stellte sich Arthur von Hoch bei seinem Freunde ein.

Treville und Arthur von Hoch, beide in Civilkleidern, begaben sich mit dem alten Eilberg und den vier Dienern nach der Wohnung des Lieutenants von Leszinsky, der in der That dem Hause der Frau von Hoch gerade gegenüber wohnte.

Frau von Hoch bewohnte in der Marienstraße allein mit ihrem Sohne und ihrer Tochter ein kleines Haus, ein Erbtheil ihres verstorbenen Vaters. — —

Wenden wir uns jetzt zu einer andern Person, die ebenfalls mit Bangen die heutige Nacht erwartete, um ihren Schurkenstreichen die Krone aufzusetzen.

Wir treten in die Wohnung des Barons von Neudorf.

Es ist schon Abend, und der Baron hat so eben befohlen, daß Licht gebracht werde.

In dem Aeußern des Barons hat sich in den letzten Tagen wenig verändert; eine krankhafte Blässe ist noch immer auf den kalten Gesichtszügen zu sehen, doch lagert eine gewisse Art von Ruhe und Energie auf ihnen; auch die Brust athmet freier, sein Gang ist wieder fester und ruhiger.

Ein höhnisches Lächeln gleitet so eben über die verlebten Züge des Mannes.

„Kein Mensch, es sei denn etwa dieser Schurke von Pronintsky," murmelte er leise vor sich hin, „hat eine Ahnung, daß ich Span-Kalium in das Glas desselben geschüttet. Hölle und Teufel, daß dieser erbärmliche Franzose grade da auf den Gedanken kommen mußte, eine andere Sorte Wein kommen zu lassen. — Wenigstens habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß mich Gelb nicht getäuscht hat, daß das Gift ein schnell tödtendes ist. Ha, ha, es ist zu originell, daß der dumme Kerl von Diener gerade von diesem Glase naschen muß."

Sinnend schritt der Baron wieder eine Zeit lang in seinem Zimmer auf und ab.

Dann fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

„Wie fange ich es nur an, um mir den Polen vom Halse

zu schaffen, denn jetzt habe ich die feste Ueberzeugung erlangt, daß er und der schwarze Jacques in der Verbrecherhöhle ein und dieselbe Person ist. Wie sah mich der Schurke an! Gerade als wenn er wüßte, daß der Giftrank für ihn bestimmt war; doch kann er gegen mich nichts unternehmen, da er sich sonst seine eigene Grube gräbt. Doch wie ihm beikommen? Gift kann ich ihm nicht mehr geben, das würde zu viel Aufsehen erregen."

Sinnend schritt der Baron im Zimmer auf und nieder, über Mittel nachsinnend, den gefährlichen Mitwisser seines schlimmen Geheimnisses aus dem Wege zu schaffen.

Plötzlich blieb er stehen und über sein Gesicht glitt ein schadenfrohes Lächeln.

„Ich hab's!" flüsterte er leise, sich scheu umblickend, als fürchte er, sich durch ein zu lautes Sprechen zu verrathen, „dem kann er nicht entgehen, der Seedorn wird ihn sicherlich kalt machen, denn er ist weit und breit als der beste Fechter bekannt."

Eilig öffnete er sein Bureau, setzte sich nieder und schrieb hastig einige Zeilen, dann siegelte er den Brief und schellte.

Ein Diener trat geräuschlos ein.

„Der Brief ist sofort auf der Post abzugeben," herrschte ihn der Baron an.

Der Diener verließ eben so geräuschlos das Zimmer und er war wieder allein mit seinem Verbrechen, seinem schuldbeladenen Gewissen. — — —

Die Nacht war jetzt völlig hereingebrochen, kein Stern glänzte am weiten Firmament, ein schauerliches Wetter, welches die Bewohner Berlins schon frühzeitig heimgetrieben, herrschte draußen, heulend pfiff der Wind durch die einsamen Straßen, indem er die Schneeflocken im wirbelnden Tanze vor sich hertrieb.

Der Baron warf einen kurzen Blick auf die Uhr.

„Eilf Uhr," murmelte er, „dann ist es Zeit, daß ich meine Vorbereitungen treffe. Um zwölf Uhr schläft sie so fest, daß nicht der stärkste Kanonendonner sie vor nächstem Mittag erwecken könnte. Elise hat meine Befehle vortrefflich ausgeführt, nicht nur der Schlüssel zum geheimen Cabinet der tugendhaften Bianca, nein, auch der Schlüssel zum Hause befindet sich in meinen Händen. Fortuna ist mir in Wahrheit heut überaus hold. Durch

einen glücklichen Zufall trifft es sich, daß der hochtrabende Lümmel, der Arthur und sein stupider Bursche, heute die Wache beziehen, und mir so auf keine Art gefährlich werden können. Aber auch der Himmel, oder vielleicht die Hölle selbst ist meinem Vorhaben günstig. Denn wenn draußen das Wetter wüthet, wenn wild die Orkane brausen, dann ist mir wohl, dann schreite ich gern zur That. — Weiß der Teufel, ich kann das verdammte Sonnenlicht oder eine sternhelle Nacht nun einmal nicht vertragen. Die einfältigen Menschen, sie schwärmen von mondhellen Nächten; mir ist der Sturm lieber, der brausende Orkan, der die mächtigen Stämme mit seiner wilden Kraft wie Glas zersplittert, der heulend durch die Straßen pfeift, hier die Ziegel von den Dächern, oder selbst ein ganzes Dach herunterreißend, dort die Fenster zertrümmernd, daß die Scheiben klirrend zu Boden fallen, das ist mir lieber, das kühlt mir die heiße Brust, welche manchmal vor Aufregung zu zerspringen droht."

„Zum Teufel," fuhr er nach einiger Zeit fort, „das soll heut eine köstliche Nacht werden, das soll ein herrliches Erwachen für die stolze Bianca sein. Elise, das einfältiee Mädchen — sie bildet sich ein, ich, der Baron von Neudorf, werde sie heirathen, — sie wird mich nicht verrathen, denn sie ist meine Mitschuldige geworden. — Ha, ha, die Kleine liebt mich so zärtlich. Sagte sie mir doch erst vor einigen Tagen, hier in diesem Zimmer, daß sie ohne mich nicht mehr leben, daß sie nur in meinen Armen, an meinem Herzen Glück und Zufriedenheit finden könne."

Der Baron hatte sich während dieses Selbstgespräches umgekleidet.

Er hatte einen einfachen, unscheinbaren Anzug gewählt, der gleichzeitig dem draußen herrschenden Wetter Trotz bieten konnte.

„So weit wäre Alles in Ordnung," murmelte er, „doch für alle Fälle ist es rathsam, daß ich eine Waffe mit mir nehme, denn bei solchen kleinen Affairen kann man sich nie genug vorsehen."

Nachdem er bei diesen Worten sich von der genügenden Ladung eines doppelläufigen Terzerols überzeugt hatte, verbarg er

die gefährliche Waffe in der Brusttasche seines Rockes; dann verließ er durch einen geheimen Ausgang geräuschlos das Haus.

Mit raschen Schritten eilte er durch die schwarze Nacht.

Nachdem er die Linden passirt, in die neue Wilhelmsstraße eingebogen, und dann einen Theil der Louisenstraßr durchschritten hatte, gelangte er in die Marienstraße, vor das Haus der Frau von Hoch.

Die Wächter verkündeten soeben Mitternacht.

Im Hause der Frau von Hoch schien Alles im tiefsten Schlummer zu liegen. Kein Lichtschein drang von den Fenstern auf die Straße herab, es herrschte eine Grabesstille, die nur hin und wieder von dem heftigen Sturme unterbrochen wurde.

Der Baron öffnete vorsichtig die Hausthür und trat auf den dunklen Hausflur, doch schloß er das Haus nicht wieder, um bei einer vorkommenden Störung dasselbe sofort wieder verlassen zu können.

Im Hausflur angelangt, hatte er mit einer schwarzen, seidenen Maske das Gesicht verhüllt. Vorsichtig mit den Händen sich vorwärts fühlend, um jedes Geräusch zu vermeiden, schlich er den finstern Hausflur entlang und erreichte glücklich die nach Oben führende Treppe, welche er klopfenden Herzens erstieg. —

In einem hell erleuchteten Hinterzimmer der Wohnung des Herrn von Leszinsky, doch so, daß kein Licht auf die Straße hinausfiel, saß der Lieutenant selbst, Herr von Treville und Arthur von Hoch bei einer dampfenden Bowle, während Eilberg und die vier Diener in dem dunklen Vorderzimmer an den Fenstern postirt waren, um genau das gegenüberliegende Haus der Frau von Hoch beobachten zu können.

Es schlug so eben zwölf Uhr, als Eilberg hastig ins Hinterzimmer trat und den drei Herren mittheilte, daß ein Mann das zu beobachtende Haus betreten habe.

Eilig erhoben sich Treville und Arthur und schritten, von den Dienern gefolgt, auf die einsame Straße hinab, dem Hause der Frau von Hoch zu.

Geräuschlos traten sie in dasselbe ein, zündeten dann auf dem Hausflur einige Laternen an und gingen leise die Treppe hinauf.

Kein Geräusch, nur hin und wieder ein leises Knarren der Tritte auf der Treppe war in dem stillen Hause vernehmbar. — —

Der Baron von Neudorf hatte glücklich das Zimmer Bianca's erreicht.

Mit den entwendeten Schlüssel schloß er vorsichtig die Thür auf, und trat in das dunkle Gemach.

Mit vorgebeugtem Kopf und angehaltenem Athem lauschte er einige Minuten, doch nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen.

Leise schlich er zum Fenster, schob die heruntergelassenen Gardinen ein wenig zur Seite, um sich in dem dunklen Zimmer zu orientiren.

Da, im Hintergrunde des Zimmers, stand das jungfräuliche Bett der schönen Bianca, mit heruntergelassenen, schneeweißen Vorhängen, hinter welchen jetzt wahrscheinlich das arglose Mädchen, von dem Schlaftrunk des Bösewichts betäubt, ruhig und fest schlief.

Noch einmal lauschte er gespannt nach allen Seiten, dann schlich er, als wenn er das Geräusch seiner eigenen Tritte fürchte, langsam auf das Bett zu. Mit einem raschen Griff riß er die Vorhänge des Bettes auseinander — es war leer.

Ein gräßlicher Fluch entwand sich seinen Lippen, krampfhaft ballten sich seine Hände.

„Hölle und Teufel," murmelte er, „Elise hat mich betrogen. Warte, Schlange, das sollst Du mir büßen!"

In diesem Augenblick hatten Arthur von Hoch und Severin von Treville mit ihrer Begleitung das Haus betreten.

Das scharfe Ohr des Barons von Neudorf hörte gleichzeitig die leisen Tritte der die Treppe hinaufsteigenden Männer.

„Also wirklich verrathen!" stöhnte er, sich nach einem Ausweg zur Rettung umblickend.

Immer deutlicher hörte man das Herannahen von Schritten.

Da fiel sein Blick durch die offen gelassene Thür.

Im Corridor stand ein großer Schrank. Schnell eilte er dorthin. Der Schrank war offen; ohne sich zu besinnen stieg er hinein.

Kaum hatte er die Thür leise hinter sich angezogen, als auf dem Corridor fünf Männer erschienen.

Es waren Treville, Arthur, der alte Eilberg und zwei Diener; die beiden Uebrigen hatten sie zur Sicherheit auf dem Hausflur Posto fassen lassen.

Nachdem hier zuerst alle Winkel von den Männern untersucht waren, wollten sie in das Zimmer Bianca's treten, als Treville schweigend auf den Schrank hinwies.

„Der ist stets verschlossen," flüsterte Arthur, doch näherte er sich demselben und rüttelte an der Thür, um sich zu überzeugen, daß dieselbe wirklich verschlossen sei.

Krampfhaft zog der Baron, der durch eine Spalte die Bewegungen der Männer genau beobachtet hatte, die Thür an sich heran, so daß Arthur dieselbe wirklich für verschlossen hielt.

Beruhigt verließen jetzt die Männer den Corridor und traten in die inneren Räume.

Der Baron athmete auf, denn jetzt war für ihn der Weg zur Flucht frei.

Geräuschlos verließ er den Schrank, in der Rechten das gespannte Pistol, in der Linken den Schlüssel zum Hause haltend.

Leise schlich er die Treppe hinab.

Doch was war das?

An der Hausthür standen zwei Männer, von denen der Eine eine Laterne in der Hand hielt.

Jetzt half kein Zaudern. Wollte er sich noch retten, dann mußte er mit Gewalt den Ausgang erzwingen.

Mit raschem Blick übersah er die Situation, dann stürzte er mit einem gewaltigen Anlauf auf die beiden Männer.

Ein kurzer Kampf entstand.

Einen der Diener hatte er mit seinem wüthenden Anlauf zu Boden geworfen, doch der andere packte ihn mit seinen nervigen Armen und rief laut nach Hilfe.

Schon wurde es lebendig im Hause, schon hörte man eilige Schritte die Treppen herunter kommen, als plötzlich ein Schuß durch die stille Nacht donnerte und gleichzeitig die Hausthür von außen verschlossen wurde.

Zwanzigstes Capitel.

Der Verdacht.

Treville und Arthur eilten mit ihrer Begleitung von Oben herab, als sie den verhängnißvollen Schuß fallen hörten.

Franz, ein Diener Trevilles, lag auf dem Hausflur in seinem Blute; eine Pistolenkugel hatte ihm die rechte Schulter zerschmettert.

Schwer stöhnte der Unglückliche.

„Hölle und Teufel, Jean, was ist hier vorgegangen," rief Herr von Treville, mit vor Aufregung bebender Stimme, „rede Mensch, wer war hier, wer hat geschossen?"

„Sie waren noch nicht lange nach Oben gegangen," begann der so angeredete Diener, „als sich plötzlich, ohne daß wir vorher den leisesten Laut vernommen, ein Mann auf mich warf und mich mit furchtbarer Kraft zu Boden warf. Bei dem nur matten Schein der Laterne konnte ich nicht viel von seiner Figur erkennen; sein Gesicht war durch eine schwarze Maske verhüllt. Charles hatte ihn bereits mit seinen kräftigen Armen zu Boden geworfen, da verlosch das Licht in der Laterne, ein Schuß ging los und fort stürzte der Unbekannte, die Thür von Außen verschließend; ihn sogleich zu verfolgen war mir nicht möglich, denn der Schurke hatte den Hausschlüssel im Schloß stecken lassen."

Sprachlos vor Erstaunen sahen sich Arthur und Treville an, während die Uebrigen um den Verwundeten bemüht waren.

Sie hoben den Unglücklichen auf, um ihn in die Wohnung der Frau von Hoch zu tragen; der Boden war mit dem Blute des Opfers bespritzt.

Doch was war das?

Ein feines, weißes Battisttuch, jetzt allerdings auch mit Blut befleckt, lag auf dem Boden.

Severin von Treville nahm es auf und betrachtete sinnend die feine Stickerei in der Ecke des Tuches.

„E. v. P.," las er leise. „Was ist das, Arthur? E. v. P.! Kennst Du einen Menschen aus unserer Bekanntschaft, auf den diese verrätherischen Buchstaben Bezug haben könnten?"

Arthur überlegte eine kurze Zeit, dann sagte er:

„Eugen von Pronintsky!"

„Eugen von Pronintsky!" rief Treville wild. „Was sagst Du, Arthur? Eugen von Pronintsky? Donner und Wetter, Du hast Recht, Arthur, er ist es, er ist der Schurke, der die Ehre Deiner Schwester, meiner Braut vernichten wollte. Fluch ihm, Fluch dem Schurken, dem Heuchler! Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen, Schurke, furchtbar will ich mich rächen! Nur sein Tod kann die uns angethane Schmach vertilgen. Gott sei gedankt, daß unsere Expedition wenigstens nicht ganz fruchtlos war, denn haben wir auch den Schurken nicht selbst, so haben wir doch vollgültige Beweise, daß er hier gewesen, denn nur er kann das Tuch hier verloren haben. O, wie man sich in einem Menschen irren kann. Schwören hätte ich mögen, daß gerade er ein braver, ehrenfester Charakter sei und nun diese Täuschung, gerade er ein erbärmlicher Schurke!"

„Du hast Recht, Severin, es kann nur Pronintsky im Hause gewesen sein, auch kenne ich in der That keinen Anderen, auf den diese Buchstaben Bezug haben könnten. Laß uns jetzt eilen, daß wir Rache nehmen."

Jean hatte während des Gesprächs durch ein Hinterpforte das Haus verlassen und so den Uebrigen den Ausgang nach der Straße ermöglicht.

Natürlich waren die beiden Damen, Frau von Hoch und Bianca, durch den Lärm im Hause erwacht und furchtbar erschreckt.

Nachdem Arthur seine Mutter beruhigt, verließ er mit Herrn von Treville das Haus, um mit ihm noch nähere Verabredung zu treffen, während Eilberg mit seinen Untergebenen sich daran machten, ihren verwundeten Kameraden nach dem Hôtel ihres Herrn zu bringen.

Nach kurzer Zeit war in dem noch eben so belebten Hause

wieder die frühere Ruhe eingetreten und Frau von Hoch, sowie Bianca, hatten wieder ihr gemeinschaftliches Schlafgemach aufgesucht, um der Ruhe zu pflegen.

Nicht so Elise, das Kammermädchen Bianca's.

Eine entsetzliche Angst hatte sie beim Anbruch der Nacht überfallen. Sie fühlte es wohl, sie hatte ihre Hand zum Verbrechen gereicht, sie hatte dem Geliebten die Mittel, um sein Vorhaben auszuführen, gegeben. Sie war eine Verrätherin an ihrer Herrin geworden, an ihrer Herrin, von der sie doch stets mit Liebe und Güte behandelt worden.

Aber sie liebte ihn doch so leidenschaftlich, sie konnte ihm keinen Wunsch versagen, sie hatte ihm ja schon Alles hingegeben, ihre Ehre, ihr einzigstes Gut, ihm geopfert. Konnte sie ihm denn da den Wunsch, sich zu rächen, versagen?

Doch eine entsetzliche Angst hatte dann ihre Brust zusammengepreßt. Sie hatte das Haus schließen hören, sie hatte gehört, wie die beiden Freunde mit ihren Dienern das Haus nach ihrem Geliebten durchsuchten, sie hatte den entsetzlichen Schuß gehört.

Hier im Hause konnte sie nicht mehr bleiben, sie mußte es noch in dieser Nacht verlassen, denn morgen — morgen mußte es zu Erklärungen kommen, die nur zu deutlich ihre Schuld an's Tageslicht führen würden.

Hastig raffte sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, leise schlich sie dann die Treppe hinab und verließ das Haus. —

Arthur von Hoch und Servin von Treville schlugen, nachdem sie das Haus verlassen, die Richtung nach des Letzteren Hôtel ein, die Vorgänge dieses Abends heftig erregt besprechend.

„Ich sage Dir, Arthur," begann Treville, „einer von uns Beiden muß im Kampf mit diesem Pronintsky sein Leben lassen. Ich will zuerst mit ihm kämpfen, falle ich, dann mußt Du die Euch angethane Schmach rächen."

„Hölle und Teufel," fuhr er nach einer Pause fort, „dieser scheinheilige Heuchler, versteckt hinter der Maske eines Ehrenmannes, der vollendetste Bösewicht. Doch, Gott im Himmel wird gerecht sein, er wird ihn seiner Strafe nicht entgehen lassen."

„Es ist entsetzlich," entgegnete Arthur, „jedes Vertrauen

auf Ehre, auf Menschenwürde schwindet dahin, wenn man solche traurigen Erfahrungen macht an Leuten, die man früher geachtet und geliebt hat. Einen Neudorf hätte ich eher dieses Verbrechens für fähig gehalten, nicht aber einen Pronintsky. Wie ehrenhaft, wie brav hat er sich an dem Abend benommen, als wir Fräulein Alice aus den Händen des Geheimraths befreiten! War er es nicht selbst, der uns die Spur angab? Es ist nach seinem früheren Verhalten kaum denkbar, daß er ein solcher Schurke sein sollte, und doch — — — er muß die schändliche That beabsichtigt haben, denn das verlorene Tuch ist zu gravirend für ihn."

„Stille Wasser sind tief," entgegnete Treville dem erregten Freunde, der schon seit langer Zeit mit einer gewissen Liebe und Achtung an Herrn von Pronintsky hing, „ja, Arthur, stille Wasser sind tief, sehr tief, das hast Du ja auch genugsam an dem edlen Geheimrath von Waltz beobachten können. Wer hätte dem reichen, angesehenen Manne, dem Frömmler, der nur Gott vor Augen und im Herzen zu tragen schien, wer hätte ihm eine solche That, wie er sie an Alice verübt, zugetraut. Ich nicht, überhaupt kein Mensch aus unserer Gesellschaft. Und doch täuscht sich alle Welt; der scheinheilige, fromme Heuchler ist ein Meineidiger."

„Hüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst hüten. Das alte Sprüchwort bewährt sich doch stets," sagte Arthur.

„Morgen," fuhr Treville fort, „schon morgen muß die Sache entschieden sein. Die Erde ist zu klein für uns Beide geworden, Pronintsky oder ich, Einer muß dem Andern Platz machen."

„Ha, ha," lachte er krampfhaft, „Herr von Pronintsky, das sollst Du mir büßen. Blutige Rache will ich nehmen und meine gerechte Sache wird mir den Sieg über Dich verleihen. Wie wird mein Herz jubeln, wenn der stolze Pole blutend zu meinen Füßen liegt; wie einen Hund will ich ihn von mir stoßen, mich an seinem Todeskampf ergötzen, denn er hat mich in meinem Heiligsten auf's Tiefste verletzt."

„Arthur, lieber Arthur," fuhr er erregt fort, „Du mußt es mir versprechen, daß, sollte ich den morgenden Tag nicht über-

leben, Du Deine Schwester und mich rächst, daß Du ihn vernichtest."

„Severin," entgegnete Arthur, „ich glaube, es ist wohl zuerst meine Sache, diese Angelegenheit durch einen Kampf auf Tod und Leben zum Austrag zu bringen und als den Rächer meiner tief beleidigten Schwester aufzutreten; denn wenn auch in einigen Tagen Deine öffentliche Verlobung mit Bianca stattfinden sollte, so stehst Du ihr in den Augen der Welt doch noch ferner als ich der Bruder."

Wild fuhr Treville bei diesen Worten seines Freundes auf.

Man sah es ihm an, wie der Kampf in seinem Innern tobte, wie die Muskeln in seinen Gesichtszügen vor Zorn und und Wuth bebten, wie er krampfhaft die Hände ballte.

„Schweig," rief er wild, „das verstehst Du nicht. Den Hauptgrund zur Rache habe ich, und ich — ich werde mich rächen, verstehst Du, zuerst, Arthur; davon wirst Du mich beim Himmel, nicht zurückhalten."

Arthur, der mit Besorgniß die furchtbare Aufregung und Heftigkeit seines sonst so ruhigen Freundes bemerkte, hielt es vor der Hand für angemessener, vorläufig diesen Punkt fallen zu lassen, um ihn nicht noch mehr zu reizen.

Sie waren die Wilhelmstraße entlang gegangen und bogen nun in die Linden ein, in deren Nähe bekanntlich das Hôtel des Herrn von Treville gelegen war.

Ein Herr trat ihnen entgegen und blieb gleichsam betroffen vor ihnen stehen.

Es war der Baron von Neudorf.

Gleich nachdem dieser den Diener Jean zu Boden geworfen, hatte ihn der kräftige Charles so nachdrücklich und fest gepackt, daß er kaum seine Arme bewegen konnte. Em Augenblick war er zu Boden geworfen; der starke Mann kniete auf seiner Brust und war schon im Begriff, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen.

Jetzt hielt sich der Baron selbst für verloren, denn oben ließen sich schon die Tritte der Herbeieilenden vernehmen, bald mußte er und sein Treiben entdeckt werden.

Doch noch einmal war ihm Fortuna hold.

Der Diener hatte, um die Maske herunterzureißen, die rechte Hand des Barons freigelassen.

Das diesen im Kampfe entfallene Pistol lag an seiner Seite, schnell hob er es empor, er zielte, schoß — und sein Gegner stürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Im Augenblick hatte sich der Mörder erhoben; es war die höchste Zeit, denn schon stürmten die beiden Freunde und die Uebrigen die Treppe herunter.

Er entfloh durch die offene Hausthür, war jedoch so vorsichtig, seinen Nachfolgern den Ausgang aus dem Hause dadurch zu versperren, daß er die Thür von außen schloß und den Schlüssel im Schloß stecken ließ.

Er machte dadurch eine augenblickliche Verfolgung unmöglich.

Bis zur neuen Wilhelmsstraße entfloh er zuerst im hastigen Lauf, dann mäßigte er seinen Schritt; er hatte ja nichts mehr zu befürchten; er war nochmals der strafenden Nemesis entronnen.

Vom Lauf erhitzt, wollte er den Schweiß von der nassen Stirn trocknen, als er sein Taschentuch vermißte.

Ein dämonisches Lächeln spielte um seine Lippen, er wußte, daß es das Tuch des Herrn von Pronintky gewesen, welches er bei sich trug.

Vor einigen Tagen hatte er das mit E. v. P. gezeichnete Tuch, — wir wissen nicht ob aus Versehen oder aus Zufall, — in einer Soirée zu sich gesteckt. Pronintsky zu verderben sollte es ihm jetzt behilflich sein.

Glückte sein heutiges Unternehmen, dann hätte er im Zimmer Bianca's das verhängnißvolle Tuch zurückgelassen, der Verdacht mußte dann unbedingt auf seinen Feind, den er so glühend haßte, fallen. Der Zufall war ihm günstig gewesen. Wie wir wissen, hatte er das Tuch während des Kampfes verloren.

„Jetzt bist Du mein,“ murmelte er unter dämonischem Lächeln, „es geht zu Ende mit Dir, Du mußt fallen, ohne mein Zuthun gehst Du jetzt zu Grunde; ich brauche keine Gewalt mehr gegen Dich anzuwenden. Du bist der Mörder des Dieners Anton! Als der Nebenbuhler Treville's, hattest Du Ursache, diesen bei Seite zu schaffen; statt seiner trank der naschhafte Diener den wohl präparirten Gifttrank und starb an den Folgen.

— Jetzt bist Du ein Mörder, das Schaffot ist Dir gewiß! — Du bist der Mensch, der auf die Ehre der tugendhaften Bianca einen Angriff gewagt hat. Der Verdacht muß auf Dich fallen, denn das corpus delicti, Dein Taschentuch, ist im Hause der Frau von Hoch gefunden worden."

Wir wissen, daß diese satanische Auslegung auch schon im Herzen Trevilles und Arthurs, durch die geschickt angelegten Machinationen Neudorfs, Wurzel geschlagen hatte.

Der Baron Neudorf beschloß jetzt, nachdem er die Linden erreicht hatte, zurückzugehen und den beiden Freunden, welche, wie er ganz richtig combinirte, nach den Vorfällen dieser Nacht sich noch nicht trennen würden, wie ganz zufällig zu begegnen.

Schon nach einigen Schritten kamen ihm die beiden Freunde entgegen.

Auch nicht die leiseste Ahnung stieg in diese auf, daß der Schurke, den sie so glühend haßten, jetzt vor ihnen stehe; alle ihre Gedanken waren auf Herrn von Pronintsky gerichtet.

„Ei der Tausend, Herr von Treville," rief der Baron munter, „noch so spät auf der Straße?"

„Ah," wandte er sich nun auch an dessen Begleiter, den er jetzt erst zu erkennen schien, „Herr von Hoch. Nun das muß ich sagen, angenehme Schwärmerei bei Mondscheinbeleuchtung."

Auch ich konnte heut nicht im Zimmer bleiben, ein entsetzlicher Schmerz, ein altes Leiden hat mich aus dem Bett getrieben, es ließ mich nicht schlafen.

Nun, in so angenehmer Gesellschaft kann man schon noch ein wenig promeniren und wenn Sie erlauben, schließe ich mich Ihnen an. Doch bitte, meine Herren, entschuldigen Sie die Aufdringlichkeit eines Kranken, den der Schmerz von seinem Lager getrieben hat."

„Geniren Sie sich durchaus nicht," entgegnete Herr von Treville mit der ganzen Freundlichkeit, die ihm sein Zustand erlaubte, „es ist uns sogar höchst angenehm, Herr Baron, Sie zufällig zu treffen, da ich in der That schon daran gedacht habe, Ihre Güte für den morgenden Tag in Anspruch zu nehmen. Sehr erwünscht wäre es mir sogar, Sie heut Nacht noch auf ein Paar Stunden bei mir zu sehen, denn ich habe wichtige

Angelegenheiten zu besprechen, bei denen mir Ihre Hilfe sehr gelegen käme."

„Was in meiner Macht steht, thue ich mit Freuden für Sie, Herr Graf," entgegnete Neudorf mit freundlicher Stimme, „ich bin bereit, verfügen Sie über mich ganz nach Ihrem Belieben."

„Doch leihen Sie mir Ihren Arm, Herr von Hoch," fuhr er zu diesem gewandt fort, „das Gehen wird mir entsetzlich schwer; eine alte Schußwunde pflegt in dieser Jahreszeit stets wieder aufzubrechen."

„Dann sollten Sie aber doch lieber das Zimmer hüten," entgegnete Herr von Treville, „es kann Ihnen durchaus nicht zuträglich sein, bei diesem Wetter auszugehen."

Der Baron fühlte, daß er einen Fehler gemacht, doch faßte er sich schnell, und während er seinen Arm in den des Lieutenants legte, sagte er:

„Die Schmerzen, die Schmerzen, Herr Graf, sie treiben mich aus dem Zimmer."

Schweigsam schritten jetzt die drei die einsame Straße entlang.

Bald hatten sie das Hotel des Herrn von Treville erreicht; sie traten ein und begaben sich in das Arbeitscabinet desselben.

„Nun, bester Herr Graf," begann der Baron, nachdem sie Platz genommen, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Vor allen Dingen bedienen Sie sich, Herr Baron," entgegnete Treville, ihm ein Cigarrenkästchen hinreichend, „es plaudert sich so besser, der bläuliche Rauch der Cigarre bringt dem Menschen gute Gedanken."

Als die Herren ihre Cigarren in Brand gesetzt und ein Diener Wein und Gläser gebracht hatte, theilte der Graf dem Baron die Erlebnisse des heutigen Abends mit.

„Hölle und Teufel," rief Neudorf, — der nun gleichzeitig erfahren, daß nicht Elise ihn verratehn, sondern, daß in Folge des anonymen Briefes sein heutiges Unternehmen vereitelt worden, — „Hölle und Teufel, bester Herr Graf, das ist denn doch ein wenig zu stark."

„Prouintsky!" fuhr er gleichsam sinnend fort, „ja, ja, ich

habe dem Polen nie recht getraut. Eine mystische Person, von der Niemand recht weiß, wie man mit ihr daran ist."

Eine Zeit lang rauchten die Herren schweigend fort, Jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

Plötzlich fuhr der Baron von Neudorf wie aus einem Traume empor und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, als komme ihm eben ein Gedanke von ungeheurer Wichtigkeit.

Erstaunt blickten Arthur und Treville zu ihm empor.

„Sagen Sie, Herr Graf," wendete sich Neudorf an diesen, „sollte das Attentat gegen Ihren Diener nicht im Zusammenhange mit der heutigen Geschichte stehen? Der Trank galt Ihnen, Herr Graf, der Pole wollte Sie bei Seite schaffen, damit Fräulein von Hoch, für die er eine glühende Leidenschaft zu hegen scheint, wieder frei sei."

Daran hatten die beiden Freunde in ihrer Aufregung noch nicht gedacht; der Baron hatte den Funken des Verdachts entzündet und jetzt loderte er in der Brust der Männer zur hellen Flamme empor.

„Ja, so ist's," fuhr der Baron eifrig fort, „er ist der Giftmtscher und deshalb ein Duell mit ihm, nach den Gesetzen der Ehre, unstatthaft. Lassen Sie mich die Angelegenheit ordnen; in wenigen Tagen sollen Sie Gewißheit haben, ob es Ihre persönliche Ehre erlaubt, sich mit diesem Manne zu schießen. Hohe Bekanntschaft habe ich bei der hiesigen Polizei, sie sollen mir behiflich sein, das unerklärliche Dunkel zu lösen. Ist er der Thäter, dann wird er seinem Schicksal nicht entgehen, das Gericht wird ihn bestrafen, ihn dem Schaffot überliefern. Sollte er jedoch schuldlos sein, was wir jetzt noch nicht beurtheilen können, dann ist es für Sie, Herr Graf, Zeit, den beabsichtigten Angriff auf die Ehre Ihrer Braut an Pronintsky zu rächen; dann fordern Sie ihn auf Leben und Tod."

„So soll es sein, Herr Baron," sagte Treville, indem er Neudorf warm die Hand drückte, „ich überlasse es Ihnen, Erkundigungen bei der Polizei anzustellen, ich verlasse mich ganz auf Ihre Ehrenhaftigkeit."

„Wobei Sie sicher nicht schlecht fahren sollen," entgegnete

der Baron, indem er sich erhob, „all meine Kräfte will ich anspannen, um das Dunkel dieses Geheimnisses zu lüften.“

Von den herzlichsten Dankesbezeugungen der beiden Freunde begleitet, verließ der Baron von Neudorf das Hotel Trevilles.

Mit eiligen Schritten ging er seiner Wohnung zu.

Vor allen Dingen war ihm daran gelegen, Elise zu sprechen; denn wenn von ihrer Seite Verrath zu befürchten war, dann fiel das so schön geflochtene Gewebe auseinander. Er konnte zu keinem rechten Entschluß kommen, auf welche Weise er sich dem jungen, verführten Mädchen nähern könne.

Auch hierin wurde er vom Zufall begünstigt.

Elise stand vor seiner Wohnung; sie wollte dort den Tagesanbruch erwarten, um sich bei ihrem Geliebten melden zu lassen.

Der Baron war über alle Beschreibung erfreut, daß seine Wünsche so schnell in Erfüllung gingen.

Er führte das unglückliche Mädchen, das Werkzeug seiner Verbrechen, zu sich herauf.

Er wollte sie unter allen Umständen einige Zeit verbergen und dann später von Berlin entfernen.

Nachdem er Elise in einem abgelegenen Zimmer untergebracht, um sie hier vor den Augen der Diener verborgen zu halten und er alle Fragen des jungen Mädchens mit einem kurzen „Auf morgen“ abgeschnitten hatte, begab er sich in sein Arbeitscabinet.

Er war allein; allein mit seinen Gedanken, allein mit seinem Gewissen.

Ein höhnisches Lachen lagerte auf den von Leidenschaft verzerrten Zügen.

„Haha,“ murmelte er leise, „jetzt ist der Vogel gefangen. Ein göttlicher Gedanke von mir, das Taschentuch mitzunehmen und dort zu verlieren; er ist in meiner Hand und kann mir nicht entwischen. — Doch was nun weiter? — Soll ich mit ihm unterhandeln? — Nein, nein, ich muß mir ein anderes Auskunftsmittel suchen. Der neue Tag wird mir schon neue Gedanken bringen, und ich werde dann schon einen passenden Ausweg finden. Habe ich auch durch das Fehlschlagen meines

heutigen Planes viel verloren, so habe ich doch auch unendlich viel gewonnen, und Bianca soll mir doch nicht entgehen. Mein soll sie werden und sollte ich mit der ganzen Hölle um ihren Besitz kämpfen."

Er trat in sein Schlafgemach, um die ihm so nothwendige Ruhe zu suchen. —

Einundzwanzigstes Capitel.

Beim „schlauen Lampe."

Ein schöner und herrlicher Wintermorgen war wieder über die Stadt Berlin hereingebrochen.

Gegen Mittag jedoch verfinsterte sich das Wetter, starker Schneefall trat ein und der so schön begonnene Morgen endete mit einem unfreundlichen, nassen Abend.

In der Jüdenstraße, unweit des kleinen Jüdenhofes, lag ein in den Annalen der Verbrecherwelt weit und breit bekanntes Local

Lampe, der Besitzer deses Locals, von seinen Freunden und Stammgästen gewöhnlich der „schlaue Lampe" genannt, war für die Verbrecher Berlins ein wahrer Prachtkerl.

Der Ausdruck Lampe bedeutet eigentlich Polizist und es hatten dem wohlgenährten Wirth seine Gäste den Namen „schlauer Lampe" deshalb beigelegt, weil er selbst vor Jahren Polizist gewesen, wegen einiger Defecte aber zum Tempel hinausgejagt worden, außerdem aber seine Schlauheit sprichwörtlich war.

Wer war wohl so pfiffig, wie der schlaue Lampe?

Er kannte die geheimsten Pfiffe und Kniffe der Polizei; er hatte stets den besten Rath für den bedrängten Freund.

Wer bei Lampe war, wer sich seine Freundschaft zu erwerben gewußt hatte, der war alle Zeit gut aufgehoben, an den kam die Polizei mit ihrer feinen Nase so leicht nicht heran.

Ihm war jeder Winkel in der Stadtvoigtei bekannt; hatte er in ihren Räumen seiner Defecte wegen doch viele Jahre verlebt.

Auf den geheimsten Wegen wußte er seinen inhaftirten Freunden Nachricht zu geben und Rathschläge zu ertheilen, was sie bei den Verhören aussagen sollten.

In Wahrheit, der schlaue Lampe war ein aufopfernder Freund im wahrsten Sinne des Wortes.

Dafür waren sie ihm auch dankbar und wehe dem, der es jemals gewagt hätte, den schlauen Lampe zu verrathen.

Das Local selbst zerfiel in drei Räume, die sich weit unter der Erde bis zum kleinen Jüdenhof hingezogen.

Zu dem ersten, nach der Straße hinaus gelegenen Local hatte Jedermann Zutritt.

Hier verkehrte die gewöhnliche Klasse des Arbeitsstandes welche sich im Schweiße ihres Angesichts ihr tägleches Brod schafft.

Um diese Gesellschaft brauchte sich der schlaue Lampe nicht viel Kopfschmerzen zu machen.

Der zweite Raum, der mit dem ersten zwar verbunden, dessen Thür aber stets verschlossen war, hatte seinen eigentlichen Eingang vom Hofe aus.

Hier verkehrten nur specielle Freunde des Wirthes.

Wenn auch nicht elegant, so sah es hier doch recht behaglich und gemüthlich aus.

Wie im vorderen Raum stand auch hier ein Schänktisch und ein Repositorium für die verschiedenen Flaschen mit Kümmel und Liqueuren.

Mit diesem Repositorium hatte es jedoch seine eigene Bewandniß; es war der Versteck für solche Personen, die das Tageslicht zu scheuen hatten.

Natürlich waren nur die intimsten Freunde in dieses Geheimniß eingeweiht.

Die Füllung des Repositoriums konnte in seinem untersten

Theile fortgeschoben werden und verdeckte so einen dritten Raum, den Zufluchtsort derjenigen Personen, welche sich vor der Polizei zu verbergen Ursache hatten.

Wie mancher Verbrecher hatte hier, wenn er wie ein gehetztes Wild von den Polizisten verfolgt wurde, Wochen lang verborgen gelegen; wie manches Geheimniß, das seiner Aufklärung nahe war, blieb durch diese Einrichtung den Augen der Welt auf ewig verborgen.

In dem zweiten Raume verkehrte allerlei Gesindel. Doch hatte sich der „schlaue Lampe" von seinen Gästen ausgebeten, hier in anständiger Kleidung zu erscheinen — es mußten denn grade ein Verfolgter sein, und dieser wurde dann gleich in's dritte Zimmer spedirt.

Heute Nacht ist viel Besuch in dem zweiten Raum des „schlauen Lampe," doch hat sich vorzugsweise die edle Sorte der „Berliner Bauernfänger" eingefunden. Freilich sind auch einige der berüchtigsten Einbrecher hier, denn bei dem alten Lampe trifft man Leute aus allen Branchen der Verbrecherwelt.

Da sitzen und stehen sie um einen langen Tisch herum, an dessen oberen Ende so eben ein junger Mann mit pfiffigen verschmitzten Gesichtszügen, einen Tempel legt.

Vier Streichhölzer liegen vor ihm auf dem Tisch; die oberen Enden derselben bedeuten: Aß, König, Dame, Bube; die untern Enden: Zehn, Neun, Acht und Sieben.

Mit Kreide geschriebene Bezeichnungen wären zu gefährlich, wenn sie plötzlich überrascht werden sollten.

Oberhalb und unterhalb der Hölzchen stehen die betreffenden Einsätze der Mitspielenden.

Die Schlepper haben heut „fette Waare" herangeschleift; es ist ja auch Sonnabend und die Taschen der Arbeiter sind voll. Freilich ist es der Lohn harter Arbeit für eine ganze Woche, welche sie dem Armen in betrügerischem Spiel aus den Taschen locken, doch, was fragen sie danach.

Da ist aber auch ein dicker Viehhändler von dem „rothen Franz" geschleppt worden und so ein Viehhändler gehört stets zur ausgesuchtesten Waare.

Die Freunde des Bankhalters, seine Complicen bei dem

falschen Spiel, gewinnen immer riesig, die Fremden dagegen verlieren und wenn sie auch hin und wieder einen Treffer haben, so ist das Geschäftsklugheit, damit sie nicht „abspringen;" das Ende vom Liede ist doch immer, daß sie mit leerem Beutel das Local verlassen.

Wenden wir uns jetzt zu einem anderen Theil dieses Zimmers.

Dort in der Ecke, nicht fern von dem geheimnißvollen Repositorium sitzt einsam der lange Carl bei einem Glase Bier.

Es ist noch immer der alte, wüste Verbrecher, doch ist seine Kleidung, wie wir schon früher erwähnt, jetzt fast elegant zu nennen.

Die Klingel ertönt so eben.

Die Eingangsthür zu diesem zweiten Raume ist nämlich stets verschlossen und wird nur von dem schlauen Lampe selbst geöffnet.

So auch jetzt.

Nach kurzer Zeit kehrte er in Begleitung eines unscheinbar aussehenden Mannes in das Local zurück.

„Dort sitzt der lange Carl," sagte der Wirth gleichgültig zu dem neuen Ankömmling, während er mit der Hand nach der Ecke des Zimmers hinwies, wo derselbe Platz genommen hatte.

Der eben Angekommene trat an den Tisch, an welchem der lange Carl saß, und nahm dort ebenfalls Platz.

Es war der Baron von Neudorf.

Um die nähere Bekanntschaft der beiden Verbrecher, des wüsten Verbrechers aus der untersten Volksklasse und des Verbrechers vom Adel, zu erklären, müssen wir einen kurzen Rückblick thun.

Durch Zufall hatte der lange Carl in Erfahrung gebracht, daß der Baron von Neudorf bei dem Kindesraub in Stralow die Hand im Spiele hatte.

Seit seiner letzten Zusammenkunft mit dem schwarzen Jacques, bei dem ihm der Aufenthalt des entführten Mädchens mit Gewalt abgenöthigt worden, hatte er einen glühenden Haß auf seinen Chef geworfen; er wollte sich rächen und begab sich deshalb zu dem Baron, um ihm mitzutheilen, daß das Kind noch immer in der „blutigen Hand" zurückgehalten werde.

Dem Baron war dieser Besuch unendlich angenehm, denn er hoffte aus der Bekanntschaft mit dem „langen Carl“ Nutzen ziehen zu können.

Heute hatte er ihn deshalb aufgesucht.

Kaum hatte der Baron an der Seite des Verbrechers Platz genommen, als wieder die Glocke ertönte.

Ein Mann mit rothem Bart- und Kopfhaar, in nichts weniger als eleganter Kleidung, trat später mit dem Wirth ein.

Die übrigen Gäste nahmen von dem Ankömmling nur wenig Notiz, sie bemerkten nicht, wie derselbe hinter den Ladentisch trat, sich dort eine zeitlang etwas zu schaffen machte, dann bückte und spurlos verschwand.

„Ich habe Nöthiges mit Euch zu besprechen,“ begann nach kurzer Zeit der Baron, zum „langen Carl“ gewendet. „Wichtiges steht bevor, wozu ich Eure Dienste gebrauche. Der Verdienst soll kein geringer sein und Eure Rache gegen den „schwarzen Jacques“ gekühlt werden.

Bei der Erwähnung des „schwarzen Jacques“ funkelten die Augen des Verbrechers vor Zorn und Wuth und unwillkürlich faßte die Rechte nach dem verborgenen Dolchmesser.

„Der schwarze Jacques,“ fuhr der Baron fort, indem er schnell auf sein Ziel losging, „ist eine in den höheren Kreisen weit und breit bekannte Persönlichkeit, es ist der „Herr von Pronintsky.“

Sprachlos vor Erstaunen starrte Carl in das Gesicht des Barons.

„Meine Ahnung,“ murmelte er leise, „meine Ahnung. Ein Mann mit hellblonden Haaren und Bart?“ wandte er sich fragend an den Baron.

„So ist es,“ entgegnete dieser.

„Nun und unser Geschäft?“ fragte Carl begierig.

„Zwei Dokumente hat Herr von Pronintsky, oder der „schwarze Jacques“ von mir in Händen, diese muß ich unter allen Umständen zurück haben, ehe ich gegen ihn etwas unternehmen kann. Wenn sie erst in meinem Besitz sind, dann stirbt Euer Hauptmann auf dem Schaffot.“

Die Augen des Verbrechers funkelten bei diesen Worten des Barons.

„Tausend Thaler sind Euer, wenn Ihr mir die Dokumente herbeischafft. Mit dem Gelde könnt Ihr dann leicht in einem fremden Lande ein ruhiges Leben führen."

Noch längere Zeit unterhielten sich jetzt die Beiden leise flüsternd, dann verließ der Baron das Local des „schlauen Lampe."

Nicht lange nachher tauchte hinter dem Ladentisch wieder die Gestalt des Fremden mit den rothen Haaren empor und verließ dann unbemerkt, nachdem sie dem Wirth noch einen geheimnißvollen Wink gegeben, ebenfalls das Local.

Verlassen auch wir jetzt den Keller und folgen dem geheimnißvollen Manne.

Mit schnellen Schritten eilte er durch die dunklen Straßen den Linden zu, bog dann in die Friedrichsstraße und später in die Behrenstraße ein.

In dem Hause, in welchem Herr von Pronintsky seine Wohnung hatte, verschwand er.

Begeben auch wir uns hinein und treten in das Cabinet des Polen.

Herr von Pronintsky kannte alle Vorgänge der verflossenen Nacht.

Er hatte im Colosseum die Verabredung des Barons mit Elise belauscht, er hatte den anonymen Brief an Treville gesendet, er wußte, daß in der vergangenen Nacht die That gegen Bianca zur Ausführung gelangen sollte.

Auch er hatte sich an Ort und Stelle begeben, er hatte erst den Baron und später Treville und seine Begleiter in das Haus treten sehen. Er hörte den Schuß und sah die spätere Flucht des Barons.

In kurzer Entfernung war er dann den beiden Freunden gefolgt und hatte, bei der Stille der Nacht und da Herr von Treville in der Aufregung ziemlich laut sprach, ihre ganze Unterredung mit angehört. Er wußte, daß man ihn im Verdacht hatte, den Schurkenstreich begangen zu haben.

Später sah er die zufällige Begegnung des Baron von Neudorf mit den beiden Freunden.

Herr von Pronintsky schien so eben von einem Ausgange heimgekehrt zu sein.

Hände und Gesicht hatte er sich gewaschen und war eben damit beschäftigt, sich Haar und Bart zu ordnen.

Sein Gesicht war geisterhaft bleich, convulsivisch schien der ganze Körper des Mannes zu zucken.

„Das ist der Fluch der bösen That," murmelte er leise, „daß ich mich jetzt noch nicht dem edelsten der Männer gegenüber rechtfertigen und den Bösewicht vernichten kann; doch meine Zeit ist noch nicht gekommen, ich muß warten."

„Ha!" rief er dann, indem er wild mit dem Fuß stampfte, „und nun noch Verrath, dieser Elende!"

„Ich muß mich kurze Zeit verborgen halten," sprach er nach einer Pause weiter, „ich kann dem Mann nicht im Duell gegenübertreten; ich kann ihm aber auch noch nicht meine Verhältnisse entdecken, ich muß noch warten. Also fort von hier! In kurzer Zeit sind meine Angelegenheiten geordnet und dann möge der Schurke entlarvt werden."

Er schellte heftig; ein Diener trat ein.

„Um sechs Uhr morgen früh verreise ich; Anton soll mich begleiten; man packe meine Koffer."

Der Diener verließ das Zimmer.

Als am anderen Morgen Besuche kamen, wurde ihnen eröffnet, daß Herr von Pronintsky auf kurze Zeit verreist sei.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Einbruch.

Mehrere Tage waren seit jenen im vorigen Capitel geschilderten Vorfällen verflossen.

Weihnachten war vor der Thür.

Von tausend Flammen strahlten die Läden in den belebteren Theilen Berlins, die Kaufleute hatten alles Mögliche angewendet ihre Schaufenster auf's Prachtvollste zu erleuchten, um die Bewohner der Residenz durch das brillante Aeußere herbeizulocken.

Wie reich war die Ausstellung der zur Schau gelegten Waaren.

Ein Jeder suchte den Andern, was Solidität und Billigkeit anbetraf zu überflügeln, ein Jeder suchte durch Marktschreierei Kauflustige zu sich heranzuziehen.

Doch wie schmutzig und häßlich sah es in den Straßen aus.

Schon seit einigen Tagen war Thauwetter eingetreten, vermischt mit Regen und Schnee.

Die Straßen Berlins können sich zu keiner Jahreszeit einer besonderen Reinlichkeit rühmen.

Im Frühjahr und Herbst sind die niedriger gelegenen Stadttheile auch durch die herabstürzenden Regengüsse fast überfluthet im Sommer wirbelt der echt märkische Sand zu mächtigen Staubwolken empor, der feine Staub erschwert das Athmen uud die Kleider der durch die Straßen eilenden Berliner sind wohl präparirt, um dem Maler zur Genüge Studien darauf machen zu lassen.

Aber nun erst im Winter, wenn die Sonne auf Straßen und Dächern den Schnee schmelzen macht, vielleicht noch Regen und Schneegestöber ein Uebriges dazu thun, dann ist die Stadt fast unpassirbar.

Mit haarsträubenden Sprüngen voltigiren dann die niedlichen Berlinerinnen, in hochgeschürzten Röcken, die nun nicht mehr die kleinen Füßchen genügend bedecken können, über die Seeen und Bäche, die sich auf den Trottoirs und Dämmen gebildet haben.

Ein trüber Nebel hat sich dann gewöhnlich über die Stadt gelagert. — Fast den ganzen Tag über ist die Stadt in eine Dämmerung gehüllt, welche fast an Finsterniß grenzt; die Karossen fliegen durch die Straßen und gefährden nicht allein den harmlosen Fußgänger, der ihnen nicht schnell genug ausweichen kann, nein, sie bespritzen ihn auch von oben bis unten mit dem Schmutz der Straßen.

Ja, die Reichen, sie fühlen nicht das Unangenehme des Wetters, sie fliegen dahin in ihren Karossen nach allen Richtungen und werfen höchstens einen Blick der Verachtung auf das emsige, geschäftige Treiben in den schmutzigen Straßen.

Selbst die Kutscher dieser vielleicht nur vom Glück oder vom Zufall begünstigten Personen, fühlen sich auf dem hohen Bock weit erhaben über das erbärmliche Gesindel dort unten.

Hei, wie sie dahinjagen, wie sie um die Ecken fliegen, wie ihnen das Herz lacht, wenn sie den harmlosen Fußgänger bis zum Tode erschrecken, oder ein langsam dahinfahrender Lastwagen ihnen nicht schnell genug ausweichen kann, und in Gefahr geräth, von der stolzen Karosse zertrümmert zu werden.

„Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen — — — —“

Ja, das Morgen, wer das immer errathen, wer doch die Zukunft vor seinen Augen enthüllt sehen könnte.

Berlin, wie viele deiner Einwohner sahst du schon, die heut noch hoch zu Wagen, umgeben von dem ganzen Luxus, von allen Bequemlichkeiten eines angenehmen Lebens, stolz dahinfuhren, die heut noch in Hülle und Fülle, ja bis zur Uebersättigung das Leben genossen, angesehen und geehrt von ihren Mitbürgern, wie oft sahst du solche Personen schon morgen in ärmlicher Kleidung, von Kummer und Sorgen gebeugt durch deine Straßen schleichen, verarmt, verachtet und verspottet von ihren frü-

heren Freunden, vielleicht auch bemitleidet von denen, die früher Gutes von ihnen genossen.

Wie oft und wie viele deiner Bewohner sahst du schon, die gestern noch vor Stolz sich aufblähten, die auf Alles was unter ihnen stand, nur mit Verachtung herabsahen; die, um ihren Genüssen zu fröhnen, gestern noch mit vollen Händen das Geld fortwarfen, was vielleicht zehn Familien auf Monate das Leben hätte fristen können; wie oft sahst du sie schon heut ihre prächtigen Wohnungen verlassen, um hinter kalten Kerkermauern auf Jahre lang ein Asyl als Zuchthäusler zu finden.

Ein schrecklicher Wechsel des Lebens! — — — — — —

Allmählig wird es jetzt dunkel, der Abend bricht herein und mit ihm beleben sich die Straßen mehr und mehr.

Vor den elegantesten Läden halten die Equipagen, ihre Insassen sind ausgestiegen, um Einkäufe zu der bevorstehenden Weihnachtsbescheerung zu machen und wenn auch oft ihr Herz sie dazu nicht antreibt, so sind sie doch gezwungen, dies den Augen der Welt zu verbergen und der hergebrachten Förmlichkeit zu genügen.

Mit eiligen Schritten eilt hier eine Mutter über die Straße, dem fern gelegenen Weihnachtsmarkte zu. Mit Staunen und vielleicht auch mit einer kleinen Regung von Neid, blickt sie auf die geputzten Damen, die in den prachtvollen Bazars ihre Einkäufe besorgen, — ach, in ihrem Herzen regt sich der Wunsch, ein gleiches Loos wie jene zu haben — doch nein, im nächsten Augenblick hat sie diesen Wunsch unterdrückt; die liebevolle Mutter fühlt sich ja so glücklich, so unendlich glücklich an der Seite ihres Gatten, im Kreise ihrer blühenden Kinder; sie fühlt sich glücklich in ihrem Sorgen und Schaffen, das Wenige was sie besitzt, zu erhalten und zu vermehren. Nein, in ihrer Brust regt sich kein Neid, sie beflügelt ihre Schritte jetzt nur noch mehr, um ihr Ziel, den Weihnachtsmarkt, recht bald zu erreichen.

Wie ihr Herz schon jubelt bei dem Gedanken an den kommenden Abend, wenn die lieben Kleinen, überwältigt von der Pracht des Christbaumes, athemlos einen Augenblick an der Thür

stehen werden, um sich dann mit Jubelgeschrei auf die vor ihren Augen ausgebreiteten Herrlichkeiten zu stürzen.

Das ist ein Jauchzen, ein Freudengeschrei über die niedlichen Spielsachen, kaum können sie sich trennen von allen ihren Reichthümern und nur mit Mühe bringt sie dann die sorgsame Mutter erst spät in's Bett; doch der Hampelmann, der Nußknacker oder die Puppe im feinsten Ballstaat, sie müssen mit in's Bett, sie müssen bei ihnen bleiben.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken verliert sich die liebende Mutter ihm Gewühl des Weihnachtsmarktes.

Dort steht eine andere Frau an dem hellerleuchteten Schaufenster eines Spielwaarenhändlers.

Mit sehnsüchtigen Blicken, mit Schmerz und Wehmuth betrachtet sie alle die Kleinigkeiten, denn auch sie hat daheim Kinder, denen sie eine Freude bereiten möchte; doch der Verdienst war in diesem Jahre ausnahmsweise gering und Brot ist ihnen nöthiger, als alles Andere.

Mit feuchten Augen, denn es bricht ihr fast das Herz, kehrt sie mit leeren Händen heim. — —

Wie der Weihnachtsmarkt trotz des erbärmlich schlechten Wetters belebt ist. Wie sie sich drängen an den Läden, die guten Leutchen, wie sie handeln, feilschen und wie sie dann beladen mit allerlei Sachen heimziehen. — —

Der Abend ist jetzt vollends hereingebrochen.

Der Markt hat sich mehr und mehr belebt, denn die arbeitende Klasse, welche unter den Kauflustigen jetzt am meisten vertreten ist, kann erst nach vollbrachter Tagesarbeit hierher gehen, um ihre wenigen Einkäufe zu besorgen.

Aus der Jüdenstraße treten so eben zwei Männer in die Königsstraße ein und gehen langsam dem Weihnachtsmarkte zu.

Den einen der beiden Männer kennen wir bereits; es ist der „lange Carl."

Sein Gefährte, eine hohe, robuste Gestalt, in der Verbrecherwelt der „wilde Paul" genannt, hat sich diesen Ehrennamen wegen seiner Wildheit, sowie seiner Verwegenheit, wenn es galt ein „schweres Stück Arbeit" zu vollbringen, erworben.

Er erfreut sich dieser Eigenschaften wegen unter seinen Collegen auch eines gewissen Ansehens.

„Es ist noch früh, Carl," begann der „wilde Paul", indem sie langsam durch die Königsstraße schlenderten, „kaum acht Uhr vorbei und wir haben noch lange Zeit, ehe wir unser heutiges Geschäft beginnen können. Wir wollen über den Weihnachtsmarkt gehen, es ist heute da sehr belebt und daher die beste Gelegenheit, die Taschen unserer verehrten Mitbürger etwas leichter zu machen."

Der „lange Carl" brummte etwas in den Bart, von „Unsicher", „Polizei" u. s. w., doch folgte er, still vor sich hinbrütend, seinem Begleiter.

Schweigend hatten sie das Ende der Königsstraße erreicht, die „lange Brücke" überschritten und verschwanden im Gewühl des Marktes.

An einer der Verkaufsbuden, welche gerade von Kauflustigen gedrängt umstanden wurde, hatte eine Dame von anständigem Aeußeren so eben eine größere Auswahl von den zur Schau gestellten Sachen getroffen und faßte in die Tasche ihres Kleides, um den Kaufpreis dafür zu entrichten.

„Meine Börse!" schrie sie plötzlich laut auf „meine Börse muß mir so eben gestohlen worden sein, denn vor wenigen Minuten erst steckte ich sie in die Kleidertasche."

Laut jammernd über ihren Verlust, suchte sie vor der Bude auf der Erde umher, die Möglichkeit voraussetzend, sie könne dieselbe vorhin aus Versehen haben fallen lassen. Allein vergebens. Die Börse war fort.

Die Umstehenden blickten sie theils ungläubig, theils theilnehmend an, einige halfen auch der Dame suchen, doch die Börse blieb verschwunden.

Der „lange Carl" und der „wilde Paul" gehen so eben, während sie den Dampf ihrer Cigarren auf echt stutzermäßige Weise von sich blasen, an der Bude vorüber.

Theilnehmend treten sie heran, erkundigen sich nach der Ursache des Geschrei's, drücken der Bestohlenen ihr Bedauern aus und entfernen sich eben so schnell, wie sie gekommen.

Noch mehrmals ertönt der Ruf: „Meine Börse! — Mein

Portemonnaie!" vor den Buden des Weihnachtsmarktes, und fast immer sind die Gestalten des „langen Carl" und des „wilden Paul" in der Nähe dieser Auftritte zu sehen.

Nachdem diese den Weihnachtsmarkt wohl eine Stunde lang nach allen Richtungen durchstreift, verlassen sie denselben endlich und gehen Arm in Arm durch die Schloßfreiheit den Linden zu.

„Das Weib schrie ja, als wenn sie am Spieße steckte," sagte Paul zu seinem schweigenden Begleiter, „mir ging es eiskalt über den Rücken, denn es fehlte nicht viel, so hätte sie mein Hand in ihrer Tasche erwischt. — Mit Dir ist übrigens heut nicht viel anzufangen und die besten Geschäfte sind uns aus der Nase gegangen." —

„Ach, laß mich ungeschoren, Paul, es liegt mir heut wie Blei in allen Gliedern, ich glaube es giebt heute noch ein Unglück."

„Papperlapap, sei kein altes Weib, Carl, fange nicht an zu lamentiren wie eine Hökerin, der die Jungen die Kiepe umgestoßen haben; bist doch sonst nicht so flau in Geschäften, und besonders bei so guten Aussichten, wie Du sie doch hast. Hier, hast Du Deinen Antheil, Halbpart; es sind gerade vier Thaler und siebzehn Groschen für den Mann. Nun, war's nicht gut, daß wir noch den Markt mit unserm Besuch beehrten?"

Schweigend hatte der „lange Carl" das ihm gereichte Geld zu sich gesteckt.

Es war ihm heute wirklich recht bang zu Muthe. Eine trübe Ahnung, daß er Unglück haben werde, hatte ihn schon seit einigen Tagen beschlichen.

War es der Verrath, den er an dem „schwarzen Jacques" begehen wollte, welcher diese Ahnung eines Unglücks in ihm wach rief?

Wenn die Aussage des Baron von Neudorf, daß Herr von Pronintsky und der „schwarze Jacques" ein und dieselbe Person seien, richtig war, dann verübte er, wenn er auf die Pläne Neudorf's einging, allerdings einen Verrath und zwar einen Verrath an einen seiner Genossen.

Daß derselbe sein Vorgesetzter war, erhöhte die Bedeutung dieses Verrathes nur noch mehr.

Es ist dies ein eigenthümlicher Charakterzug, selbst der verstocktesten Verbrecher, welche das Eigenthum und das Leben ihrer Mitmenschen weder achten, noch schonen, deren ganzes Leben eine fortlaufende Kette des Verraths an der Menschheit bildet, daß sie doch ein gewisses und nicht zu gering in Anschlag zu bringendes Ehrgefühl, in Bezug auf den Verrath an ihren Genossen besitzen.

Wehe dem Verbrecher, welcher einen Genossen seiner Thaten verräth; er ist ausgestoßen aus ihrer Verbindung und sein Leben schwebt in steter Gefahr. Seine ehemaligen Freunde verfolgen ihn mit unauslöschlichem Haß.

Und der „lange Carl" stand wirklich im Begriff, einen solchen Verrath zu begehen.

Die glänzenden Versprechungen Neudorf's, der glühende Haß gegen den „schwarzen Jacques," hatten ihn bestimmt, auf das Verlangen des Ersteren einzugehen.

Die heutige Nacht war zur Ausübung der That bestimmt und der „wilde Paul" sollte ihm dabei behilflich sein.

Natürlich hatte er diesen weder in das Geheimniß in Bezug auf Pronintsky eingeweiht, noch hatte er ihm von der glänzenden Belohnung von Seiten Neudorf's etwas gesagt. Für den „wilden Paul" handelte es sich ganz einfach um einen Einbruch, bei dem auf gute Beute zu hoffen war.

Je näher jetzt die Zeit herannahte, welche zur Ausführung ihrer That bestimmt war, desto greller stellten sich seinem Geiste die Folgen dar, wenn sie entdeckt würden.

Doch, wie gesagt, sein glühender Haß gegen den „schwarzen Jacques," sowie die Aussicht auf die glänzende Belohnung seines Auftraggebers, waren stärker als sein „Ehrgefühl."

Glückte ihm sein heutiges Unternehmen, dann standen ihm ja Mittel zu Gebote, Europa zu verlassen und einen anderen Welttheil zum Schauplatz seiner Thaten zu machen.

Auch hatte er gegründete Ursache, sich den Augen der Polizei möglichst bald zu entziehen, denn der bei dem „Kindesraub" verübte Mord lastete schwer genug auf ihn. Wenn er entdeckt wurde, war er für den Henker reif.

Der „wilde Paul" hatte natürlich keine Ahnnng von den

Gedanken seines Freundes, sondern war bei der Aussicht auf das heutige, hoffentlich ergiebige „Geschäft“ lustig und guter Dinge.

Nachdem er noch einmal, jedoch vergeblich versucht hatte, den „langen Carl“ in ein Gespräch zu verwickeln, machte er demselben endlich den Vorschlag, mit ihm ein in der Friedrichstraße belegenes Kellerlokal zu besuchen, um sich dort für ihr Vorhaben zu stärken.

Willig folgte ihm Carl.

Bis gegen zwölf Uhr hielten sich die beiden Verbrecher hier auf, dann verließen sie das Local und schlugen die Richtung nach der Behrenstraße ein.

Bald hatten sie das Haus, welches Herr von Pronintsky hier bewohnte, erreicht.

Der „lange Carl“ hatte schon gestern das Haus genau beobachtet und dabei erfahren, daß Herr von Pronintsky verreist und das Haus der Aufsicht eines zuverlässigen Dieners anvertraut sei.

Bedächtig blickten sie sich nach allen Seiten um, ob auch kein unberufenes Auge ihr Treiben beobachte, doch nichts rührte sich in der einsamen Straße, sie schien wie ausgestorben. Nur aus der Ferne hörte man, wie die Wächter der angrenzenden Reviere die zwölfte Stunde abpfiffen.

Vorsichtig näherten sie sich jetzt der Hausthür und der „lange Carl“ öffnete dieselbe behutsam mit einem dazu mitgebrachten Schlüssel.

Sobald die Hausthür offen war, traten sie eilig auf den dunklen Flur, denn an der nächsten Straßenecke tauchte soeben die Gestalt des Nachtwächters auf, welcher mit gemessenem Schritt auf sie zukam.

„Es war die höchste Zeit,“ flüsterte der „wilde Paul“, während Carl vorsichtig die Hausthür schloß; dann holte er aus seiner Rocktasche eine Blendlaterne und zündete dieselbe mittels eines Schwefelhölzchens an.

Leise, die Hand an das verborgene Messer haltend, stiegen sie jetzt die breiten Treppen empor. Nichts regte sich in dem weiten Raum, Todtenstille herrschte rings umher, und ihre eigenen

Tritte wurden durch die dicken wollenen Decken, womit die Treppen belegt waren, gedämpft.

Bald hatten sie die Thür, welche zu dem Arbeitszimmer des Herrn von Pronintsky führte, erreicht.

Aengstlich pochte dem „langen Carl" das Herz, wenn er an den Verrath dachte, welchen er jetzt an seinem Herrn und Meister beging, doch er war schon zu weit gegangen, um jetzt noch zurückzutreten.

Mit der gewohnten Sicherheit wurde die Thür geöffnet und leise traten sie in das Gemach.

Bald hatten sie sich mit Hülfe ihrer Blendlaternen orientirt und gingen rüstig an's Werk.

Kisten und Kasteu wurden erbrochen und mit rapider Schnelligkeit durchsucht und geleert. Die Beute war keine geringe, denn sie fanden außer einer beträchtlichen Summe Geldes, manches werthvolle Stück, was wohl des Mitnehmens werth war.

Der „lange Carl," welcher seine größte Aufmerksamkeit auf die ihm vom Baron von Neudorf näher bezeichneten Papiere richtete, konnte dieselben trotz des eifrigsten Suchens nicht finden. Die hellen Schweißtropfen standen ihm vor der Stirn, denn fand er die bezeichneten Documente nicht, so war ja der Zweck seines heutigen Unternehmens verfehlt und die gehoffte reiche Belohnung ging ihm verloren.

Der „wilde Paul," welcher nicht begreifen konnte, welches Interesse sein Gefährte an den vielen, in seinen Augen werthlosen, Papieren nahm, trieb zum Rückzug.

Schon wollte der „lange Carl" die umhergestreuten Papiere zusammenraffen, hoffend, bei näherer, ruhiger Prüfung derselben doch noch die gewünschten Documente darunter zu finden, als es auf der Treppe lebendig wurde.

Waffengeklirr, sowie die ruhige Stimme eines Mannes, welcher den Befehl gab, alle Thüren zu besetzen, wurde vernehmbar. Dann hörte man deutlich, wie eine Anzahl von Personen sich der Thür näherten, hinter welcher die beiden Einbrecher sich befanden.

„Verflucht,“ rief der „wilde Paul,“ „wir sind verrathen, die „Lampen“ sind uns auf der Spur.“

Schnell und gewandt hatte er bei diesen Worten das Fenster geöffnet und war, ohne sich zu besinnen, auf den Hof gesprungen.

Der „lange Carl“ folgte ihm auf dem Fuße.

Ohne sich zu verletzen, hatte der „wilde Paul“ den Hof erreicht, dann, nachdem er sich einen Augenblick in der Oertlichkeit orientirt, die Gartenmauer geschickt erklettert und war so seinen Verfolgern für diesmal glücklich entronnen.

Nicht so erging es dem „langen Carl.“

Bei dem jähen Sprung aus dem Fenster, welches ziemlich hoch über dem Erdboden lag, hatte er ein Bein gebrochen, und fiel in die Hände der Polizei.

Der Diener des Herrn von Pronintsky, welchem die Bewachung des Hauses übertragen war, hatte das Zutrauen seines Herrn gerechtfertigt. Er hatte, obwohl schon im Bett liegend, das leise Oeffnen der Hausthür vernommen. Mit seltener Geistesgegenwart kleidete er sich schnell an, verließ geräuschlos das Haus und kam mit der herbeigeholten Polizei in dem Augenblick zurück, als die Einbrecher sich eben entfernen wollten.

Das Uebrige wissen wir.

Der „lange Carl“ wurde von den Polizisten als ein ihnen bekanntes, gefährliches Subject, mit Handschellen versehen, nach der nächsten Polizeiwache getragen.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Eine nächtliche Fahrt.

Es war Nacht.

Kein Stern leuchtete am weiten Firmament, der Mond war hinter Wolken verborgen, die Straßen der Haupt- und Residenzstadt der Norddeutschen Metropole waren öde und leer, tiefes Dunkel und unheimliches Schweigen lagerte über den riesigen Häusermassen.

Die Wächter der Stadt hatten soeben die zwölfte Stunde abgepfiffen; vom Regen durchnäßt suchten die Männer der nächtlichen Sicherheit unter den Bogen der Hausthüren Schutz gegen das unheimliche Wetter.

Eine Grabesruhe herrschte auf Straßen und Plätzen.

In der Nähe des Oberbaums, nahe dem Ufer, schaukelte ein kleiner Nachen auf den sanft bewegten Wellen der Spree.

Der Führer des kleines Kahnes, ein Mann von kräftigem Körperbau, hatte das Ruder bei Seite gelegt und einen Pfeiler des Brückenbogens umfaßt, um sein Fahrzeug nicht von dem Strom forttreiben zu lassen.

Wohlweislich hatte er seinen Standpunkt so eingerichtet, daß das Hintertheil, in dem er seinen Sitz eingenommen, theilweise unter der Brücke lag, so daß er so ziemlich vor dem herabstürzenden Regen gesichert war.

Aus einer kurzen Pfeife blies er mächtige Rauchwolken in die Luft, zog hin und wieder ein Fläschchen aus der tiefen Tasche des weiten Rockes und nahm daraus einen tüchtigen Schluck, um die erstarrten Glieder durch das scharfe Getränk zu wärmen.

Unverwandten Blickes starrte er hinüber nach dem nahe gelegenen Ufer, als ob er dort Jemand erwarte.

„Brr, es ist ja ein höllisches Wetter," brummte der Mann vor sich hin, indem er sich schüttelte, „die Glieder sind mir fast erstarrt und er kommt noch immer nicht. Was nur der Salomon vorhaben mag, daß er mich bei diesem Hundewetter hier in der Nacht herbestellt? Soll's etwa wieder Arbeit geben? Mir recht, dann kann Unsereiner mal wieder etwas verdienen. Die Zeit ist so schlecht genug; man müßte wahrhaftig verhungern, wenn nicht hin und wieder ein kleines Nebengeschäft zu machen wäre. Es ist doch ein elendes Leben, was ich führen muß, stets in Angst und Gefahr, und doch nicht einmal das Nöthigste znm Leben zu haben. Ich wünschte, es gäbe mal wieder etwas Rechtes, wie damals, als wir den Jungen aus Stralow holten. Na, an die Nacht will ich auch mein Lebtag denken; ich hörte das Geschrei des Weibes bis an's jenseitige Ufer. Potz Blitz, alle Tage solchen Verdienst zu haben, da lohnte es sich noch der Mühe, sich diesen Gefahren auszusetzen. Der Claus, der führt ein anderes Leben, der sitzt so recht in der Wolle, braucht sich nicht zu quälen, kann in der warmen Stube am Ofen bleiben, während ich um geringen Verdienst in solchem Heidenwetter hierher muß."

„Doch halt," unterbrach er sich plötzlich in seinen Reflexionen, „jetzt scheint der alte Jude zu kommen, ich höre Schritte, die sich dem Ufer nähern."

Noch aufmerksamer blickte er aus seinem Versteck nach dem Ufer herüber.

Der Mann hatte sich nicht getäuscht, denn gleich darauf tauchten zwei Gestalten aus dem Nebel, der sich über dem Wasser und auf die nächste Umgebung am Lande gelagert hatte, hervor.

Der Schiffer blieb noch immer mit seinem Kahn unter dem Brückenbogen verborgen liegen.

„Gustav, tauber Gustav," tönte es leise vom Ufer herüber.

„Ahoi," erwiederte der Schiffer, während er den Kahn mit kräftiger Hand dem Ufer zusteuerte.

Zwei Männer erwarteten ihn dort.

Sie sprangen in den Kahn, als er das Land erreicht hatte.

Der Eine der Männer flüsterte dem „tauben Gustav"

einige Worte in's Ohr, worauf dieser sein Fahrzeug wieder vom Lande abstieß und die Richtung nach dem Fischerdörfchen Stralow einschlug.

Der Regen hatte aufgehört, ein sanfter Wind sich erhoben.

Der „taube Gustav" spannte ein Segel auf und mit ziemlicher Geschwindigkeit glitt der Kahn durch die dunklen Fluthen dahin.

Der andere Mann, der im Vordertheil des Kahnes Platz genommen, hatte sich fest in seinen langen Mantel gewickelt und starrte unverwandt in die trüben Fluthen.

Es war, so viel man in der Dunkelheit erkennen konnte, eine hohe, kräftige Gestalt. Der schwarze Bart, der das ganze Gesicht umrahmte, die dunklen Haare, die leicht vom Winde bewegt wurden, gaben dem Manne ein geisterhaftes, todtenähnliches Aussehen.

Der „taube Gustav" schauerte unwillkürlich zusammen, wenn er nach den bleichen, stillen Mann hinüberschaute.

Sein Begleiter, ein mageres, dürres Männchen, kauerte fröstelnd in der Mitte des Kahns, der ganze Körper zitterte, seine Zähne klapperten vernehmbar vor Kälte.

Es war der Jude Salomon, der Besitzer der blutigen Hand, der den „tauben Gustav" zu dieser Zeit nach dem Oberbaum bestellt hatte.

Kein Laut, als das leise Plätschern der Wellen, unterbrach das unheimliche Schweigen der drei Männer.

Eine Zeit lang waren sie schon gefahren, die Glocken der nahen Stadt verkündeten die erste Stunde nach Mitternacht, als plötzlich der Mann im Vordertheil des Kahns die Stille unterbrach.

„Salomon," begann er, „Du weißt also mit Bestimmtheit, daß der wilde Paul bei dem gestrigen Einbruch entkam und daß er diese Nacht sich bei Claus einfinden wird?"

„Gewiß, Herr," entgegnete der Jude, „er ist den Händen der Polizisten glücklich entronnen. Ich hab' ihn selbst heut Morgen gesprochen. Der ungeschickte Kerl, der „lange Carl," sprang fehl, er soll sich ein Bein gebrochen haben, denn er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Der „wilde Paul" ist über das Gitter nach dem Garten gesprungen und hat von dort aus

die Straße erreicht. Dann eilte er zum „schlauen Lampe“ und verbarg sich dort die Nacht über.“

„Er hat übrigens ein gutes Geschäft gemacht,“ fuhr der geschwätzige Jude fort, „ein Paar Hundert Thaler werden's immer sein, die er mitgebracht hat. Schade um den Carl, er hatte den Plan so hübsch durchdacht, hatte seine ganze Hoffnung auf den Verdienst gesetzt, — denn er wollte das Land für immer verlassen, da ihm der Mord in Stralow schwer auf dem Gewissen lag und er eine heilige Scheu vor den düsteren Räumen des Zellengefängnisses hatte, — nun aber muß er Unglück haben, muß in die Hände der Polizei fallen.“

„Bei wem wurde denn der Einbruch verübt?“ fragte der Mann im Vordertheile des Kahnes.

„Bei einem Herrn von Pronintsky, einem sehr reichen Polen, der vor wenigen Tagen Berlin auf einige Zeit verlassen hat,“ entgegnete der Jude mit gleichgültiger Stimme.

Der Mann im Vordertheil des Kahns sah bei seiner Frage dem Juden starr in's Gesicht, als ob er dort dessen innersten Gefühle lesen wollte, doch kein Zug in dem verschmitzten Antlitz desselben bewegte sich; er schien die Wahrheit gesprochen zu haben.

Pfeilgeschwind flog der kleine Nachen dahin und brachte die drei Männer nach kurzer Zeit an ihren Bestimmungsort.

Sie stiegen aus und schritten dem uns schon bekannten Hause des Gastwirthes Claus zu.

Nachdem der Jude das bekannte Zeichen gegeben, wurde die Thür geöffnet und die drei Männer traten ein.

Beim Anblick des bleichen Mannes stutzte Claus einen Augenblick, dann verneigte er sich ehrfurchtsvoll und fragte nach dem Begehr des Herrn.

„Ich habe mit Dir eine wichtige Angelegenheit zu besprechen, Claus,“ begann der Angeredete, in dem wir den „schwarzen Jacques,“ den Chef der Verbrecherbande, wiedererkennen. „Die Zeit drängt, kein Augenblick ist zu verlieren, wenn nicht Alles verloren sein soll.“

Claus war bei den Worten des schwarzen Jacques bleicher geworden, ein Zittern durchlief seinen Körper.

„Führe uns in das obere Zimmer,“ fuhr der schwarze

Jacques fort, „Du, Gustav, magst hier unten unsere Rückkehr erwarten.“

Claus hatte ein Licht ergriffen und schritt den beiden Folgenden voran, in das obere Stockwerk hinauf.

Nachdem die drei Männer hier ein geräumiges Zimmer betreten, warf sich der schwarze Jacques in einen alten Lehnstuhl und verharrte längere Zeit im tiefsten Schweigen.

Er schien entsetzlich ermüdet zu sein, oder ein schwerer Kampf tobte in seinem Innern.

Salomon und der Wirth des Hauses standen ihm gegenüber und betrachteten mit Staunen und Besorgniß die Züge ihres Hauptmannes.

Plötzlich sprang dieser empor und sah die beiden Männer mit funkelnden Augen an.

„Sinnt auch Ihr auf Verrath,“ fuhr er wild auf, „habt auch Ihr Eure Schwüre vergessen? Es war ein Verräther unter uns, ein Verräther, der mich, Euren Hauptmann, den Gerichten überliefern wollte, der vielleicht schon jetzt mich und Euch Alle dem Verderben Preis gegeben, denn er befindet sich bereits in den Händen des Gerichts. Du, Salomon, weißt schon, daß ich den „langen Carl“ meine, der bei dem gestrigen Einbruch verhaftet, doch Du weißt noch nicht, daß er denselben nur in der Absicht unternahm, um mich, um Euch zu verrathen. Wie weit der wilde Paul, der mit ihm in Genossenschaft war, dabei betheiligt ist, weiß ich noch nicht. Ich habe ihn deshalb hierher beordert, doch er scheint es vorzuziehen, nicht in die Höhle des Löwen zu kommen. — Umstände halber, die Ihr später erfahren werdet,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, „zwingen mich, augenblicklich die Stadt zu meiden, darum habe ich es vorgezogen, hier mit Euch zusammenzutreffen.“

Während er sprach, hatte der schwarze Jacques mit hastigen Schritten das Zimmer durchmessen.

Dann blieb er vor Salomon stehen und betrachtete ihn mit funkelnden Augen, als ob er in den Gesichtszügen des Juden lesen wollte, wie weit er ihm sein Vertrauen schenken könne.

„Du, Salomon,“ begann er endlich, „mußt noch heute Nacht, sobald Du in die Stadt zurückgekehrt bist, die „blutige Hand“

verlassen. Das Haus bietet uns keine Sicherheit mehr. Theile diesen Befehl den Anderen mit und führe sie vorläufig hierher zu Claus; sie können sich hier eine Zeit lang aufhalten. Morgen vielleicht ist es schon zu spät, deshalb ist dringende Eile nöthig, wenn Ihr Euch retten wollt."

„Du, Claus," wandte er sich zu dem erstaunten Wirth, „Du mußt eine Zeit lang Berlin verlassen. Salomon wird Dir morgen in der Frühe den geraubten Knaben herbringen; Du begiebst Dich mit ihm nach London, wo Du meine Ankunft erwarten wirst."

„Hier habe ich Dir den näheren Ort bezeichnet, wo Du mich treffen sollst. Es ist dringend nöthig, daß Du schon morgen unverzüglich abreist."

Bei diesen Worten hatte er Claus ein beschriebenes Blatt übergeben, welches dieser, stumm nickend, zu sich steckte, dann fuhr er fort:

„Die Nothwendigkeit zwingt mich, daß ich selbst auf kurze Zeit das Land verlasse, aber nur auf kurze Zeit, auch soll keiner von den Anderen erfahren, daß ich abwesend bin. Meine Befehle, die Ihr pünktlich zu befolgen habt, werde ich Euch zugehen lassen und ich hoffe, daß dieselben auch während meiner Abwesenheit pünktlich befolgt werden. Du, Salomon, wirst während der Zeit die nöthige Sorge dafür tragen. Besonders aber achte mir auf den Paul; denn sein heutiges Ausbleiben bestärkt mich in meinem Verdacht, daß auch er zum Verräther geworden sei. Strafe ihn mit der ganzen Strenge unserer Gesetze, wenn Du ihn schuldig findest, schone ihn nicht."

„Hier, Claus," wandte er sich wieder an diesen, indem er demselben eine Brieftasche übergab, „darin findest Du die Mittel zur Reise und halte mir den Knaben ordentlich. Jetzt, Salomon, laß uns zurück, denn der Morgen bricht schon an und noch Vieles ist vor Anbruch des Tages zu besorgen. Laß uns also eilen."

Nach kurzer Zeit verließen der „schwarze Jacques", der Jude und der „taube Gustav" wieder das Haus des Wirthes Claus und kehrten nach dem Oberbaum zurück.

Weshalb der „wilde Paul" nicht zu dem heutigen Stelldichein gekommen war, werden wir im nächsten Capitel erfahren.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Entwischt.

Der „wilde Paul" war, nachdem er die Gartenmauer schnell erstiegen hatte, seinen Verfolgern glücklich entkommen und hatte sich, wie wir es schon aus den Mittheilungen des Juden Salomon erfahren haben, nach dem Local des „schlauen Lampe" in der Jüdenstraße begeben.

Lampe wußte sehr wohl, was die beiden Verbrecher heut Nacht vorhatten und vermuthete sofort aus dem verstörten Aussehen des „wilden Paul", daß ihnen beim Einbruch ein Unglück zugestoßen sei.

„Es mußte so kommen," flüsterte er leise, nachdem er den wilden Paul in den verborgenen Raum hinter dem Repositorium gebracht hatte, „es mußte so kommen, denn Er wollte es ja selbst, daß der lange Carl in die Hände der Polizisten fallen sollte."

„Ob er gut daran gethan," fuhr er sinnend fort, „weiß ich in der That nicht, er hätte ihn selbst bestrafen sollen. Nun, er muß doch seine guten Gründe dazu haben. Freilich hat er mir versichert, daß der Carl zum Verräther geworden; doch der Carl ist bei seinen Collegen so angesehen, daß er es wohl nicht wagte, ihn selbst zu bestrafen."

„Doch, was mache ich mir unnöthige Sorgen um den Carl, der wird wohl selbst klug genug sein, nicht zu viel zu sagen, denn sein Kopf sitzt ihm nicht sehr fest zwischen seinen Schultern, wenn die Stralower Mordgeschichte an's Tageslicht kommt. Es ist nur gut, daß sie den wilden Paul nicht gefischt haben,

denn er ist ein tüchtiger, verwegener Kerl, den man bei den schwersten Arbeiten gut gebrauchen kann."

„Er hat doch eigentlich Glück, der Kerl. Die verwegensten Thaten hat er ausgeführt und noch niemals ist er den „Lampen" in die Hände gefallen; wie oft ist er beim Einbruch überrascht worden, aber jedesmal und wenn auch alle seine Genossen gefaßt wurden, ist er mit heiler Haut davon gekommen. Springt der Kerl, wie er mir eben erzählt hat, aus dem ersten Stock in den Hof hinab und kommt glücklich davon, während der Carl ein Bein bricht und der Polizei in die Hände fällt. Na, wenn sie den auch nicht einen Kopf kürzer machen, so wird er doch wenigstens auf zwanzig Jährchen verschwinden."

„Wenn er uns nur nicht verräth," fuhr er fort, während er den dicken Kopf hin und her schüttelte, „sonst geht wieder mancher gute Kunde auf lange Zeit für mich verloren und ich selbst bin dann nicht außer Gefahr. Ich denke aber, er wird sich hüten; denn scheint er auch einen glühenden Haß gegen den schwarzen Jacques zu hegen, so hat er doch für sich zu viel zu fürchten und er wird sich nicht selbst seine Grube da auf dem Kirchhof beim Zellengefängniß graben wollen, da seine Hand blutig ist und er einen Mord auf dem Gewissen hat."

„Hölle und Teufel," wie wild der schwarze Jacques auffuhr, als er hörte, daß der Carl das alte Weib erstochen hatte. Ich glaube, er hätte den Menschen erdrosselt, wenn er ihm da grade in den Weg getreten wäre."

„Hat der Kerl auch nicht immer gleich die Hand am Messer?" fuhr er in seinem Selbstgespräch wieder fort. „Bei der geringsten Gelegenheit sticht er zu; er ist ein zu gefährlicher Patron. Da lobe ich mir doch den wilden Paul; der ist zwar der verwegenste unter Allen, der bebt vor keiner Gefahr zurück und sei es auch die größte; doch seine Hand bleibt rein, er scheut das Blut. Hat er mir doch selbst erst neulich versichert, daß er sich niemals zu einem Morde hinreißen lassen würde; er wehrt sich so lange als möglich, dann aber verläßt er sich auf seine Verschlagenheit; Waffen bringt er nie in Anwendung. — Doch nun werde ich dem armen Kerl eine Erfrischung bringen, denn er wird sie wohl nach der furchtbaren Anstrengung gebrauchen können. Uebrigens

wird er sich nicht wenig gefreut haben, den „schielen Ede“ und den „schlappen Anton“ da drinnen angetroffen zu haben. Ich kann's kaum glauben, daß die vor einigen Tagen aus der Stadtvoigtei entkommen sein sollen, denn dort passen sie gut auf. Doch ich hab' es ja in den Zeitungen gelesen und habe die Kerls selbst hier — es war wahrhaftig ein Meisterstück!“

Während dieses Selbstgesprächs hatte der schlaue Lampe ein ziemlich großes Glas mit einem hellgelben Liqueur gefüllt, etwas kalten Braten aufgeschnitten und begab sich damit in den verborgenen Raum.

Treten auch wir hier ein, um einen Blick in diesen Schlupfwinkel der Verbrecher zu werfen und das Leben und Treiben hierselbst zu beobachten.

Es ist dies ein nur niedriges Zimmer, nimmt aber einen ziemlich großen Raum ein, denn es mißt wenigstens zwanzig Fuß in der Länge und eben so viel in der Breite.

Kein einziges Fenster ist in der unheimlichen Höhle, kein Schimmer von Außen dringt in dieses Asyl des Verbrechens.

Auf dem in der Mitte des Zimmers aufgestellten Tisch stehen einige trübe brennende Lichter, die nur eine spärliche Helle verbreiten.

Das Auge muß sich erst an die Dunkelheit gewöhnt haben, ehe man die in der Höhle aufgestellten Utensilien und die sich darin befindlichen Bewohner deutlich erkennen kann.

Rings herum an den Wänden stehen Pritschen, wie man sie in den Militär-Wachtstuben findet, doch erfreuen sich die Bewohner dieses unheimlichen Ortes einer größeren Bequemlichkeit, als die Soldaten in den Wachtstuben. Ein Strohkissen giebt dem darauf Ruhenden eine bequeme Lagerstätte und wollene Decken schützen ihn gegen die Nässe und Kälte, die hier unter der Erde nicht unbedeutend ist.

Der Tisch ist mit Gläsern und Tellern bedeckt, die von dem Nachtmahl hier noch zurückgeblieben sind.

Mehrere Männer und Weiber — sie scheinen erst vor kurzer Zeit hier angelangt zu sein, denn sie verzehren noch so spät mit einem wahren Heißhunger die ihnen vorgesetzten Speisen, — sitzen um den langen Tisch.

Der wilde Paul sitzt mit dem schielen Ede und dem schlappen Anton an dem einen Ende des Tisches und scheinen in einer eifrigen Unterredung begriffen zu sein.

Unter den Frauenzimmern befindet sich die alte Lumpensammlerin, deren Bekanntschaft wir schon in der Stadtvoigtei, in dem sogenannten Jungfernthurm gemacht haben. Sie war vor kurzer Zeit, da man ihr kein eigentliches Verbrechen beweisen konnte, aus dem Gefängniß entlassen worden und hatte nun hier, da sie obdachlos war, ein Unterkommen gefunden.

Und wie entmenscht, wie widerlich sehen die übrigen, sich hier aufhaltenden Weiber aus!

In ihren Gesichtszügen ist der Stempel des Lasters und des Verbrechens noch bedeutend schärfer ausgeprägt, als dies bei den Männern der Fall ist.

Prostituirte Dirnen der niedrigsten Klasse sind sie fast Alle.

Nur nothdürftig bedecken die Lumpen, denn anders ist ihre Bekleidung kaum zu nennen, ihren Körper.

In rohen, gemeinen Scherzen und Redensarten scheinen sie sich gegenseitig überbieteu zu wollen.

Die Lagerstätten an den Wänden sind fast schon sämmtlich besetzt; Männer und Weiber liegen in bunter Reihe neben einander.

Daß die Athmosphäre in diesem Raum keine angenehme zu nennen ist, kann man sich denken.

Der wilde Paul scheint soeben, als der schlaue Lampe eintritt, durch das Gekreisch der Weiber in seiner Unterhaltung unterbrochen zu sein.

„Nicht einen Augenblick können die nichtswürdigen Weiber ihre Mäuler halten,“ sagte er, als der Wirth ihm die für ihn bestimmten Speisen und Getränke vorsetzte.

„Ich bitte mir Ruhe aus,“ rief der schlaue Lampe, indem er sich zu den lachenden und schreienden Weibern wandte, „sonst habt Ihr hier zum letztenmale logirt. Das Weibsvolk macht doch immer den größten Lärm. Brüllen sie doch gerade, als ob sie die ganzen Polizisten Berlins hierher trommeln wollen.

Die Weiber schwiegen sofort, als der schlaue Lampe lospol-

terte, nur die zahnlose Lumpensammlerin erlaubte sich noch einige halblaute Bemerkungen zu machen.

„Die alte Hexe," fuhr Lampe auf, „muß doch stets das letzte Wort haben, kann nie ihr gottloses Maul halten. Marsch, auf die „Klappe" und Ruhe gehalten, sonst fahre ich mit einem Donnerwetter dazwischen."

Immer noch halblaut widersprechend bewegten sich die mageren Kinnbacken der Alten und noch lange nachher, als sie schon ihr ärmliches Lager eingenommen, hörte man sie noch leise brummen und fluchen.

Lampe, der für heut seine Lokalität geschlossen, hatte an dem Tisch der drei Verbrecher Platz genommen, doch kaum hatten diese ihre Unterredung wieder aufgenommen, als nochmals aus dem vorderen Raume die Glocke ertönte.

Fluchend erhob sich der Wirth, um nachzusehen, was es noch so spät gäbe.

Bald darauf trat er in Begleitung eines großen, starken Mannes in's Zimmer zurück.

„Donnerwetter, „der Rothe", fuhren die drei Andern auf, „wo kommst Du her, Rother?" fragten sie fast einstimmig. „Haben sie Dich freigesprochen, hast Du Dich gut herausgewickelt?"

„Ha, ha," lachte der Rothe, der einen feinen Bisampelz an hatte und den eleganten Castorhut keck in der Linken schwenkte, dessen Fußbekleidung aber nur in Schlappschuhen bestand, „ha, ha, das ist ein köstlicher Spaß."

„Lampe, was giebst Du für die Kleinigkeit hier," fuhr er fort, während er den Pelz auszog, unter denen die Sträflingskleidung sichtbar wurde, „was giebst Du für den Pelz und für diese Uhr nebst Kette?"

Er reichte bei diesen Worten dem Wirth den werthvollen Pelz, sowie eine goldene Uhr nebst dazugehöriger Kette.

„Vor allen Dingen, Lampe," begann der Rothe sogleich wieder, „besorge mir etwas zu essen und zu trinken, denn ich habe einen wahren Wolfshunger. Bei der magern Kost in der Stadtvoigtei kann man wahrhaftig nicht fett werden. Beeile

Dich, lieber Lampe, dann will ich Dir auch einen köstlichen Witz erzählen."

Der schlaue Lampe hatte sich schnell erhoben, um den Wünschen des „Rothen," den er zu seinen besten Kunden zählte, nachzukommen.

Bald kehrte er mit den nöthigen Speisevorräthen zurück und nahm wieder an dem Tische Platz.

Nachdem der Rothe mit einem wahren Heißhunger und einer ungeheuern Schnelligkeit die ihm von Lampe vorgesetzten Speisen und Getränke verschlungen hatte, blickte er sich wohlgefällig im Kreise seiner Freunde und Genossen um und drückte dann Jeden derselben die Hand.

„Ihr wißt," begann er nach einiger Zeit, „daß ich bei dem Einbruch in der Königsstraße gefischt wurde. Freilich hatte ich die Ausrede gemacht, daß ich nur in dem Wahne, es sei meine eigene Wohnung, in den Goldladen gekommen sei, daß ich die Dietriche so eben auf der Straße gefunden und sie sicherlich gleich am nächsten Morgen auf der Polizei abgegeben hätte, doch mein Herr Untersuchungsrichter glaubte mir nicht. Es ist sonst ein ganz liebenswürdiger Mann, dem ich übrigens nächstens meine Visite abstatten werde, doch ist er im Bezug auf uns noch ungläubiger, als der heilige Thomas."

Die Zuhörer lachten und baten den Rothen, weiter zu erzählen.

„Na, also," begann dieser wieder, nachdem er noch einen tüchtigen Schluck Branntwein genommen, „mein Leugnen half mir nichts bei dem ungläubigen Mann, er hielt mir meine früheren Bestrafungen vor, an die ich mich, wie ich sagte, nur noch dunkel erinnern könne. Kurz, ich hatte mich schon auf einige zwanzig Jahre gefaßt gemacht und ertrug mein Schicksal mit möglichster Ruhe. Allerdings gestand ich nichts ein und hoffte nur noch, daß ein glücklicher Zufall mich aus dieser Klemme befreien solle."

Der Rothe machte hier wieder eine Pause, während seine Zuhörer ihm schweigend das Branntweinglas reichten, dann fuhr er fort:

„Da nahte der heutige Tag, der Audienztermin. Der

Schließer holt mich aus der Zelle, übergiebt mich dem Gerichtsdiener, der mir meinen Platz auf der Anklagebank anweist und dann das Gerichtszimmer wieder verläßt. Ich war allein. Kein Neugieriger war im Zuschauerraum, denn die Karten waren noch nicht ausgegeben. Desto mehr Menschen standen auf den Corridoren, welche neugierig auf den Anfang der Verhandlung warteten; auch die Herren Richter waren noch in ihrem Berathungs-Zimmer versammelt.

„Ich war also ganz allein.

„In einer Ecke des Zimmers hingen die Mäntel und Hüte der Herren, auf dem grünen Tisch tickte lustig eine Uhr.

„Da fuhr mir ein göttlicher Gedanke durch den Kopf.

„Schnell sprang ich über die Brüstung, zog mir den Pelz über, welchen Vater Lampe jetzt schon in Verwahrung genommen hat und welcher bis dahin wahrscheinlich im Besitz eines Herrn Stadtgerichtsrathes war, steckte die auf dem Tisch liegende Uhr, welche sich bei näherer Besichtigung als eine goldene erwies und die nicht zu verachtende Zugabe einer dito Kette hatte, in die Tasche, setzte mir den zunächst hängenden Hut auf und zog mir dann noch, zur größeren Bequemlichkeit beim Gehen, ein Paar Gummischuhe über meine Pantoffel.

„So ausgerüstet verließ ich keck das Gerichtszimmer.

„Auf den Gängen war es ziemlich dunkel, eine Menge Menschen standen umher. Natürlich hielt ich mich hier nicht lange auf, sondern ging gravitätisch die Treppen herunter, erreichte glücklich und unerkannt die Straße, bestieg daselbst eine Droschke und ließ mich nach der Hasenhaide fahren, denn ich mußte darauf bedacht sein, mich vorläufig so weit als möglich von dem Orte meiner letzten That zu entfernen. Unterwegs unterwarf ich den Pelz einer näheren Untersuchung. In der einen Tasche steckte das Frühstück des Besitzers, ein Paar belegte Semmelchen, in der anderen ein gefülltes Cigarrenetui, in dem sich außer einigen Cigarren auch noch das nöthige Feuer und ein Fünf-Thalerschein befand.

„Das war doch ein guter Fund.

„Vor allen Dingen verzehrte ich jetzt das stadtgerichtsräthliche Frühstück, zündete mir dann eine der feinen Havanna's an

und überließ mich, während die Droschke der Hasenhaide zufuhr, meinen Träumen.

„Dort angekommen, bezahlte ich den Kutscher, welchem ich noch ein anständiges Trinkgeld gab, wobei natürlich der stadtgerichtsräthliche Fünf=Thalerschein herhalten mußte.

„Den Tag über konnte ich mich nun in meinen Gummischuhen, den grauen Hosen und Strümpfen nirgends sehen lassen und ich promenirte deshalb in der Hasenhaide, bis der Abend hereinbrach.

„Gern wäre ich jetzt in eine Restauration getreten, denn mich hungerte sehr, da ich den Tag über, außer der stadtgerichtsräthlichen Semmel, nichts zu mir genommen hatte, allein ich wagte es nicht, sondern zog es vor, die Nacht vollständig hereinbrechen zu lassen und machte mich dann, halb erstarrt, auf den Weg hierher."

Sprachlos vor Erstaunen waren die drei Verbrecher und der schlaue Lampe der Erzählung des „Rothen" gefolgt und brachen jetzt bei Beendigung derselben in ein schallendes Gelächter aus.

Noch lange Zeit besprachen die fünf Männer die Erlebnisse der letzten Tage, dann suchten auch sie, nachdem der schlaue Lampe vorher die stadtgerichtsräthlichen Werthgegenstände für einen Spottpreis käuflich an sich gebracht hatte, ihr Lager auf.

Uebergehen wir die verschiedenen Morgentoiletten der Bewohner der Verbrecherhöhle, als sie sich bei ihrem Erwachen am andern Morgen von ihrem Lager erhoben.

Es war ein scheußlicher, widerlicher Anblick.

Der größte Theil der hier nächtigenden Personen verließ bei Tagesanbruch den sicheren Versteck und zerstreute sich nach allen Richtungen hin in die Stadt Berlin.

Der „wilde Paul," der „schiele Ede," der „schlappe Anton" und der „Rothe," dessen Erzählung vom gestrigen Abend wir gefolgt sind, blieben in der Höhle zurück, da sie Alle das Tageslicht zu scheuen hatten.

Später erschien hier auch der Jude Salomon, der eine längere Unterredung mit dem wilden Paul hatte und ihn zu dem Stelldichein am heutigen Abend bestellte. —

Der schiele Ede und sein Gefährte, der schlappe Anton, hatten nach ihrer Flucht aus der Berliner Stadtvoigtei und nach dem Verlassen der Wohnung des Geheimraths, sofort den Keller des schlauen Lampe aufgesucht, der ihnen bei ihren jetzigen Verhältnissen mehr Sicherheit, als der Aufenthalt in der blutigen Hand zu bieten schien.

Seit dieser Zeit hielten sie sich hier versteckt.

Der schlaue Lampe gab ihnen bereitwillig Kost und Quartier, denn sie konnten ja, Dank der Freigebigkeit des Raths, anständig bezahlen.

Sobald sich ihnen irgend eine günstige Gelegenheit bot, wollten sie mit ihren Schätzen außer Landes gehen.

Der wilde Paul, obgleich er zu den kühnsten und verwegensten Verbrechern Berlins gehörte, war doch über die Verhaftung des langen Carl ziemlich unruhig, denn, obschon er hier und in der blutigen Hand vorläufig sicher war, so konnte ihn doch der lange Carl namhaft machen und dann fahndete man auf ihn, wie ein gehetztes Wild.

Still vor sich hinbrütend, saß er deshalb, nachdem Salomon ihn zum Abend nach dem Oberbaum bestellt hatte, auf seinem Holzstuhl und dachte über den gestrigen Abend nach.

„Was Carl nur den ganzen Tag über hatte," murmelte er vor sich hin, „eine Ahnung, daß er Unglück haben würde, hatte ihn befallen, er war stiller und unzugänglicher als sonst. Aber räthselhaft bleibt es mir noch immer, warum er sich so lange bei den alten Papieren aufhielt. Sollte er etwa an mir zum Verräther geworden sein? Doch nein, das ist unmöglich, denn alsdann wäre er mir bei meinem verzweifelten Sprunge aus dem Fenster nicht gefolgt. — Nun, wenigstens kann ich mit meiner Beute zufrieden sein; 600 Thaler sind nicht zu verachten, damit kann man schon eine Zeitlang auskommen."

Lange noch saß der wilde Paul und dachte über seine gestrigen Erlebnisse nach, als der schlappe Anton den Vorschlag machte, ein Spielchen zu machen, und so die Zeit bis zum Abend, wo es hier wieder lebendiger wurde, auszufüllen. Alles war hierzu bereit und bald waren die vier Männer in ihr Spiel vertieft.

Gegen neun Uhr Abends verließ der wilde Paul sein Asyl

und machte sich auf den Weg nach der blutigen Hand, um von dort den Juden Salomon abzuholen und sich mit diesem nach dem Oberbaum zu dem verabredeten Stelldichein mit dem schwarzen Jaques zu begeben.

Salomon hatte jedoch Geschäfte halber schon am Mittag die blutige Hand verlassen und war nicht wieder dahin zurückgekehrt.

Und das war ein Glück für ihn, denn die Polizei, welche schon lange ihr Augenmerk auf das geheimnißvolle Haus gerichtet hatte, glaubte nach den letzten Vorgängen, welche ihre Thätigkeit besonders in Anspruch genommen hatte, manche geheimnißvolle Beziehung in der Verbrecherwelt in diesem Hause entdeckt zu haben.

Ja, sie hatten sogar durch Zufälligkeiten und richtige Combinationen, sichere Beweise in Händen, daß die blutige Hand ein Asyl fast der gesammten Verbrecher Berlins sei.

Man hatte daher am heutigen Abend die Gasse an ihren Ausgängen besetzt und ließ auch die Nebenstraßen beobachten, um von allen Vorgängen, welche sich auf die Spelunke beziehen konnten, Kenntniß zu erlangen.

Der wilde Paul hatte von dem Allen keine Ahnung und ging langsamen Schrittes durch die Linienstraße der Gasse zu, in welcher die blutige Hand lag.

Ein heftiger Regen strömte vom Himmel herab und machte den Aufenthalt im Freien zu keinem angenehmen, daher denn die Straßen auch heute leer und öde waren; nur hin und wieder huschte ein Fußgänger mit aufgespanntem Regenschirm durch die Finsterniß dahin, seiner schützenden Wohnung, oder auch einem nah gelegenen Bierhause, zueilend.

Um so mehr erstaunte der wilde Paul daher, als er, aus der Linienstraße in die Quergasse einbiegend, einige Gestalten bemerkte, welche unter dem Thorweg eines Hauses standen und, wie es schien, ihn scharf beobachteten.

Bei dem flackernden Schein einer Straßenlaterne, glaubte er sogar in einer dieser Gestalten eine ihm bekannte Persönlichkeit, den Criminalrath Luchs, einen berühmten Diebesfänger, zu erkennen.

Es war dem Scharfsinn des geübten Diebes nicht schwer, zu erkennen, daß hier Gefahr im Verzuge sei und er die blutige Hand unter keinen Umständen betreten dürfe.

Umzukehren, die Gasse zu verlassen, war jetzt nicht mehr rathsam, da er sich dadurch erst recht verdächtig gemacht haben würde; er hielt es daher für das Beste, ruhig das andere Ende der Gasse erreichen zu suchen und sich dann schleunigst aus der gefährlichen Gegend zu entfernen.

Erkannt zu werden brauchte er nicht zu fürchten, da er, wie wir schon früher bemerkten, noch niemals bei seinen Thaten ertappt und verhaftet worden war. Die Polizei kannte ihn zwar dem Namen nach, aber persönlich war er Wenigen bekannt.

Ruhig schlenderte er daher durch die Gasse, sich so unbefangen als möglich fortbewegend.

Wohl sah er, daß er hier und dort von den hinter den Hausthüren postirten Beamten scharf beobachtet wurde, ja, er bemerkte sogar hin und wieder eine Uniform zwischen den in Civil gekleideten Criminalbeamten, doch dies brachte ihn äußerlich nicht aus der Fassung, obwohl ihm das Herz gewaltig schlug. Ruhig und ohne seine Gangart im mindesten zu beschleunigen, setzte er seinen Weg fort.

Glücklich hatte er bereits den Ausgang der Gasse erreicht und wollte eben, tief aufathmend, in die Hirtenstraße einbiegen, als sich ihm plötzlich zwei Männer in den Weg stellten und ihn scharf fixirten.

Unbefangen ging er an ihnen vorüber; schon glaubte er glücklich ihren Beobachtungen entgangen zu sein, als plötzlich einer der beiden Männer ausrief: „Haltet ihn! der wilde Paul!“

Auf diesen Ruf wurde es lebendig in der kleinen Gasse. Aus allen Häusern stürzten die dort postirten Criminalbeamten hervor und ein Theil von ihnen machte sich an die Verfolgung des wilden Paul.

Kaum hörte dieser seinen Namen hinter sich ausrufen, als er auch schon in der Flucht sein Heil suchte. Er mußte sich jetzt auf die Schnelligkeit seiner Beine verlassen, um seinen Verfolgern zu entkommen.

Mit einer rasenden Schnelligkeit rannte er davon, immer die einsamsten Querstraßen wählend, da in den belebteren Straßen, trotz des schlechten Wetters, doch die Gefahr, von einem ihm entgegenkommenden Fußgänger aufgehalten zu werden, eine weit größere war.

Bald hatte er seinen Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen; die Entfernung zwischen sich und diesen wurde eine immer größere.

Nur einer der Beamten hatte eine größere Ausdauer als seine Collegen und war ihm dicht auf den Fersen; die Entfernung zwischen Beiden verkürzte sich mehr und mehr, und bald mußte der wilde Paul in den Händen seines Verfolgers sein.

Zwar war es nur ein einzelner Mann und es konnte ihm bei seiner Körperkraft nicht schwer sein, mit demselben fertig zu werden, allein wie bald konnte der Criminalbeamte Hilfe erhalten und dann war er verloren.

Da, in dem Augenblick der größten Gefahr, als er schon die Tritte seines Verfolgers dicht hinter sich hörte, kam ihm ein rettender Gedanke.

Schnell sprang er bei Seite und streckte dem in vollem Lauf vorüberschießenden Verfolger ein Bein vor.

Mit einem dumpfen Fall stürzte dieser zu Boden.

Ohne sich nach dem Gefallenen umzublicken, hatte der wilde Paul nach seinem glücklich ausgeführten Coup, seine Flucht eiligst fortgesetzt und bald war von seinen übrigen Verfolgern nichts mehr zu sehen und zu hören.

Jetzt erst wagte er es, einen Augenblick Athem zu schöpfen.

Heftig wogte die Brust des Verfolgten auf und nieder, und er mußte sich an ein Haus lehnen, um den erschlafften Gliedern einen Haltepunkt zu geben, sonst wäre er zusammengebrochen.

Heller Schweiß stand ihm auf der Stirn und die erregten Lungen hämmerten gewaltig in seiner Brust.

Nachdem er sich etwas erholt hatte, eilte er weiter, der Jüdenstraße zu und trat bald darauf in den Keller des schlauen Lampe ein.

Hier verursachten die Mittheilungen des wilden Paul nicht geringe Aufregung.

Wenn die blutige Hand, wie es nach diesen Mittheilungen nicht zu bezweifeln stand, aufgehoben wurde, so war auch beim schlauen Lampe für sie, die hier ein Asyl gefunden hatten, keine Sicherheit mehr, denn jedenfalls stand zu erwarten, daß die Polizei auch hier einen Besuch abstatten werde.

Der schlaue Lampe traf schnell seine Anordnungen.

Schnell wurden die Lagerstätten in dem geheimen Raum hinter dem Repositorium zusammengeschlagen und alle Gegenstände, welche sich sonst noch hier befanden, herausgeschafft. Dann mußten sämmtliche Anwesenden das Local verlassen, um sich vor der Hand ein anderes Obdach zu suchen.

Wenn jetzt wirklich das scharfe Auge der Polizei die geheimnißvolle Vorkehrung an dem Repositorium und den dahinter befindlichen Versteck entdeckte, so lag darin für den schlauen Lampe keine Gefahr mehr, da nichts darauf hindeutete, daß sich hier jemals ein lebendes Wesen aufgehalten habe.

Der wilde Paul hatte mit den Andern den Keller verlassen und eilte nun dem Oberbaum zu, um dort den schwarzen Jacques und den Juden Salomon zu erwarten.

Wie wir schon im vorigen Capitel gesehen haben, war er nicht rechtzeitig dort eingetroffen. Den Grund dieser Verspätung haben wir ebeu erfahren.

Der wilde Paul beschloß, die Rückkehr der beiden Männer hier abzuwarten.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Am neuen Museum.

Alle Fremde, welche Berlin, die Metropole des norddeutschen Bundes besuchen, um das Leben und Treiben der Weltstadt kennen zu lernen, verfehlen gewiß nicht, die zahlreichen Denkmale der Kunst und Wissenschaft, welche sich hier seit Jahrhunderten angesammelt haben, zu bewundern und anzustaunen.

Ein Jeder will bei seinem Aufenthalt in der Weltstadt Berlin so viel als möglich sehen, damit er bei seiner Rückkehr in die Heimath den Freunden und Bekannten möglichst viel erzählen könne.

Staunend betrachtet man ihn dann, als müsse sich an ihm irgend etwas verändert haben und er wächst in ihren Augen an Ansehen gewaltig, wenn er seine mitgebrachten Schätze auskramt.

Berlin ist der Chimborasso aller Wünsche eines jeden Provinzialen.

Unter allen Kunstschätzen Berlins nimmt nun wohl das „Neue Museum“, ein Werk Friedrich Wilhelm IV., die erste Stelle ein und kein Reisender wird es verabsäumen, diese Hallen zu betreten und die hier aufgestapelten Kunstschätze der ältesten so wie der neuesten Zeit zu bewundern und die Früchte des Fleißes aller Völker und aller Jahrhunderte, welche sich unserem Auge hier in mannigfaltigster Weise zeigen, anzustaunen.

Das neue Museum in Berlin wird mit Recht „die Hochschule“ aller Kunstkenner und Kunstfreunde genannt.

Kein Zweig der Kunst und der Wissenschaft ist hier unberücksichtigt geblieben, jedes einzelne Fach ist vertreten.

Aus allen Klassen der Gesellschaft findet man hier Vertreter,

welche sich diese Schätze betrachten, bekritteln oder anstaunen, je nach ihrem Bildungsgrad.

Wie an allen Orten, welche sich eines größeren Zusammenflusses von Menschen zu erfreuen haben, auch das verbrecherische Element vertreten ist, so auch hier.

Durch den vorzüglich starken Zusammenfluß von Fremden, welcher sich hier, am neuen Museum, ausnahmsweise bemerkbar macht, angelockt, hat hier die gefährlichste Klasse der Berliner Verbrecher, die berüchtigten „Bauernfänger," ihren Sammelplatz.

Diese Verbrüderung der „Berliner Bauernfänger" ist eine sehr gefährliche und wehe dem Fremden, der in ihre Hände fällt.

Die Bauernfänger suchen ihre Opfer nicht allein in Vergnügungslokalen, sondern auch auf Straßen und Plätzen, sogar in den Kirchen auf, hauptsächlich aber hier im neuen Museum.

Mit großer Schlauheit und Gewandheit suchen sie ihre Opfer an sich zu locken, bieten ihnen freundschaftlichst ihre Dienste und ihren Rath an, welcher gewöhnlich von den vertrauensvollen Provinzialen, welche sich in unsere großen Verkehrsverhältnisse nur mit Mühe zurechtfinden, dankbar angenommen wird.

Hat der „Bauernfänger" erst diesen Anknüpfungspunkt gefunden, so ist es ihm ein Leichtes, den Fremden weiter in sein Netz zu locken und nicht eher läßt er ihn wieder heraus, als bis er ihn vollständig geplündert hat.

Alle Bemühungen der Polizei, diese gefährlichen Verbrecher unschädlich zu machen, sind bei der Hartnäckigkeit derselben, bisher nutzlos gewesen.

Tägliche polizeiliche Ankündigungen, sich vor den „Bauerfängern" zu hüten, haben nur selten Erfolg gehabt.

Immer und immer wieder fallen nicht allein Fremde, sondern auch geborene Berliner in ihre Hände und sehen gewöhnlich erst zu spät ein, mit wem sie es zu thun hatten. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein kalter Dezembertag.

Vor dem neuen Museum am Lustgarten patrouillirte der dort aufgestellte Militair-Posten auf und nieder; fest trat er da-

bei auf den hartgefrornen Boden, um die erstarrten Füße zu erwärmen, während er hin und wieder durch Hineinblasen des warmen Athems die steifgefrornen Finger zu erwärmen suchte.

Er sah recht unwirrsch und unfreundlich aus, der ehrliche, handfeste Pommer; in der warmen Kasernenstube war es jetzt angenehmer, als hier auf dem Posten; noch lieber wäre ihm freilich ein behagliches Plätzchen auf der Ofenbank in seiner Eltern Hause gewesen

Die Backen waren ihm ganz blau gefroren und aus den treuen, blauen Augen rannen Thränen, ob vor Frost oder vor Sehnsucht nach den heimathlichen Würsten und Schinken, wer kann das enträthseln, wer kann die Gefühle eines preußischen Grenadiers errathen.

Es war ungeachtet der Kälte viel Leben und Bewegung auf der Straße, denn das nahe bevorstehende Weihnachtsfest lockte die Menschen aus ihren Wohnungen, führte aus allen Gauen des preußischen Staates die Insassen nach der Metropole des norddeutschen Bundes, um hier die nöthigen Weihnachtseinkäufe für die Lieben daheim zu besorgen.

Nicht weit von dem Schilderhaus, welches vor dem Museum aufgestellt ist, bewegt sich eine kleine Gesellschaft, welche mit regem Interesse die Frescogemälde an der Vorderfront zu betrachten scheint.

Betrachten wir uns die Gesellschaft etwas genauer.

Dieselbe besteht aus zwei Damen und zwei Herren.

Die beiden Damen, hohe, schlanke Gestalten, sind in kostbare Pelze gehüllt. Kokette Hütchen, mit Straußfedern versehen, sitzen verwegen auf dem prächtigen, modern frisirten Haar.

Ihre Roben sind nach der neuesten Mode, ihre Juwelen, ihre Goldsachen und sonstigen Schmuckgegenstände untadelhaft.

Ihre männlichen Begleiter sind ebenfalls elegant gekleidet; Pelze von hohem Werthe schützen sie gegen die Kälte. Der eine von ihnen trägt eine kleine Reisetasche, während der andere mit einer an einem Bande befindlichen Lorgnette spielt und durch dieselbe hin und wieder mit auffallender Arroganz die Frescogemälde betrachtet.

Die beiden Herren sowohl als auch die Damen, haben für den Unbefangeneu etwas Ansprechendes und Gewinnendes.

Man vermuthet unwillkührlich in ihnen reisende Fremde und doch erkennen wir bei genauer Prüfung in den beiden eleganten Damen zwei liederliche Dirnen, die bereits im Arbeitshause Wolle gezupft — und in ihren Begleitern, zwei bestrafte Fälscher und Diebe, die ein nicht zu beneidendes Sündenregister aufzuweisen haben.

Der eine von ihnen ist ein bankerottirter Kaufmann, der von Stufe zu Stufe sinkend, endlich allen Halt verlor und sich den Bauernfängern in die Arme warf, welche den gebildeten und aus guter Familie stammenden Mann als „Schlepper" benutzen.

Wir haben die Bekanntschaft dieses Mannes schon früher — unter dem Namen der „Banquier" in der Mördergrube beim laymen Wilhelm gemacht.

Er war damals, als die Polizei die Spelunke aufhob, derselben glücklich entronnen; er hatte mit seinen Complicen glücklich den geheimen Ausgang gefunden und sich auf diese Weise gerettet.

Der Banquier, dessen eigentlicher Name Born, war, wie wir schon oben erwähnt, aus guter Familie und hatte eine ausgezeichnete Schulbildung genossen. Später trat er in ein Banquierhaus, aus welcher Zeit auch sein Spitznamen der „Banquier" herstammt, blieb daselbst mehrere Jahre und mußte schließlich seine Cassirerstelle mit einer Stelle im Zuchthause vertauschen.

Von dieser Zeit an fiel er von Stufe zu Stufe, und sank tiefer und tiefer in den Schmutz des Lasters. Schließlich fiel er in die Hände der Bauernfänger und hatte sich bald, da er Dank seiner Bildung und seines noblen Aussehens stets die besten Fänge besorgte, unter seinen Genossen ein gewisses Ansehen erworben.

Auch die eine der Damen ist dem Leser schon aus dem berüchtigten Kellerlokal bekannt; es ist die schöne Alma, welche im Verein mit dem schlappen Anton in der betreffenden Nacht nach der Stadtvoigtei transportirt wurde.

Ihr Aufenthalt im Gefängniß war nur von kurzer Dauer.

Man konnte ihr persönlich nichts nachweisen und so entkam sie diesmal noch mit einer kurzen Polizeihaft wegen nächtlichen Herumtreibens davon.

Vor wenigen Tagen hatte sie erst wieder die düsteren Räume des Berliner Gefängnisses verlassen und schon sehen wir sie in eleganter, ausgesuchter Toilette die Straßen Berlins frequentiren!

Eine gewisse Klasse der Berliner Bauernfänger, die sogenannten „Feinen", liebt es, stets mit Damen zu agiren.

Hübsche Mädchen und besonders wenn sie in gewählter, feiner Toilette einhergehen und nur dem äußeren Schein nach ehrsam und tugendhaft zu erscheinen verstehen, haben schon manchen Tugendhelden, manchen Gewitzten, der keck behauptete, niemals in die Schlingen der Bauernfänger fallen zu können, von seinem Irrthum befreit, wenn er am nächsten Morgen ausgeplündert aus einem schönen, kurzen, aber theuren Wahn erwachte.

Betrachten wir uns nun auch die andere Dame. Dieselbe ist uns ebenfalls nicht ganz unbekannt.

Es ist Elisabeth Heiling, die frühere Geliebte des Baron von Neudorf.

Sie ist jetzt die Geliebte des einen der Herren, welcher sich in ihrer Gesellschaft befindet und welchen wir uns sogleich näher betrachten werden.

Sie geht mit ihrem Geliebten bei Ausübung ihrer Betrügereien Hand in Hand.

Was seine Ueberredungskünste, harmlose Fremde in sein Garn zu locken, nicht vermögen, vollbringen die Reize des bildschönen Mädchens.

Sie versteht es vortrefflich, die Fremden durch ihre auffallende Schönheit, durch ihren untadelhaften, üppigen Körperbau zu fesseln, sie versteht es aus dem Grunde, die Pulse ihrer Anbeter schneller schlagen, aber auch ihre Börsen leichter zu machen.

Ein vortrefflicher Lockvogel für einen Bauernfänger.

Bald spielt sie dem Fremden gegenüber die anspruchslose Reisende, bald wieder die anmuthige, liebedürstende Kokette, bald die junge, verlassene Frau, oder die trauernde Wittwe.

Und immer in allen ihren Rollen, mit denen sie die ver-

trauensvollen Fremden Sand in die Augen streut, ist sie eine vollendete Schauspielerin, weiß sie dieselben für sich zu gewinnen und sie zu Sclaven ihrer Reize zu machen.

Der Genosse des „Banquiers", der neue Geliebte der schönen Elisabeth Heiling, ein Mann, der ebenfalls nach der neusten Mode gekleidet, den Eindruck eines Gentlemans macht, ist eine, uns aus der Soirée des Grafen von Wesern bekannte Persönlichkeit.

Es ist der Ungar, Baron von Ligny, der mit dem Grafen von Treville und dem Lieutenant Arthur von Hoch am Tage nach der Soirée ein Pistolen-Duell in der Nähe des Spandower Bergs gehabt und dort verwundet worden war.

Die Blässe in seinen Gesichtszügen, die nach der überstandenen Krankheit noch bedeutend mehr hervortritt, giebt seinem schon früher finsteren Gesicht jetzt ein wahrhaft unheimliches Aussehen.

Die vier Personen, die beiden Damen und ihre Begleiter, promenirten vor dem neuen Museum auf und ab.

Verstohlen warfen sie ihre prüfenden Blicke auf die Besucher des Museums, um dann, wie es schien, unbefriedigt ihre Promenade fortzusetzen.

So mochten sie wohl eine Stunde lang vor dem Museum auf und ab gegangen sein. Schon viele Personen hatten das Museum betreten, alle waren von den prüfenden Blicken der acht Augen gemustert worden, aber noch keiner der Besucher schien ihnen geeignet für ihre Absichten.

Da nahten sich vom Königlichen Schloß her zwei Herren.

Der eine von ihnen trug hohe Stulpenstiefel, einen feinen Pelz und eben solche Mütze; in der einen Hand hielt er eine Reitpeitsche.

Sein Begleiter trug einen dunklen Havelock, einen braunen Filzhut und Sporen an den Stiefeln.

Die beiden Herren machten dem Aeußern nach den Eindruck zweier auswärtigen, wohlhabenden Gutsbesitzer.

Und dem war in der That so. — —

Beide schienen bereits das mittlere Mannesalter überschritten zu haben.

Langsam, im vertraulichen Gespräch vertieft, schritten sie Arm in Arm durch den Lustgartem dem Museum zu.

Bald hatten sie die große Freitreppe erreicht und erstiegen dieselbe langsam, als plötzlich der eine der beiden Herren dem andern den Arm heftig drückte.

„Sehen Sie, Zarnekow, die beiden Damen in Gesellschaft der beiden Herren, welche dort die Frescogemälde zu bewundern scheinen. Sehen Sie nur die eine, die mit den blonden Locken; ein wahres Engelsgesicht. Ich habe selten etwas Schöneres im Leben gesehen!"

„Sie haben Recht, lieber Harden," entgegnete der Andere, „wirklich ein hübsches Mädchen. Die Andere ist übrigens auch nicht übel. Sehen Sie nur die plastische, üppige Gestalt der Brünette. Wir wollen uns ihnen zu nähern suchen, vielleicht gelingt es uns, im Museum mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen."

„Ich glaube kaum," entgegnete der mit Harden Angeredete, „daß uns dies so leicht gelingen wird, denn mir scheint, als wären wenigstens ihre Begleiter sehr unzugänglich."

„Glauben Sie das nicht," entgegnete Zarnekow, „das scheint ihnen wohl nur so. Allerdings benehmen sich die Herren sowohl, als ihre Begleiterinnen sehr zurückhaltend und vornehm, und scheinen der höchsten Klasse der Gesellschaft anzugehören, allein was thut das? Wir haben uns unseres Stammbaumes auch nicht zu schämen, ich glaube gewiß, daß unser Adel so alt ist als der ihrige. Uebrigens giebt es wohl nichts Leichteres, als eine Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen und dann werden wir ja weiter sehen."

„Jetzt betreten sie das Museum," entgegnete Herr von Harden, „ob wir ihnen folgen, was meinen Sie?"

„Gewiß," lachte Herr von Zarnekow, seinen etwas blöden Begleiter mit sich fortziehend, „nichts kann uns ja erwünschter kommen, wenn wir nun doch einmal durchaus die Bekanntschaft der Damen machen wollen. Hier im Museum läßt sich das leichter bewerkstelligen, als an irgend einem andern Ort. Man betrachtet gleichzeitig mit ihnen irgend einen Kunstgegenstand, sie

bewundern denselben, man mischt sich in ihr Gespräch darüber und die Bekanntschaft ist fertig."

„Aber" — meinte der Andere. —

„Nichts da von Aber, mein lieber Harden! Frisch gewagt — ist halb gewonnen! Lassen Sie uns daher schnell unseren beiden unbekannten Schönen folgen, sonst verlieren wir sie noch in dem Gewirr der Säle und Zimmer aus den Augen."

Die beiden Edelleute betraten jetzt gleichfalls das Innere des Museums, in welches, wie wir aus ihrem Gespräch bereits vernommen haben, die beiden Bauernfänger mit ihren Helferinnen bereits eingetreten waren.

Schon hatten die Letzteren mehrere Säle durchschritten, vor diesem und jenem Kunstschatz scheinbar verwundert stehen bleibend, und noch immer hatten es die beiden Edelleute nicht gewagt, sich ihnen zu nähern.

So oft auch Herr von Zarnekow, bedeutend unternehmender als sein Freund, einen Versuch machte, der Gesellschaft näher zu kommen, hielt der Letztere in seiner Schüchternheit ihn doch immer wieder zurück.

Indeß hatten die Bauernfänger recht wohl bemerkt, daß ihnen die Fremden folgten und ihre Augen fast unverwandt auf sie, oder vielmehr auf ihre Begleiterinnen gerichtet hielten. Sie waren jetzt ihrer Opfer gewiß und ihr Benehmen wurde nur noch zurückhaltender und vornehmer.

Auch die Mädchen hatten sehr wohl bemerkt, daß die glühenden Blicke der Fremden fortwährend auf sie hafteten.

„Sie folgen uns, lieber Lichtenberg," — unter diesem Namen war der Baron von Ligny seinem Begleiter und den beiden Mädchen bekannt, — „sie folgen uns wirklich," flüsterte Elisabeth Heiling, die mit den blonden Locken und dem Engelsgesicht, „doch scheinen sie zu blöde zu sein, sich uns zu nähern. Da muß ich schnell ein kleines Solo ausführen, sonst gehen uns die beiden Goldfische noch durch ihre übergroße Blödigkeit verloren."

„Thue was Dir gut scheint," entgegnete Ligny, doch sprich nicht so laut, man könnte Dich hören und Alles wäre verdorben."

Indeß war es Herrn von Zarnekow noch immer nicht ge-

lungen, seinen schüchternen Freund zu bewegen, sich der Gesellschaft anzuschließen.

„Lassen Sie doch ihre verdammte Blödigkeit endlich fahren,“ sagte Herr von Zarnekow, indem er Miene machte, seinen Freund gewaltsam mit fortzuziehen.

In diesem Augenblick führte Elisabeth Heiling ihr Solo aus.

Durch eine geschickte Bewegung kam sie einem der aufgestellten Glaskasten zu nahe, so daß ihre Robe daran hängen blieb. Bei den Bemühungen, das Kleid wieder loszumachen, war es ihr mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers gelungen, dasselbe in eine solche Lage zu bringen, daß der niedliche Fuß, so wie der Anfang einer zierlich geformten Wade auf einen Augenblick entblößt wurde.

Das Solo war äußerst wirksam.

Herr von Zarnekow, äußerst erregbarer Natur, ließ sich durch den geschickt ausgeführten Coup blenden und hielt das für Zufall, was hier in Wahrheit nur in der Absicht geschah, ihn anzulocken. Seine Sinne waren erregt und nichts hielt ihn länger zurück, sich den Damen zu nähern.

Fast mit Gewalt zog er seinen blöden Freund vorwärts und bald befanden sie sich in unmittelbarer Nähe derselben.

Ligny — oder Lichtenberg — wie wir ihn jetzt nennen müssen, hatte die Wirkung des geschickt ausgeführten Manövers seiner Begleiterin wohl beobachtet und seinen Plan bereits gemacht.

Vor einer Reihe schöner Gemälde machte er mit seiner Gesellschaft Halt.

Die beiden Edelleute standen dicht hinter ihnen.

„Sieh nur,“ begann jetzt Lichtenberg im lauten vernehmlichen Ton, indem er sich an Elisabeth Heiling wandte, „sieh nur diese prachtvolle Zeichnung. Eine schönere Juno und Venus habe ich nie gesehen.“

Elisabeth, die von den Blicken der beiden Edelleute fast verschlungen wurde, suchte bei den Worten Lichtenbergs zu erröthen, was ihr auch vortrefflich gelang.

„Sieh nur,“ fuhr Lichtenberg fort, „den Apoll und den

niedlichen Amor dort. Ein wahres Meisterstück. Schade, daß Ihr vergeßlichen Mädchen den Katalog im Hôtel zurückgelassen habt; ich möchte in der That den Meister der beiden Bilder kennen lernen.

Herr von Zarnekow hatte sich bei den Worten Lichtenbergs diesem noch mehr genähert.

„Wenn Sie es nicht übel deuten, mein Herr," sagte er mit einer höflichen Verbeugung, „so will ich die Vergeßlichkeit Ihrer Damen wieder gut machen, indem ich mir erlaube, Ihnen meinen Katalog anzubieten."

Elisabeth senkte verlegen das Köpfchen, während Lichtenberg den Sprecher mit fast stolzem Blick maß, als bedürfe es erst der Ueberlegung, ob dieser Vorschlag anzunehmen sei oder nicht. Bald jedoch schien er mit sich einig zu sein, denn seine strengen Züge nahmen den Ausdruck eines freundlichen Wohlwollens an und er entgegnete mit einem Anflug fremdländischen Accents:

„Ich mache von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch, mein Herr. Doch mit wem habe ich die Ehre."

„v. Zarnekow und hier mein Freund, v. Harden," entgegnete Ersterer, zu gleicher Zeit diesen vorstellend.

„Höchst angenehm Ihre Bekanntschaft zu machen," entgegnete Lichtenberg höflich, „hier meine beiden Nichten, Fräulein Elisabeth und Emma v. Mersan, mein Bruder der Baron von Lichtenberg."

Die beiden Edelleute verbeugten sich respectvoll.

Die Bekanntschaft war jetzt gemacht und ihr Herz pochte ungestümer, als sie jetzt den beiden Mädchen Auge in Auge gegenüberstanden.

Elisabeth und auch Emma thaten ungemein schüchtern; ängstlich suchten sie an der Seite Lichtenbergs Schutz, als ob sie die Begegnung der Edellente fürchteten und diese wurden durch solche und ähnliche Manöver über den Charakter der beiden Damen vollständig getäuscht.

Der „Banquier" nahm jetzt die Unterhaltung mit den beiden fremden Herren auf.

„Größere Reisen im Auslande, in Amerika und Afrika, die ich im Interesse der Wissenschaft unternommen habe, hielten

mich Jahre lang von der Heimath fern," begann er, „ich habe im Auslande nach Schätzen gesucht und bis jetzt noch nicht die reichen Schätze gekannt, die unser gesegnetes Deutschlands uns bietet."

„Sieh nur, Onkelchen," wandte sich jetzt die blonde Elisabeth an ihm, während eine hohe Röthe auf ihrem schönen Gesicht flammte, „sieh nur das allerliebste Zeltendorf von Borneo. Da bist Du ja wohl auch gewesen?"

„Gewiß, mein Kind," entgegnete der liebevolle Onkel, „so manche Woche habe ich unter solchen Zelten zugebracht. — Wahrlich, ein eigenthümliches Gefühl beschleicht mich, hier en miniature zu sehen, was ich bei meinen Reisen in natura Gelegenheit zu beobachten hatte."

„Das gnädige Fräulein scheinen sich für die Reisen des Herrn Onkel sehr zu interessiren," wandte sich Herr von Zarnikow höflich an Elisabeth.

Diese erröthete noch tiefer bei der Anrede des Fremden und erwiederte mit leiser, melancholischer Stimme:

„Der gute Onkel hat mir so viele interessante Mittheilungen über seine Erlebnisse in den fernen, fremden Ländern gemacht, hat mir die Sitten und Gebräuche anderer Völker so oft und so eingehend geschildert, mir auch zuweilen kleine Andenken an seine wichtigsten Erlebnisse zugesandt, daß ich manchmal wirklich glaubte, das Alles selbst an Ort und Stelle gesehen und erlebt zu haben. Daher denn auch mein lebhaftes Interesse für Alles, was sich auf solche Orte bezieht, die mein Onkel persönlich besucht hat."

Herr von Zarnekow war von dem lieblichen, schüchternen Mädchen ganz entzückt, ein nie geahntes Gefühl regte sich in seiner Brust und er wünschte sich Glück, die Bekanntschaft eines solchen Engels gemacht zu haben; er wich jetzt nicht mehr von der Seite Elisabeths und hatte sich bald in eine Unterhaltung mit ihr vertieft.

Herr von Harden plauderte mit dem älteren Baron von Lichtenberg und seiner Nichte Alma.

Die beiden Edelleute waren von der Liebenswürdigkeit ihrer neuen Bekanntschaft wie berauscht und in der That glaubten sie

Ursache hierzu genug zu haben, denn die Mädchen plauderten so unbefangen und doch so zurückhaltend, daß man sie für wahre Perlen des weiblichen Geschlechts halten mußte.

Lange noch promenirten sie durch die weiten, prächtigen Säle des Museums, wenig auf die vor ihren Blicken ausgebreiteten Herrlichkeiten sehend, sondern entzückt und berauscht von der Liebenswürdigkeit der beiden Damen.

„Es ist die höchste Zeit, Bruder Franz," begann endlich der „Banquier", während er einen Blick auf seine werthvolle Uhr warf, „daß wir das Museum verlassen, wenn wir das Diner im Hôtel nicht versäumen wollen; die Mädchen brauchen ja gute zwei Stunden zu ihrer Toilette."

Man fügte sich diesem allerdings gerechten Wunsche und die ganze Gesellschaft verließ das Museum.

Herr von Zarnekow ging allein neben dem „Banquier," da sich Elisabeth schüchtern zu Lichtenberg gepflüchtet hatte.

„Wo diniren Sie, Herr Baron?" begann nach einigem Zaudern Herr von Zarnekow, „es wäre meinem Freunde und mir höchst angenehm, die kurze, so interessante Bekanntschaft noch auf den Abend auszudehnen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, mein Herr," entgegnete kühl der Banquier, „wir diniren im Hôtel — — doch, da ist ja unser Wagen" — brach er die Unterhaltung plötzlich ab.

Man verabschiedete sich kurz.

Die beiden Damen stiegen in die glänzende Equipage, die Herren folgten ihnen. Noch eine kurze Verbeugung und fort rollten sie, die Linden entlang, der Friedrichsstraße zu.

Wie betäubt sahen die beiden Edelleute dem dahinfliegenden Wagen nach, welcher ihnen die eben gemachte, interessante Bekanntschaft entführte, vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Sie hatten keine Ahnung davon, welches Spiel man mit ihnen trieb, in welche Netze man sie fangen wollte.

Die beiden liederlichen Dirnen, welche schon oft eine Zierde der Stadtvoigtei waren, welchen das Laster eine Tugend war, welche aller Weiblichkeit entblößt, auf der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft standen, hatten durch ihr durchdachtes

Spiel die beiden Fremden über alle Erwartung über ihren wahren Charakter getäuscht.

Diese glaubten, in den beiden Mädchen ein paar unschuldige, liebliche Kinder, unbekannt mit dem Treiben der Welt, zu erblicken, während sie vollendeten Verbrecherinnen gegenüberstanden.

Hätten sie gewußt, wie verhängnißvoll diese Begegnung für ihr ferneres Leben sein werde, hätte sie eine Ahnung davon gehabt, wie unendlich viel Trübsal und Kummer sie durch diese Bekanntschaft über sich und ihre Lieben heraufbeschwören würden, wahrlich, sie hätten jetzt nicht so wehmüthig den ihnen eben Entführten nachgeschaut.

Aber wie gesagt, die Täuschung war vollkommen gelungen, die beiden weiblichen Bauernfänger hatten ihren männlichen Collegen tüchtig in die Hände gearbeitet.

Diese Letzteren hatten ihre Rollen nicht weniger gut gespielt und gerade durch ihr zurückhaltendes Wesen den beiden Fremden um so mehr imponirt, so daß diese in ihnen wirkliche Edelleute zu erkennen glaubten und nach der Ehre einer Bekanntschaft mit ihnen geizten.

Dies war es, was man bezweckt hatte.

Zwar hatte man ihnen nicht einmal gesagt, wo man dinire, der falsche Baron von Lichtenberg hatte sogar seine angefangene Antwort auf Zarnekows Frage hierüber absichtlich abgebrochen, doch hatte man bereits dafür gesorgt, daß ihnen ihre Opfer nicht entgehen sollten.

Auf welche Art werden wir später erfahren. —

Noch lange standen die beiden Freunde auf derselben Stelle und schauten träumend den ihren Blicken bald entschwindenden Wagen nach.

Herr von Zarnekow, auf welchem die üppige Gestalt und das ganze Wesen Elisabeths einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, erwachte, lebhafter Natur wie er war, zuerst aus seinen Träumereien.

Unsanft faßte er seinen Freund an den Arm, diesen seinen Träumereien gewaltsam entreißend:

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Harden, was nützt

uns unser Grübeln; dadurch finden wir unsere uns nur zu bald verschwundenen Fee'n doch nicht wieder. Kommen Sie schnell nach Hause, wir werfen uns schnell in Gesellschaftstoilette, durchsuchen sämmtliche Hôtels in Berlin und ich wette, daß es uns doch noch gelingt, den Aufenthalt der beiden lieblichen Mädchen zu entdecken.

Seufzend fügte sich Herr von Harden dem Vorschlage seines Freundes.

Er, schüchterner und zurückhaltender als sein Freund, glaubte nicht so schnell an eine Auffindung der spurlos Verschwundenen und, obwohl Alma auf ihn einen größen Eindruck gemacht hatte, konnte er sich doch nicht so schnell für einen Gegenstand begeistern, wie sein Freund Zarnekow.

Dennoch folgte er willig, als dieser den Arm unter den seinen schob und mit ihm den Weg nach der Schloßbrücke zu einschlug.

Die beiden Freunde, nur einzig und allein von dem Gedanken ihrer Phantasie eingenommen, hatten nicht bemerkt, wie ein Mann in anständiger Kleidung sie in einiger Entfernung beobachtet hatte. Er schien sogar das ziemlich laute Zwiegespräch derselben gehört zu haben, denn ein höhnisches Lächeln zeigte sich bei den enthusiastischen Gefühlsausbrüchen Zarnekow's auf seinem Gesicht.

Jetzt folgte er den Beiden in geringer Entfernung.

Im eifrigsten Gespräch über den verlebten Vormittag ihren Weg fortsetzend, hatten die beiden Freunde die Schloßbrücke überschritten und befanden sich bald vor dem Opernhause.

Herr von Zarnekow, welcher zufällig den Blick auf die Eingangsthür richtete und dabei des ausgehängten Theaterzettels für heut Abend ansichtig wurde, schlug sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Gefunden!" rief er fast jubelnd. „Daß ich das auch vergessen konnte. Freute sich doch die schöne Elisabeth von Mersan wie ein Kind auf die heutige Opernvorstellung, welche sie mit der Cousine und den Onkeln besuchen wollte."

Erstaunt blickte Herr von Harden seinen Freund an, als dieser ihn ohne Weiteres in das Portal des Opernhauses zog.

Der fremde Mann, welcher ihnen vorhin schon gefolgt war, betrat mit ihnen zu gleicher Zeit den Kassenflur des Theaters.

Hier war heute ein buntes Treiben.

Am Abend wurde auf höchsten Befehl eine große Oper gegeben und die ersten Kräfte traten mitwirkend darin auf.

Alles drängte daher, zu dieser Vorstellung ein Billet zu erhaschen, was bei dem ungeheuren Andrang, welcher heute schon hier stattgefunden, in der That oft zweifelhaft war.

Schon in der vergangenen Nacht, gleich nach Schluß der Vorstellung vom vorigen Abend, hatten sich Leute aller Stände eingefunden, welche sich im Auftrage von Billethändlern hier postirten, um am andern Morgen bei Eröffnung der Kasse womöglich gute Plätze zu erhaschen, welche alsdann am Abend von diesen zu enormen Preisen verkauft werden sollten.

Obwohl von den Behörden alles Mögliche gethan wird, diesem Unwesen zu steuern, welches den Theaterbesuchern ein Vergnügen, das im Interesse der Kunst und der allgemeinen Bildung gepflegt wird, unnütz vertheuert, ja die ärmere Bevölkerung gänzlich davon ausschließt, so ist es bisher doch nicht möglich gewesen, den Handel mit Theaterbilleten auf den Straßen gänzlich auszurotten.

Mit einer unglaublichen Frechheit halten die Billethändler jeden Einzelnen, in welchem sie einen Besucher des Theaters vermuthen, auf und preisen ihm zu enormen Preisen ihre Billets an.

An solchen Tagen nun gar, wie der heutige, war das Geschäft der Theaterbillethändler ein blühendes.

Als Herr v. Zarnekow mit Herrn v. Harden den Kassenflur betrat, drängte sich Ersterer durch die dicht gedrängten Menschen, um so bald als möglich die Kasse zu erreichen.

Der fremde Mann, welcher ihnen hierher gefolgt war, gab sich augenscheinlich Mühe, in seiner Nähe zu bleiben.

Nach vielen Anstrengungen hatte Herr v. Zarnekow endlich die Kasse erreicht und forderte sich hier zwei Billets zur Fremdenloge.

Nachdem er dieselben erhalten, verließ er mit seinem Freunde das Gebäude und zeigte diesem triumphirend die beiden Billets.

„Jetzt wird es uns nicht schwer werden, sie zu finden!“ rief er.

Dann eilten sie Beide Arm in Arm den Linden zu.

Der fremde Mann hatte mit Herrn v. Zarnekow die Kasse zu gleicher Zeit erreicht und ließ sich vier Billets zu derselben Loge aushändigen, zu welcher Herr v. Zarnekow Billets genommen hatte.

Dann verließ auch er das Theater. — —

Mit dem frohen Bewußtsein, in den nach schwerem Kampfe errungenen Billets zur Opernvorstellung, einen Anknüpfungspunkt zur näheren Bekanntschaft mit ihren Damen zu besitzen, eilten v. Zarnekow und v. Harden ihrem in der Friedrichsstraße belegenem Hôtel zu.

Noch lange bildeten die Reize, die Jeder von ihnen an seiner Dame entdeckt hatte, die einzige Unterhaltung und unsanft wurden die Billethändler, welche sie noch bis zur Friedrichsstraße verfolgten und oft in der angenehmen Unterhaltung unterbrachen, von ihnen abgewiesen.

Der Fremde, welcher beiden Edelleuten bis zum Hôtel gefolgt war, wandte sich jetzt der nächsten Querstraße zu, in welche er lächelnd einbog.

Er hatte seine Pflicht erfüllt. Er wußte, falls diese Goldfische durch irgend einen Zufall verhindert, die heutige Oper nicht besuchten, wo sie zu finden waren.

„Was du thust, thue auch ganz!“ Dieses Sprichwort ist auch dem Berliner Bauernfänger bekannt und kommt durch ihn, wenn auch in schlechter Nutzanwendung, zu Ehren.

„Freund!“ rief v. Zarnekow, als er mit seinem Begleiter das gemeinschaftlich von ihnen bewohnte Zimmer des Hôtels betreten hatte. „Famose Idee, die heutige Oper zu besuchen! Dort müssen wir sie wiederfinden! — Offen gesagt, lieber Harden, wenn ich noch jung wäre, würde ich im Stande sein, der reizenden Blondine halber eine Thorheit zu begehen.“

„Und dennoch, ohne widersprechen zu wollen,“ erwiderte Harden, ist diese Blondine nicht nach meinem Goût; die andere Dame hat für mich weit mehr Fesselndes. Doch darüber läßt sich nicht streiten. Jedenfalls ist das eine Geschmackssache

und hier um so gleichgültiger, als wir es mit Damen von Stande zu thun haben, also an eine Annäherung in Betreff des plaisir d'amour nicht zu denken ist.“

„Parole d'honneur!“ rief Zarnekow, indem er wohlgefällig seine gut konservirte, wenn auch etwas korpulente Gestalt im Spiegel liebäugelte. „Parole d'honneur! Ich habe schon in meinem Leben ganz andere Eroberungen gemacht! Man muß nur keck und furchtlos sein, dann gelingt Einem Alles.“

„Und man wird bei der ersten besten Gelegenheit glänzend compromittirt,“ fiel Harden, der Mann der Erwägung, ein.

„Ja, wer wie Sie, lieber Zarnekow,“ fuhr er fort, „nur eine Frau zu Hause hat, der mag wohl vor dergleichen nicht zurückschrecken; aber ich,“ — und hier schien er wirklich besorgt — „ich habe eine Gouvernante für meine Kinder, eine Erzieherin! Die Person ist die verkörperte Eifersucht, sie würde mir die Augen auskratzen, wenn sie dergleichen erführe.“

So währte die Unterhaltung der beiden Landedlen noch lange fort und wir könnten noch Vieles aus ihren Gesprächen mittheilen, wenn wir indiskret sein wollten. Beide waren eifrig bemüht, für den heutigen Abend die glänzendste Toilette zu machen und das kleine Zimmer bot bald ein Chaos von Wäsche, Kleidungsstücken, Toilettenseifen und allen möglichen, duftenden Flacons dar.

Wir sagten das kleine Zimmer.

Der pommersche Landedelmann liebt die kleinen Zimmer; denn, erstens sind dieselben traulicher, und zweitens kosten sie nicht viel.

Der pommersche Edelmann spart gern und hält, namentlich in Berlin, jeden Groschen zu Rathe. Mit ängstlicher Scheu trägt er sein Baarvermögen womöglich stets bei sich, um es vor Dieben zu sichern und gerade dadurch spielt er dasselbe meistens, wenn auch nicht Dieben, so doch einer für ihn weit gefährlicheren Gesellschaft in die Hände — — den Bauernfängern!

Zu diesen vorsichtigen, pommerschen Landedelleuten gehörten auch unsere Bekannte.

Beide hatten in Berlin Geschäfte abzuwickeln und waren deshalb gemeinschaftlich aus der Gegend von Stolpe nach der

Residenz gekommen, mit dem festen Vorsatz, ihren Angehörigen ein Schnippchen zu schlagen und als wahre Freunde, vereint die Leiden und Freuden des großstädtischen Lebens zu genießen.

Ihr unschuldiges Vornehmen sollte ihnen theuer zu stehen kommen; denn schon waren sie von einer Gesellschaft umgarnt, der zu entrinnen nicht mehr möglich war, um so weniger, da sie dieselbe einer ganz anderen Klasse zuzählten, als wohin sie gehörten.

Wahrlich, wer den beiden Männern gesagt hätte, daß die beiden Barone Lichtenberg und ihre beiden liebreizenden Nichten, Elisabeth und Alma, Bauernfänger in der wahren Bedeutung dieses Schreckenswortes seien, sie hätten diesen elenden Verläumdern ihre Karte vor die Füße geworfen.

Doch lassen wir unsere Freunde jetzt auf kurze Zeit allein; bald werden wir uns mehr mit ihnen beschäftigen. Eilen wir ihnen vielmehr voran, nach dem Opernhause, denn es lohnt sich wohl, einen Blick in die glänzenden Räume dieses Theaters ersten Ranges zu werfen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

In der Oper.

Der Abend war angebrochen. Es war etwa um die siebente Stunde und ein ungewohntes Treiben herrschte auf dem Platze vor dem Opernhause.

Eine große Menge Neugieriger hatte sich vor dem Portal des Opernhauses versammelt, denn der Hof sollte heute Abend hier erscheinen und mag der Berliner nun Demokrat, Liberaler oder Conservativer sein, in Bezug auf glänzende Equipagen und Gala-Uniformen, hat er sich noch immer seine urgroßväterliche Pietät bewahrt.

Mit hohem Selbstbewußtsein grüßt und betrachtet er ehrerbietig einen Herrn mit ordenbedeckter Brust, nicht ahnend, daß oft unter diesen glitzernden Steinen und Steinchen der schwerste Stein, der drückendste, der eines bösen Gewissens, ruht und den Schimmer seines zur Schau getragenen Kameraden verdunkelt.

Wir sagen oft und wohl nicht mit Unrecht! Befindet sich doch, während wir diese Zeilen schreiben, ein Mann, der einer der ehrenwerthesten Adelsfamilien angehört, des scheußlichsten, naturwidrigsten Verbrechens halber in Haft, um durch die auf ihm lastende Anklage den stolzen Namen seiner Familie zu beflecken. Wir meinen von Zastrow! — — —

Doch wir werden später auf ihn und seine Verbrechen zurückkommen.

Der Hofstaat wollte heut die Oper besuchen. — Deshalb das rege Treiben auf dem Opernplatz, deshalb die dichtgedrängte Menge an den Portalen; deshalb endlich die berittenen und die zu Fuß patroullirenden Schutzleute. Jene das Fuhrwerk in Ordnung haltend, diese die Neugierigen bewachend und zugleich mit geübtem Blick umherspähend, um ein auf die Taschen der harmlosen Zuschauer abgesehenes Attentat zu verhindern.

Die Berliner Polizei ist klug und vorsichtig. — Die Berliner Gauner sind es ebenfalls!

Von allen Seiten trugen glänzende Equipagen dem Opernhause seine noch glänzenderen Besucher zu. Ein Wagen drängte den andern und nur mit Lebensgefahr war der ziemlich breite Opernplatz für Fußgänger zu passiren. Die berittenen Schutzleute hatten wirklich ihre Noth. Noch mehr aber die Kutscher, von denen Mancher heut einen Thaler einbüßen mußte, welchen er zu einem ganz anderen Zweck aufbewahrt hatte, als ihn der Polizei-Hauptkasse zu überweisen.

Endlich sollte die Neugier der Menge befriedigt werden. In rasender Eile flogen eine große Anzahl Galawagen, von den Linden kommend, dem Opernhause zu. Der erste der Wagen hielt. Der reich galonirte Leibjäger öffnete den Schlag und der König, von einem Hoch begrüßt, verließ, seine hohe Gemahlin am Arm, denselben. Ihm folgten Wagen an Wagen, die Prinzen des königlichen Hauses, die Prinzen und Fürsten,

Großherzöge, Herzöge und Landgrafen anderer hoher Häuser und Häuschen, denen sich nun die Vertreter der Ministerien und die der in Berlin accreditirten Gesandschaften anschlossen.

Bei einer ordentlichen Hof-Opernvorstellung darf Niemand fehlen, der zum Hof gehört.

Der Opernsaal schien aber auch zu wissen, welche Gesellschaft er heute aufnehmen sollte. Tausende von Flammen verbreiteten ein Licht, das einen seltenen Besucher dieser Räume blenden mußte.

Auch das Auditorium war heute ein gewähltes und selten nur erblickte man eine Kleidung, auf die nicht die äußerste Sorgfalt angewendet worden war. Einer Versammlung von Würdenträgern gleich, saßen die glücklichen Inhaber der Parquets, in ihren Fracks, den weißen Binden und Handschuhen von tadellosem Glacé, an der Seite ihrer Damen, welche wiederum eine die andere an Pracht der Toilette zu überbieten suchten.

Die glänzendsten, kostbarsten Stoffe schmiegten sich um die schlanken, mitunter auch weiten Taillen ihrer Besitzerinnen und ein schlichtes, seidenes Kleid, welches einer einfachen Bürgersfrau ein Heiligthum ist, wäre hier als unwürdig, sicher verhöhnt worden.

Gottlob! Kein schlichtes Kleid war so verwegen, sich hier blicken zu lassen!

Den ersten Rang hatte das Offizier- und Diplomatencorps eingenommen und bot mit seinen Damen einen wahrhaft feeenhaften Anblick. Die Reihen der schimmernden, prächtigen Uniformen mußten einen Jeden entzücken, selbst wenn er nicht zum ersten Mal in den Hallen der Kunst, aber auch der Pracht und des Reichthums weilte.

Doch nein! Nicht der ganze Raum der ersten Balcons war für den Hof reservirt worden. Einige Logen waren der Kasse zur Disposition gestellt. Doch auch diese hatten sich bald gefüllt und das Haus war jetzt bis zur Gallerie dicht besetzt — bis auf eine Loge.

Doch lange sollte auch diese nicht mehr leer bleiben. Kurz nach Beginn der Ouvertüre traten zwei Herren in glänzender

Toilette in dieselbe ein. Es waren unsere Bekannten, von Zarnekow und von Harden.

Sie hatten sich verspätet; sie mußten sich verspäten; denn sie hatten ja auch viel und sehr Nöthiges zu besorgen. Nicht mehr allzu jung, suchten Beide, einander sich unterstützend, ihrem Aussehen jenen jugendlichen Anstrich zu geben, den eben Toilettenkünste einem Vierziger geben können und welcher einen Mann in gesetzten Jahren eher entstellt, als verschönt.

Doch, sie wollten ja erobern; also man konnte es ihnen nicht verdenken, daß sie bei Mangel an scharfer Munition, zu Platz-Patronen ihre Zuflucht nahmen.

Ein „Ah!“ entschlüpfte ihren Lippen, als sie die Loge betreten hatten, unwillkürlich. Viel hatten sie sich von Berlin vorgestellt, viel schon gesehen, aber was sie hier erblickten, übertraf doch alle ihre Erwartungen.

„Harden!“ rief Zarnekow halblaut, den glänzenden Raum musternd. „Auf Ehre! Ganz so schön ist unser Theater in Stolpe denn doch nicht!“

„Wahrlich, auch ich gestehe,“ entgegnete Harden, von der Pracht geblendet, „daß das Alles bei Weitem übertrifft, was ich mir vorgestellt habe!“ —

Die Ouvertüre war beendet. Der Vorhang hob sich rauschend und bald sollte die Erwartung des Hauses befriedigt, glänzend befriedigt werden.

Es war Meyerbeer's Afrikanerin, welche unter Mitwirkung der bedeutendsten Kräfte zur Aufführung gelangte. Hier entwickelte sich ein wahrer Wettstreit des Gesanges, der reinsten, schönsten Töne, die das Ohr bezaubern können. Jede neue Parthie, von dem vorzüglich executirten und dirigirten Orchester begleitet, ließ den Hörer für den Moment den Erfolg der vorhergehenden vergessen und nur ein Künstler, ein Kunstkenner war im Stande, in der Reinheit der Töne einen Unterschied zu finden. Dem Laien waren diese Klänge Himmelstöne. Er wagte sein ungereiftes Urtheil über ein solch edles Werk nicht abzugeben.

Donnernder Applaus empfing und begleitete die meisten Künstler beim Auftreten und Abgang. Donnernder Applaus

lohnte die vorzüglichen Leistungen der trefflichen Orchester-Mitglieder.

Es war Meyerbeer's Afrikanerin, das Opus eines Künstlers, den Berlin sein eigen nennt und dessen Schöpfungen den Meister noch lange überleben werden.

Der erste Act war beendet; der Vorhang unter einem wahren Enthusiasmus, von Seiten des Auditoriums, gefallen; welches sich jetzt, nach der Aufregung, auf wenige Minuten der Erholung hingab.

Freilich, die Erholung ist selbst im Opernhause verschiedenartig, sogar bei einer Galavorstellung!

Während der Monarch in einer Pause einzelne Würdenträger in seiner Loge empfing und dafür von den gegenüber befindlichen Plätzen mit neugieriger Ehrfurcht bis auf die kleinste Handbewegung beobachtet wurde, ließen es sich die Herren angelegen sein, ihren Damen von dem zum Verkauf auf zierlichen Aufsätzen herumgereichten Backwerk und Confect zu präsentiren.

Ein armer, aber talentvoller Artillerie-Lieutnant, der zur Vorstellung befohlen war und der, wohl wissend, daß seine Carriere seinen nicht gerade bemittelten Eltern die größten Opfer auferlegte, ökonomisch lebte, verzehrte an Stelle des Confectes, wenn auch verstohlen, eine Buttersemmel und hielt, um durch solch unbefugtes Backwerk gegen das Ceremoniell nicht zu verstoßen, während des Käuens sein weißes Taschentuch abwechselnd, bald vor die rechte, bald vor die linke Backe, um, Zahnschmerz vorschützend, seine Armuth zu verbergen. Armuth kann auch unter Umständen ehrlos machen; auch selbst dann, wenn man Talent hat und Offizier ist.

Ja, auf der Gallerie, deren Besitzer allerdings vom übrigen Zuschauerraum nicht gesehen werden können und welche, als wollte sie sich dafür rächen, denselben auch von der Vorstellung Nichts sehen läßt, beging ein Student der Rechte sogar das Unrecht, ein Stückchen Schwarzbrot und Wurst zu sich zu nehmen. Jedoch für einen Studenten ist das nichts Ehrenrühriges, besonders wenn er sich alle Opfer auferlegt, um neben den schweren Studien auch der bildenden und schönen Kunst seinen Tribut zu zahlen.

So war das gesammte Auditorium, ein jeder in seiner Art, beschäftigt, als sich die Aufmerksamkeit vieler hoher Herrschaften auf eine Loge lenkte. Die Herren bewaffneten — als gelte es einen Angriff auf Leben und Tod — ihre Augen mit dem Operngucker. Ja, selbst die Damen konnten es nicht unterlassen, ihre Blicke auf jene Loge zu richten, welche die Aufmerksamkeit der gesammten Herrenwelt auf sich zog.

Während die Herren hin und wieder einen halbunterdrückten Ausruf der Bewunderung hören ließen, hatten dagegen die Damen Nichts weiter, als ein gleichgültiges Achselzucken oder vornehmes Nasenrümpfen für die Gegenstände der Bewunderung in der Loge. — Damen haben für gewisse Gegenstände permanent ein Achselzucken!

Es war die Loge, in welcher unsere alten Bekannten von Zarnekow und Harden Platz genommen hatten, welche in diesem Moment die Augen, Hände, Lorgnons und Operngucker von fast einem halben Tausend Menschen in Bewegung setzte, so daß unsere Edelleute verlegen waren und sich im ersten Augenblicke gegenseitig betrachteten, in der Meinung, daß sie die Veranlassung dieses Verstoßes — denn nur ein solcher konnte nach ihrer Ansicht diesen Tumult verursachen — seien und so ganz übersahen, wem die Aufmerksamkeit der glänzenden Versammlung galt.

Doch nur einen Augenblick währte ihr Irrthum. Ein Blick nach der geöffneten Logenthür belehrte sie eines Andern. Mit einer graziösen Verbeugung — ein pommerscher Edelmann kann auch graziös sein — hatten sich Beide fast zu gleicher Zeit erhoben und mit einer zweiten noch graziöseren Verbeugung hatte Herr von Zarnekow seinen und seines Freundes Plätze, welche beide vorn an der Brüstung waren, den Eintretenden zur Verfügung gestellt, eine Artigkeit, welche von den beiden Damen, die in Begleitung zweier Herren in der Loge erschienen, mit einem anmuthigen, wenn auch vornehmen Kopfnicken belohnt wurde.

Der Baron von Ligny und der „Banquier," oder vielmehr die sauberen Brüder von Lichtenberg, wie wir sie jetzt nennen, waren in Begleitung der „blonden Elisabeth" und

Alma's in die Loge getreten. Elisabeth und Alma waren es, welche die glänzende Versammlung durch ihre Erscheinung in Aufregung versetzten.

Sonderbar! Die feinste, die höchste Elite der Gesellschaft brachte diesen Dirnen ihre Huldigung dar, wenn dieselbe auch, wie es von Seiten der Elite öfter geschehen soll, nur in Anschauen und in Achselzucken bestand. Es war immer eine Huldigung. Der freundliche Leser erstaunt. Aber wir befinden uns in Berlin und das bunte Treiben der Residenz würfelt dessen Bewohner oft bunt genug durcheinander. Hier verschwindet der Kastengeist des Provinzialismus und nur eine Kaste hat hier die Oberhand — die Geldkaste. Gleichviel, wie das Geld erworben, Alles huldigt dem Besitzenden und giebt sich nicht die Mühe, nachzudenken, wie derselbe zum Besitz gelangt ist. Wie die Israeliten das goldene Kalb, so umtanzt in Berlin noch hente Alles den Geldmann und vor dem reichen Wucherer zieht man tiefer den Hut, als vor dem talentvollen Handwerker und Künstler, der durch Thorheit, Leidenschaft oder auch — nur zu häufig — durch Unglück dem Ersteren in die Krallen fiel.

Wer sollte auch in dem großen Berlin die Erwerbsquelle des Nächsten kennen? — Doch kehren wir zu unseren Bekannten zurück.

Elisabeth und Alma hatten Alles aufgeboten, um durch ihre Erscheinung zu erobern, zu fesseln, sie wußten wen sie in ihren eben gewonnenen Anbetern vor sich hatten. Sie wußten, daß sie hier Etwas wagen dürften, wagen mußten, wenn sie nicht Alles verlieren wollten. Sie wollten blenden! Sie hatten ihren Zweck erreicht — sie blendeten!

In egaler Kleidung, wie man es bei Schwestern so oft und gern sieht, weil die äußerlich zur Schau getragene Uebereinstimmung, ja auch auf die gleiche Gesinnung des Herzens schließen läßt, erschienen Beide in schweren, moiréeseidenen Kleidern, reich mit kostbar gestickten Volants besetzt. Cashmir-Shwals von blendender Weiße fielen leicht über den schweren Stoff ihrer Kleider und enthüllten von Zeit zu Zeit verrätherisch und anmuthig ihren, von einem Brillantschmuck umstrahlten, blendend weißen Nacken. Auch ihr Haar zierten Brillanten. Zieht man

nun ihre ohnedies ungewöhnliche Schönheit in Betracht, so ist es wohl gerechtfertigt, daß die Theaterbesucher, die ja doch einmal darauf angewiesen sind, sich die Pausen zu verkürzen, mit einem gewissen Behagen — welches freilich auch mitunter in Arroganz ausartete — ihre anmuthige Erscheinung begrüßten; um so mehr, da das so sehr verspätete Erscheinen bei einer Vorstellung wie die heutige, auf alle Fälle die Aufmerksamkeit erregen mußte.

Elisabeth und Alma waren nicht umsonst so spät gekommen. Es war vielmehr eine vollkommen richtige Berechnung, die sie veranlaßte, ihre Verehrer erst schmachten zu lassen, um dieselben dann, nachdem sie schon alle Hoffnuug aufgegeben, durch ihr plötzliches Erscheinen zu überraschen.

Sie waren nicht umsonst Damen der Halle! Sie hatten nicht umsonst die verschiedenen Klassen weiblicher Verworfenheit durchlaufen. Sie waren vielmehr aufmerksame Schülerinnen — sie hatten gelernt — viel gelernt! Wer will es ihnen verdenken, wenn sie nun die Zinsen ihrer Lehrzeit, mitsammt dem goldenen Kapital, welches in nichts Geringerem, als der weiblichen Tugend, Ehre und Schamhaftigkeit bestand — ersetzt verlangten? Wenn sie möglichst hohe Preise dafür erzielen wollten? Und welcher Preis ist denn zu hoch für die Tugend, für ein unschuldiges Mädchenherz? Sie sind unbezahlbar!!! — — —

Elisabeth und Anna wußten das; sie wußten aber auch, daß sie das Kapital schnell einfordern müssen, bevor die Natur ihnen diese Rechte versagt. Denn nur ihre Schönheit, ihre blühende Schönheit berechtigt sie, den Tribut zu fordern. Und nicht lange werden sie schön bleiben, denn bald schwinden ihre rosigen Wangen, bald tritt der zarte, durchsichtige Teint derselben bedächtigen Falten den Platz ab. Sie haben durch ihren Lebenswandel neben der geistigen, auch die körperliche Anmuth verloren — sie werden nicht mehr beachtet — sie sincken in's Reich der Vergessenheit — sie sind nicht mehr!

Zarnekow und Harden hatten die hinteren Plätze der Loge eingenommen und blickten, selig vor Wonne, auf die vor ihnen sitzenden Schönen. Elisabeth und Alma waren aber auch zwei seltene Erscheinungen, weil der Contrast, welcher in ihrem Wesen

und auf ihren Gesichtern lag, nur dazu beitrug, ihren Anblick um so mehr zu heben.

Elisabeth Heiling war eine jener Blondinen, welche durch ihren üppigen und ebenmäßigen Wuchs, durch die großen blauen, schwärmerischen Augen, durch die von zierlichen Flechten eingerahmten, vom zartesten Inkarnat gerötheten Wangen, einer jener weiblichen Gestalten glich, wie sie die niederländische Schule uns so treu aufbewahrt hat, in deren seelenvolles Auge man nicht schauen konnte, ohne eine Empfindung wach zu rufen, welche sich zwischen Ehrfurcht und Liebe theilt. Kurz, sie bot den Anblick einer jener weiblichen Gestalten, welche man so gern erwerben, sein nennen möchte und vor deren Anblick man dennoch das Auge senkt.

Elisabeth war eine Gefallene, aber sie hatte sich längst die Kunst angeeignet, das zu heucheln, was das Heiligste, das Erhabenste der weiblichen Tugenden bildet und was sie nicht mehr besaß — die Unschuld!

An ihrer Seite bot Alma, die zierliche Brünette, deren schwärmerischer glänzender Blick aus den dunklen Augen nur zu begehren, zu fordern schien, auf deren brünetten Wangen sich das zarte Roth himmlisch zeichnete, einen so hinreißenderen Anblick dar, je mehr man genöthigt war, beide Schönheiten zu vergleichen.

Zarnekow und Harden frugen sich wohl in dieser Stunde nicht mit Unrecht, wie können zwei Schwestern so schön — so verschieden — so himmlisch schön sein?

Elisabeth hatte mit ängstlicher Sorgfalt und nicht ohne jene reizende Koquetterie, die uns das Weib stets so anmuthig erscheinen läßt, den kostbaren Shawl zusammengezogen, um, wie mit mädchenhafter Scheu, den Anblick ihres schön geformten Nackens zu verbergen. Doch, sei es Zufall oder Absicht, der Shawl wollte sich ihrem Beginnen nicht fügen und so mußte sie denn oft dieses Manöver wiederholen, wobei ihr Zarnekow fast unwillkürlich mit der ganzen Galanterie eines hinterpommerschen Edelmannes behilflich war.

Alma, die schöne brünette Alma, hatte sich wie erhitzt etwas zurückgelehnt und ließ, indem sie mit ihrem Opernglase die

Logen umher musterte, ein paar Arme sehen, die selbst dem simpelsten Landjunker einen Ausruf von Bewunderung entlockt hätten.

Harden hatte bei diesem Anblick seine Heimath, seine Kinder, ja selbst seine eifersüchtige Gouvernante vergessen. Er war ja eben auch nur ein Mensch und solch eine verführerische Schönheit war wohl noch nie in seiner unmittelbaren Nähe erschienen.

Fast berenete er, Zarnekow hierher begleitet zu haben.

Harden war ein Mensch von Grundsätzen. Ein Mensch von Grundsätzen weiß aber jeden Grundsatz durch einen andern zu widerlegen, bis er zuletzt das als richtig anerkennt, was ihm zuerst verwerflich schien. Seine Grundsätze haben ihn eines Besseren belehrt!

Elisabeth und Alma hatten aber auch ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Sie wußten, wie sie mit ihren Anbetern daran waren, das hatte ihnen die kurze Begegnung am Museum gezeigt.

Elisabeth durfte ruhig abwarten; sie wußte, das Zarnekow von selbst „anbeißen“ würde.

Alma hingegen mußte alle jene kleinen Mittel und Mittelchen anwenden, wenn sie Harden in ihr Netz ziehen wollte — und das wollte sie!

Mittlerweile war der Vorhang wieder gefallen. Es war wieder eine Pause.

Elisabeth und Alma sahen sich einen Moment bedeutungsvoll an. Sie wußten, daß jetzt ein Angriff — ein entschiedener Angriff — geschehen müsse, wenn überhaupt die beiden Fremden noch heut in ihr Netz fallen sollten und das mußten diese. Wer konnte wissen, ob sie nicht vielleicht schon am andern Morgen Berlin verließen? Und dann wäre alle Kunst, alle Koquetterie, ja selbst die theueren Billets nutzlos verschwendet.

Nur ein Blick war es! Aber die Würdigen hatten sich verstanden und im nächsten Augenblick fiel ein glänzender Gegenstand mit Geräusch zu Hardens Füßen nieder, während Alma sich mit freundlich bittendem Blick zu Ligny wandte und mit anmuthiger Geberde das Wort „Onkel“ flüsterte.

Harden hatte bereits den Gegenstand aufgehoben. Es war ein kostbares, in Brillanten gefaßtes Armband. Einen Moment nur hatte er es betrachtet, dann erhob er sich.

„Meine Gnädige!“ sprach er, mit einer tiefen Verbeugung zu Alma tretend, „ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst erweisen zu können.“

Mit diesen Worten wollte er Alma das Armband überreichen.

„Nicht doch!“ rief Ligny, indem er jenes Wohlwollen heuchelte, welches namentlich den wirklichen Aristokraten von Geist so ungemein edel erscheinen läßt.

„Nicht doch,“ fuhr er mit einer freundlichen Verbeugung zu Harden gewendet fort, „der Herr Baron werden meiner kleinen Nichte das Armband selbst umlegen. Es ist nicht mehr als billig, daß man den Ritter für seine Dienste belohnt.“

„Es hilft Dir nichts, kleiner Eigensinn,“ wendete er sich darauf zu Alma, — welche sich mit gut geheuchelter Unschuld gegen dieses Ansinnen zu sträuben schien — „es hilft Dir nichts. Dieses Mal darfst Du Dich nicht den Pflichten eines echten Ritterfräuleins entziehen.“

Harden hatte währenddem mit einer Gewandtheit, die man ihm kaum zugetraut hätte, den Schmuck um Alma's üppigen, schön geformten Arm gelegt und von jenem Parfüm berauscht, das man stets im Boudoir einer Schönen findet, mehr aber noch durch Alma's Anmuth hingerissen, welche, wie durch Zufall, ihr reizendes Köpfchen an seine Schulter gelehnt hatte, ergriff er jetzt ihre zierliche Hand und hauchte einen glühenden Kuß auf dieselbe.

„Ei, ei, mein lieber Baron!“ rief Ligny, Harden freundlich drohend. „Ich will doch nicht erwarten, daß die Augen meiner kleinen Nichte einem so ehrenwerthen Herren gefährlich werden?“

„Zu gütig, Herr Baron!“ erwiederte Harden, noch immer Alma's Hand in der seinen haltend. „Ich kann Ihnen aber das Compliment machen, daß ich eine größere Anmuth, als bei Ihrem Fräulein Nichte, wohl nie gesehen habe.“

„Wahrlich!“ fügte er hinzu, „ich könnte Sie beneiden!“

Während dem hatte auch Zarnekow, minder besorgt und durch Hardens glücklichen Erfolg angespornt, ein Gespräch mit Elisabeth angeknüpft, und als sich der Vorhang zum letzten Male hob, sah unsere Opernloge nur noch sechs Personen, von denen man annehmen mußte, daß sie sich seit Jahren kennen, nicht aber, daß sie sich erst an demselben Tage ein Mal im Museum gesehen hatten.

Was fragten Zarnekow und Harden nach aller Pracht, nach der Fülle der Töne, in welcher sie schwelgen konnten. Sie schwelgten im Anblick ihrer Schönen, in der Fülle ihres üppigen, goldigblonden und glänzend schwarzen Haares. Bald hatten die sechs Personen in der Loge eine lebhafte Conversation eröffnet, so lebhaft, als sie eben in einer Loge des Opernhauses gepflogen werden kann, ohne daß dabei die nöthige Ruhe gestört wird.

„Sie sind also auch aus der Provinz?" rief Ligny, den wir den älteren Lichtenberg nennen wollen, zu Harden gewendet. „Und wo liegen Ihre Güter?"

„O, in einer gesegneten Gegend," erwiederte Harden mit sichtlicher Aufrichtigkeit, „in Hinterpommern, dicht an Kassuben, Stolpe, Lauenburg, Neustadt."

„Wir haben dort," fuhr er selbstgefällig fort, „die schönsten Wiesen, die üppigsten Felder, das beste Vieh, vorzügliche Weide und den ältesten Adel!"

„Sehr wohl!" unterbrach ihn der ältere Lichtenberg. „Sehr wohl, cher Baron! Der Adel Hinterpommerns ist weit und breit berühmt. Ist es doch mit der älteste Adel unseres Staates und hat, selbst in den Theilen, die einst zu Schweden gehörten, seine ganze Treue unserm erlauchten Herrscherhause zugewandt."

„Das will ich meinen!" rief Harden so laut, daß in der Nebenloge ein abweisendes Zischen hörbar wurde. „Das will ich meinen! In der Linie meines Hauses wüßte ich nicht einen meiner Vorfahren, der nicht mindestens Lieutenant gewesen. Ich freilich machte davon eine Ausnahme; das aber lag weniger an mich, als an ein Vorurtheil meiner Mutter!"

„Mein älterer Bruder hatte nämlich im Dienst eine colossale

Menge Geld verschwendet, so daß es die Eltern nicht mehr gut machen konnten. Als sie ihm nun die Zahlung bedeutender Wechsel verweigerten, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Es war das allerdings eine Thorheit. Doch meine Mutter schwur damals, daß keiner ihrer Söhne mehr dienen solle. So mußte ich also zu Hause, auf den Feldern, unter den Inspektoren und Wirthschaftsmamsells, meine Jugend, meine Kraft verkümmern, welche ich so gern dem Vaterlande geweiht hätte."

„Und das Vaterland," unterbrach ihn der ältere Lichtenberg, „hat sicherlich eine bedeutende Kraft in Ihnen verloren. Was soll," fuhr er wie aus Ueberzeugung fort, „aus unserem großen Vaterlande werden, wenn solche bedeutende Männer ihm entzogen werden?"

Mit stiller Genugthuung hatte Harden diesen Ausspruch mit angehört. „Sehr charmirt!" sagte er dann, indem er Lichtenberg auf die Schulter klopfte. „Und glauben Sie denn nicht," fügte er hinzu, „daß, abgesehen von meiner schwachen Kraft, welche dem Heere entzogen wurde, ich nicht selbst viel, sehr viel darunter gelitten habe? Bedenken Sie, lieber Baron! Ein Mann von altem, echtem Adel, sah keine andere Gesellschaft als Pfarrer, Schulmeister und Inspectoren. Die einzigen Uniformen, welche ich in meiner Jugend sah, waren die der Gensd'armen und Polizisten, welche Letztere in Stolpe und Schliewe nicht einmal Degen tragen."

„Unerhört!" rief der ältere Lichtenberg, der sich nur mit genauer Noth über diese Schilderung des Lächelns erwehren konnte. „Aber," fuhr er fragend fort, — „konnten Sie denn nicht dieses eintönige Leben hin und wieder unterbrechen? Etwa durch eine Reise nach der Residenz?

„Gewiß hätte ich das thun können," erwiederte Harden, „um so mehr, seitdem meine Mama das Zeitliche gesegnet hatte. Jedoch, so oft ich diese Reise unternehmen wollte, hielt mich, Sie werden lachen, — eine unbegreifliche Scheu vor den Berliner Dieben und Bauernfängern davon zurück!"

„Wie sollten wir darüber zu lachen wagen?" fiel hier Alma ein, denn Elisabeth hatte bereits mit Zarnekow und dem „Banquier", welchen wir bis auf Weiteres den jungen Lichten-

berg nennen, eine Conversation zu Wege gebracht, — „wie soll- ten wir lachen. Macht doch das Gesindel alle Kreise der Gesellschaft zittern, ist man doch nirgends vor diesen Verbrechern sicher.“

„Nirgends?“ rief Harden entsetzt, indem er unwillkürlich seine Augen nach dem Parquet und von dort nach den Logen schweifen ließ. „Nirgends, sagten Sie, meine Verehrte?“ setzte er ängstlich hinzu.

„Leider muß ich die Wahrheit des von meiner Nichte Gesagten nur bestätigen,“ fiel hier der ältere Lichtenberg ein, „leider ist es die volle, traurige Wahrheit. Vor Taschendieben und Bauernfängern ist man in Berlin nirgend sicher. Weder das Parquet des Theaters, noch die elendeste Kneipe kann uns vor ihnen Schutz bieten. Ja, selbst auf offener Straße werden wir oft geplündert und zwar mit so rapider Schnelligkeit, daß wir arme Betrogene oft erst dann unseren Verlust bemerken, wenn an Wiedererlangung des Gestohlenen nicht mehr zu denken ist.“

Auf Harden hatten diese Eröffnungen allerdings einen sehr trüben Eindruck gemacht.

„Also ist es Wahrheit, volle Wahrheit, was man von diesen Leuten so oft hört und liest,“ klagte er, mehr für sich, als zu den Andern gewendet, — „so hätte man selbst nicht einmal hier eine Sicherheit vor Dieben und Bauernfängern?“

„Keine!“ erwiederte der ältere Lichtenberg.

„Berlin hat doch aber eine so vortreffliche Polizei?“ rief Harden bestürzt.

„Allerdings!“ entgegnete Lichtenberg, „aber selbst die beste Polizei kann nicht Alles! Sehen Sie, lieber Baron! Berlin ist eine große Stadt, es ist das deutsche London. Wer wäre im Stande, hier einen Jeden zu kennen? Niemand! Und so wird es den Dieben und Bauernfängern leicht, sich überall Eingang zu verschaffen. In der elegantesten Toilette schleichen sie sich in alle Salons. Ja, selbst auf den Subscriptionsbällen, die nur von der Elite der Gesellschaft besucht werden, wissen sie sich einzudrängen und oft, leider nur zu oft, die Börsen selbst des Vorsichtigsten zu plündern.“

Dem armen Harden war wirklich ängstlich zu Muthe.

„So wären wir also hier, in der Oper, nicht einmal sicher vor Taschendieben?" rief er entsetzt. „Auch hier nicht sicher vor Bauernfängern!"

„Vor Bauernfängern gar nicht," sprach der ältere Lichtenberg „und doch giebt es eine Sicherheit," fügte er hinzu. Sie müssen sich nur nicht in alle Zirkel mischen; Sie müssen sich an Freunde anschließen, die das Leben der Residenz kennen, sich durch diese in geschlossene Kreise einführen lassen, so werden Sie vor allen Anfechtungen dieser Art sicher sein und Herr ihrer Börse bleiben."

„Und wo soll ich in der großen Stadt, in welcher ich völlig fremd bin, solche Freunde finden?" frug Harden, mit einem leicht zu erklärenden Blick auf den älteren Lichtenberg.

Dieser hatte den Blick wohl verstanden und sogar erwartet.

„Nehmen Sie an, Baron," entgegnete er, „Sie hätten solche Freunde bereits gefunden. Ihr liebenswürdiges Zuvorkommen, meiner Nichte gegenüber, legt mir die Pflicht auf, Sie in dem Strudel der Residenz vor den Netzen zu schützen, die hier auf jeden Schritt um den Uneingeweihten ausgespannt sind."

„O!" rief Harden erfreut und mit einer verbindlichen Verbeugung, „Ihre Güte macht mich überglücklich! — Ich habe allerdings bedeutende Summen nach Berlin gebracht, da ich hier nicht unbedeutende Geschäfte abschließen muß. Ich trage das Geld zwar immer bei mir, aber ein unvorsichtiger Augenblick könnte mich Bauernfängern oder Taschendieben in die Hände führen und" — hier sprach er fast flüsternd und mehr für sich — „zweimalhunderttausend Thaler wären verloren!"

Der ältere Lichtenberg hatte selbst sein Flüstern vernommen und ein Lächeln der Befriedigung glitt einen Moment über seine Züge. Dann wendete er sich zu dem „Banquier," und indem er eine reich mit Steinen besetzte Uhr an das Ohr hielt, frug er diesen: „Wie sind wir denn an der Zeit, lieber Gustav? Meine Uhr steht wieder."

Der junge Lichtenberg hatte ebenfalls eine prächtige Uhr gezogen, ließ dieselbe repetiren und antwortete dann: „Es ist drei Viertel auf neun Uhr, lieber Arthur. Ich dächte, es wäre Zeit,

wenn wir nicht die Soirée der Frau von Hochheim versäumen wollen."

„Also hast Du Dich fest entschlossen, die Soirée zu besuchen?" fiel Elisabeth, in die Hände klatschend, ein. — „O, das ist köstlich! Ich habe diese alte, würdige Frau zu gern; repräsentirt sie doch mit den ältesten Adel der Residenz. Und wie anspruchslos, wie liebenswürdig sie auftritt, ihr ganzes Wesen wirkt wohlthuend auf ihre Umgebung."

„Und wie gewandt diese alte Dame zu unterhalten weiß," fiel Alma ein, „ein jedes ihrer Worte trägt das Gepräge einer edlen Seele. Es ist nur ein Unglück, daß die Schwerhörigkeit eine Conversation mit dieser guten Dame so sehr erschwert."

Wer diesen beiden Mädchen zuhörte, mußte in der That denken, daß von einer überaus edlen Dame von Stande die Rede sei.

„Ja, es ist wirklich bedauerlich," begann der ältere Lichtenberg, „daß die gute Frau von Hochheim von einem so bösen Leiden befallen ist; man könnte sie sonst als das Muster einer feinen Gesellschafterin hinstellen. Nun, jedenfalls werde ich der Dame mittheilen, wie meine kleinen Nichten für sie schwärmen und sie wird sich davon um so mehr überzeugt halten, als sie ja eigentlich unserem Hause nicht so ganz fremd ist."

„Stand nicht der Vater der Frau von Hochheim mit Deinem Bruder bei einem Regiment, Onkelchen?" frug Elisabeth, indem sie sich zu dem älteren Lichtenberg wandte.

„Gewiß, mein Kind," entgegnete dieser, „sie standen Beide als Major bei einem Infanterie-Regiment in Danzig," fügte er nicht ganz ohne Absicht hinzu.

„In Danzig!?" rief Zarnekow, fast überglücklich, einen neuen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Das ist ja ganz in unsrer Nähe. Auch ich habe in meiner Jugend in Danzig gestanden. Freilich habe ich es nur bis zum Premier-Lieutenant gebracht; das gebundene Leben des Soldaten behagte mir nicht, ich zog es deshalb vor, auf meinen Gütern als freier Herr zu leben."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war das Ende der Vorstellung genaht. Der Vorhang fiel und die glänzende Ver-

sammlung trennte sich mit dem Bewußtsein, einen Abend im reinsten Genuß verlebt zu haben.

Auch die kleine Gesellschaft in unserer Loge verließ jetzt ihre Plätze. — Diese Gesellschaft, die sich durch Zufall und doch mit Absicht zusammengefunden hatte und von der jedes Mitglied von anderer, nur so sehr weit getrennter, Absicht beseelt war.

„Johann," rief der ältere Lichtenberg dem in der Thür der Loge erschienenen, reich gallonirten Diener zu, „wir fahren zu Frau von Hochheim!"

„Und," fuhr er mit einer anmuthigen Verbeugung, die einem Ceremonienmeister zur Ehre gereicht haben würde, zu Zarnekow und Harden gewendet fort, „wenn es den Herren angenehm wäre, uns in den traulichen Gesellschaftskreis zu begleiten, so würden Sie uns überglücklich machen. Zudem habe ich mit Frau von Hochheim noch etwas zu ordnen, was mich und meinen Bruder eine kurze Zeit von der Gesellschaft abhalten könnte und meine kleinen, niedlichen Nichten wollen doch unterhalten sein."

Der ältere Lichtenberg durfte, wie er wohl wußte, nicht lange bitten. Sein Vorschlag wurde mit verbindlichem Dank angenommen, besonders von Harden, der außer der Leidenschaft, die er für Alma gefaßt hatte, auch in solcher Gesellschaft sein Geld sicher glaubte.

Eine tiefe Verbeugung von Seiten Zarnekows und Hardens deutete an, daß der Vorschlag nur angenehm sei.

„Um Ihnen, meine werthen Freunde," setzte der jüngere Lichtenberg mit liebenswürdiger Offenheit hinzu, „die Conversationen mit meinen Nichten zu erleichtern, muß ich nur noch bemerken, daß Elisabeth schwärmerischer Natur ist und gern die Edelfräulein aller Romane und deren Ritter zum Thema ihrer Unterhaltung wählt, während Alma, etwas lebhafter, ohne ängstliche Erwägung jedes Wortes, der Unterhaltung die Zügel schießen läßt."

Mit liebenswürdigem Sträuben nahmen die Mädchen diese Eröffnung ihres Onkels auf, Beide lächelnd die genannten Passionen in Abrede stellend.

Endlich hatten sich alle erhoben und schritten, von dem

Diener in respectvoller Entfernung gefolgt, aus der Loge und durch das Foyer dem Ausgange zu.

Hier herrschte wiederum ein reges Treiben. Das Publikum hatte zu beiden Seiten ein Spalier gebildet, um so dem Hofstaat den Vortritt zu lassen und den hervorragendsten Mitgliedern desselben seine Ovationen darzubringen. Die Königlichen Leibjäger, in ihren prächtigen grünen Uniformen, mit Federhut und vergoldetem Hirschfänger am reich gestickten Bandelier, standen, den Hut in der Hand, des Augenblicks gewärtig, wo die hohen Herrschaften erscheinen würden, um ihnen dann mit jener anmuthigen Unterwürfigkeit, die nur den in den höchsten Häusern gereiften Dienern eigen ist, den Schlag zu öffnen.

Einzelne Schutzleute beobachteten auch hier die Menge und mehrere Herren, in Civil gekleidet und mit einem kleinen Stöckchen spielend, ließen ihre Augen durchbohrend auf die Harrenden schweifen. Die Letzteren waren Mitglieder der Berliner Criminal-Polizei, welche in der Residenz überall, kaum kenntlich und doch so leicht zu erkennen, zu finden sind.

Nach nur kurzer Zeit deuteten zahllose Rufe aus dem Portal des Opernhauses und das ehrfurchtsvolle, neugierige Herzudrängen der Menge das Erscheinen des Hofes an. Nach allen Seiten hin grüßend eilten die hohen Herrschaften ihren Wagen zu. Nun zerstreute sich auch die Menge nach verschiedenen Richtungen hin.

Eine unabsehbare Reihe glänzender Equipagen rollte vor das Portal des Opernhauses, um, nachdem sie ihre Insassen aufgenommen, sich im eiligen Trabe zu entfernen.

Schon hatte sich das Innere des Opernhauses bedeutend geleert, als auch unsere Freunde dem Ausgange zueilten, vor welchem ihr prächtiger Wagen, als einer der letzten seiner Gefährten, sie erwartete.

Eben wollten sie die Straße betreten, als der jüngere Lichtenberg plötzlich zusammenfuhr und eine Blässe, wie von einem augenblicklichen Schrecken, sein Gesicht überzog.

„Was ist Ihnen, theurer Freund?“ fragte Harden, erschreckt über seinen Begleiter.

„O, nichts, nichts!“ entgegnete der Angeredete. „Es war

nur eine momentane Erregung; dergleichen habe ich oft, da ich seit längerer Zeit an Congestionen nach dem Kopfe leide."

Es war auch nichts. Der „Banquier" war nur von einem Criminalbeamten erkannt worden, welcher ihm einen Blick zuwarf, der gerade nicht auf zärtliche Freundschaft schließen ließ und der ungefähr zu gut Bauernfängerdeutsch sagen würde: „Hüte Dich, „Banquier", Du hast zwar hier einen guten „Freier", aber führst Du ihn in die Falle und wird er von Dir „geledert", so bist Du reif!"

Bald waren unsere Freunde in dem traulichen Dunkel ihres Wagens verschwunden, welcher nun mit rasender Eile dahin jagte, während der Criminalbeamte im Stillen darüber jammerte, daß er zwei Opfer in der Falle wußte, ohne auch nur Gelegenheit gehabt zu haben, ihnen einen warnenden Wink zukommen zu lassen.

Der „Banquier" war zwar ein berüchtigter „Fänger", er war aber seit der letzten Haft wieder im Besitz der Ehrenrechte und in Folge dessen durfte kein Polizeibeamter, besonders, da er gegenwärtig nicht unter polizeilicher Aufsicht stand, gesetzlich gegen ihn einschreiten, wenn er ihn nicht direct bei einem Verbrechen ertappte.

Unterdeß jagte der Wagen, welcher unsere Freunde barg, mit rasender Schnelligkeit die Linden entlang, bog dann in die kleine Mauerstraße ein und hielt bald vor einem Hause in der Kanonierstraße. Eines jener schmalen Gebäude von nur wenigen Fenstern Front, wie sie diese kleine Straße fast ausschließlich aufzuweisen hat.

Der Diener öffnete den Schlag und die Insassen des Wagens überschritten gleich darauf die Schwelle des Hauses, dessen Thür hinter ihnen geräuschlos ins Schloß fiel.

Sie befanden sich auf einem, durch eine prächtige Ampel erleuchteten Flur, an dessen Wänden herrliche Frescogemälde prangten, wie man dergleichen, namentlich auf den Höfen der feineren Häuser Berlins, häufig findet. Gleich darauf schritten sie die mit weichen Teppichen belegten Treppen hinauf.

Zarnekow und Harden ahnten wohl nicht, als sie dieses Haus betraten, daß sie elend und vernichtet dasselbe verlassen

würden. Schon schwebte das Damoklesschwert über ihren Häuptern, ohne daß sie den tödtlichen Steich abwenden konnten. Sie sollten die Opfer der Bauernfänger von Adel um zwei Exemplare vermehren. Sie sollten ebenfalls den Beweis liefern, daß dem Bauernfänger nichts heilig ist, daß sie, wie echte Glücksritter, mit ehernem Arme in die Geschicke des Menschen greifen, der sich ihnen naht, um ihn, oft mit einem Schlage, zu vernichten, um große Summen Goldes zu erpressen, welches so schnell vergeudet wird, daß sie wohl selbst kaum einen Genuß von den Summen haben, um welche ein Vater seine Kinder, der Mann seine weinende Gattin, ohne es selbst zu wollen, betrügt. — — —

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Bauernfänger von Adel.

Wir müssen jetzt in unserer Erzählung etwas zurückgreifen und unseren Lesern eine Person vorführen, der wir zwar schon begegnet sind, ohne indeß besondere Notiz von derselben zu nehmen, trotzdem auch sie in unserer Handlung eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Wir meinen die alte Käthe, die würdige Gattin des Gastwirthes Claus, der uns ja schon längst bekannt ist.

Wir dürfen aber mit der alten Käthe nur respectabel umgehen, damit ihr Ruf nicht darunter leiden möchte und auf ihren Ruf hält nun einmal Mutter Käthe große Stücke.

Die alte Mutter Käthe war einst ein hübsches, schmuckes Wesen. Sie war die Tochter eines Subaltern-Beamten, der seiner guten Führung halber oder auch aus andern Gründen nach der Residenz versetzt worden war.

Da Käthe das einzige Kind ihrer Eltern war, so wurde auf ihre Erziehung viel gewendet. Da ihre Schönheit ferner

auch von dem Sohne des Landraths anerkannt wurde, so wurde auch auf ihre höhere Bildung viel gewendet.

Das kleine Städtchen, in welchem der Vater beim Kreisgericht fungirte, hatte nur zwei Schulen für Mädchen. Eine für gewöhnliche Menschenkinder; diese wurde „Elementarschule“ genannt und hier lernten die Kinder eben zur Noth so viel, als nöthig ist, um eine Schuhmacher- oder Schneider-Rechnung auszufüllen und einen Strumpf zu stricken.

Die andere Schule nannte sich „höhere Töchterschule“, und hier wurde in alledem unterrichtet, was ein junges Mädchen bilden soll, es aber meistens nur verbildet; denn es ist eine alte, traurige Wahrheit, daß wir nicht der ungebildeten, sondern der halbgebildeten Klasse die meisten Verkommenen zuzuzählen haben.

Die höhere Töchterschule wurde fast ausschließlich von den Töchtern der Elite besucht und welche kleine Stadt hätte nicht ihre Elite?

Da sind der Herr Pfarrer, der Apotheker, der Arzt, der Gerichtsrath u. s. w.

Es hielt daher schwer, ja es war gewissermaßen ein Wagniß von Käthchens Vater, sein Kind in diese Schule zu thun. War er doch nur Botenmeister beim dortigen Kreisgericht.

Dennoch that es der brave Vater. Käthchen kam in diese Schule und hatte bald alle Hindernisse überwunden, die ihr von Seiten ihrer kleinen wohl- und hochwohlgebornen Kameradinnen in den Weg gelegt wurden.

Die Jugend kennt ja nur den Standesunterschied, welcher ihr von Eltern und gewissenlosen Erziehern eingeimpft wird, und giebt sich ganz hin, wo ihr ein freundlicher Blick entgegenstrahlt.

So hatte denn Käthchen bald die Herzen aller Schülerinnen gewonnen und wurde nun von den kleinen Mädchen in deren Behausungen eingeführt, wo es freilich oft genug anders aussah, als in der ihrer Eltern.

So wuchs sie heran in blühender Schönheit, und bald war die Zeit da, wo sie zur Confirmation die Schulanstalt verließ. Nur schwer schied sie aus derselben. Ließ sie doch die angenehm-

sten Jugenderinnerungen daselbst zurück, ohne irgend eine Entschädigung dafür mitzunehmen in's elterliche Haus.

Doch ja! Sie nahm etwas mit nach Hause.

Ihre für ihren Stand bedeutenden Kenntnisse und eine gewisse Bildung; aber mit dieser zugleich eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Umgang, den sie bisher genossen und eine unvertilgbare Sucht zu glänzen.

Die guten Eltern hatten nicht bedacht, daß sich in einer kleinen Provinzialstadt manches nicht bewerkstelligen läßt, was in einer großen Stadt tagtäglich geschieht, ohne aufzufallen. Der Provinzialismus ist leider heute noch vom Kastengeist gefesselt. Wer es in einer kleinen Stadt wagt, sein Kind in die Cirkel der Honoratioren zu schleudern, der wird nur selten die Früchte erzielen, die er sich vielleicht mit dem besten Willen verspricht.

Käthchen war einmal, wenn auch fast noch Kind, in die bessere Gesellschaft eingeführt, dauernd eingeführt worden. Sie hatte die Süßigkeiten des gesellschaftlichen Tons gekostet, noch bevor sie die hausbackene Treuherzigkeit des Alltagsmenschen davon unterscheiden konnte, und sie gab der ersteren den Vorzug. Das kleine Stübchen der Eltern heimelte sie nicht traulich an. Es war ihr zu eng, zu niedrig.

Die Eltern nahmen wohl die Ermüdung in Käthchens Wesen wahr, aber sie schrieben dieselbe nicht der richtigen Ursache zu, und so mußte ihnen unentdeckt bleiben, was jetzt noch zu heilen war.

Käthchen hatte das siebenzehnte Jahr vollendet. Wie eine im Morgenroth schimmernde Rose stand sie unter allen ihren Jugendgefährtinnen da und wohl kein Jüngling war im Städtchen, der sich nicht insgeheim sagte, daß Käthchens Besitz ihn so recht von Herzen glücklich machen würde. Von allen Seiten wurden ihr Huldigungen dargebracht und Niemand achtete darauf, daß sie nur die Tochter des armen Subalternen war.

Auch Käthchen hatte sich bald an diese Huldigungen gewöhnt. Ja, sie betrachtete dieselben als eine natürliche Folge ihrer Schönheit, deren sie sich nur zu gut bewußt war. Und was sie in der ersten Zeit erröthen machte, das forderte sie jetzt;

sie wollte bemerkt sein. Waren es doch nur Jünglinge aus den ersten Kreisen, welche sich ihr nahen durften.

Unter diesen Jünglingen nun, welche für Käthchen schwärmten, welche sie wirklich liebten, befand sich auch der Sohn des Landraths, Baron von Neudorf.

Eugen von Neudorf war ein liebenswürdiger junger Mann. Er befand sich in den ersten zwanziger Jahren, in den Jahren, in welchen jeder Jüngling in die Welt hinausrufen möchte: „Was wollt ihr übrigen Geschöpfe auf der Erde? Ist doch die Welt mit Allem, was auf ihr ist, nur für mich geschaffen!"

Eugen von Neudorf war Garde-Lieutenant und stand in der Residenz. Um sich nun auch in der Heimath eine Zeit lang in seiner schimmernden Uniform zu zeigen, hatte er einen längeren Urlaub genommen und war zu seinen Eltern nach Y. bei X. gereist. Da er nun seine schöne Uniform mit dem goldgestickten Kragen und dem hübschen Degen nicht auf dem Dorfe allein spazieren führen konnte, so hielt er sich längere Zeit in X. bei seinem Oheim, dem Gerichtspräsidenten, auf. Hier hatte er bald Gelegenheit, Käthchen kennen zu lernen, deren Schönheit damals das Stadtgespräch bildete.

Und wo gäbe es wohl einen jungen Lieutenant, der nicht gern liebte, nicht gern wieder geliebt würde, zumal von einem hübschen Mädchen. Und Eugen war ein so niedlicher Lieutenant!

Sein Wuchs, schlank wie Ebenholz, entbehrte doch nicht einer gewissen Fülle. Seine blauen Augen blickten halb übermüthig, halb freundlich in die offene Welt. Seine geöffneten Lippen zeigten zwei Reihen weißer Zähne. Ueber der keck aufgeworfenen Oberlippe ließ eben ein weicher Flaum den im Entstehen begriffenen Schnurrbart errathen, welcher einst einem ganzen Regiment, je nach seiner Beschaffenheit, die Gemüthstemperatur des Herrn Obersten anzeigen sollte. Kurz, Eugen von Neudorf war ein hübscher junger Mann — und Offizier!

War es da ein Wunder, meine schönen Leserinnen, wenn Käthchen ihm vor allen Bewerbern den Vorzug gab?

Nein! werden mir viele von Ihnen zurufen. — Nun, Käthchen theilte Ihre Ansicht. Nicht lange, so hatte sie mit dem Lieutenant eines jener Bündnisse geschlossen, welche so süß,

so himmlisch süß und rein beginnen, um dann — nur zu oft — so unlauter zu enden; die so sehr oft direct zum Verderben führen.

Zwar waren es nur Augenblicke, in denen die Liebenden sich unbewacht sehen — sprechen konnten, aber diese Augenblicke sollten dereinst ein ganzes, reines Mädchenherz — ein ganzes Leben — vergiften — vernichten!!! — — —

Käthchen und Eugen waren einverstanden. Käthchen warf sich mit der ganzen Gluth eines in der ersten Liebe flammenden Herzens Eugen in die Arme. Doch war es, als ob über die Unschuld des noch reinen Wesens ein guter Genius wache. Eugen wurde plötzlich wieder zu seinem Regiment nach Berlin berufen. Käthchen war dem drohenden Abgrunde, der ihr in Eugens einnehmender Gestalt genaht war, entrissen.

Aber wunderbar! wie wir schon oben ausriefen. Kaum war Eugen abgereist, als auch der alte Walter, so hieß Käthchens Vater, wegen guter Führung nach der Residenz versetzt wurde.

Hätte der alte, in Ehren ergraute Mann geahnt, was ihm in Berlin bevorstehe, er hätte auf alle Posten der Welt verzichtet.

Käthchen war überglücklich, als sie von der Versetzung des Vaters hörte. Und wer wollte es ihr verargen? Weilte doch in der großen Stadt der Mann ihres Herzens. Mit überglücklicher Seele traf sie die kleinen Vorbereitungen, die zu ihrer Reise nöthig waren und überglücklich war sie, als kurz darauf die Eltern, in ihrer Begleitung, den holperigen Postwagen bestiegen, um nach einer zwar langweiligen, aber dafür um so ungefährlicheren Reise auf dem Posthofe zu Berlin in der Spandauer Straße zu halten und auszusteigen.

Etwa zwei Monate waren vergangen. Käthchen hatte bereits mehrere zierliche Stickereien für die Berliner Tapisserie-Geschäfte geliefert. Sie hatte auch ihren Geliebten, den jungen, niedlichen Lieutenant, wiedergefunden. — — — —

Es war an einem unfreundlichen Winterabend. Dichte Schneeflocken fielen von dem in trübes Grau gehüllten Himmel

auf die Residenz, deren Bewohner nur spärlich auf den öden Straßen zu zählen waren.

Die Wächter hatten eben die eilfte Stunde angekündigt und überall herrschte jene angenehme Ruhe, welche in einer großen, geräuschvollen Stadt den Einwohnern um so mehr anheimelt, als sie sich derselben, mit Ausnahme des Sonntags, nur in den wenigen Nachtstunden zu erfreuen haben.

In einem traulichen Gemach einer Conditorei, welches von dem eigentlichen Geschäftslokal durch eine verriegelte Thür abgeschlossen lag, befanden sich zwei Personen.

Es waren Eugen und Käthchen, welche hier beisammen waren. Nur zwei Personen und welchen Anblick boten diese dar!

„Noch ein Wort, Herr von Neudorf", rief Käthchen, indem sie sich hoch aufrichtete, „und ich rufe nach Hülfe!"

Hoch geröthet waren ihre Wangen, ihr schönes Haar flatterte in reizender Verwirrung um das noch reizendere Köpfchen und d e kleine Hand hatte sich unwillkürlich zur Faust geballt.

„Käthchen," rief Eugen, indem er sich ebenfalls erhoben hatte, „hast Du mir denn nicht so oft geschworen, daß Du im Stande wärst, mir Alles zu opfern, wenn ich Dir treu bleibe? Und nun bist Du außer Dir, darum, daß ich Dich umarme?!"

Käthchen weinte; sie wußte selbst nicht weshalb. Hatte doch Eugen so süß zu ihr gesprochen, wie nie zuvor. Waren doch seine Umarmungen nie feuriger gewesen und dennoch weinte sie. Es war der letzte Triumph, den ihr guter Engel in diesen Thränen feierte.

Eugen wußte diesen Moment zu benutzen. Er hatte sich ihr wieder genähert und indem er sanft ihre Hand ergriff, rief er: „Pfui, Käthchen, also das ist Deine Treue? So hältst Du die Schwüre, die Du so oft mir geleistet?" Und er blickte sie mit seinen seelenvollen Augen wirklich mit Innigkeit an.

„Weiß ich es denn", schluchzte Käthchen, indem sie Eugen ruhig gewähren ließ, „was mich heute bei Deinen Umarmungen beben macht? O, Eugen, wie lange habe ich eine Stunde herbeigewünscht, wo wir allein und ungestört einander leben,

unsere Gefühle austauschen können und nun, da diese Stunde gekommen, wird mir so bange, so sehr bange!"

„O!" rief Eugen wehmüthig, „Du bist mir nicht gut, Du hast mich nie geliebt! Laß uns also ein Verhältniß aufgeben, bei welchem mein Herz doch nur zu Grunde gehen muß. Käthchen, gestehe es nur, Du hast mit meinen heiligsten Gefühlen gespielt; Du liebst mich nicht, Du kannst mich nicht lieben!"

Mit diesen Worten hatte sich Eugen der Thür genähert. Er kannte, trotz seiner Jugend, die Mädchen.

Mit einem zwischen Freude und Schmerz getheilten Ausruf eilte Käthchen ihm nach.

„Eugen, nur Dir will ich gehören! Nur Dein für die Ewigkeit!" Mit diesen Worten bedeckte sie ihn mit ihren Küssen.

„Mein Käthchen, mein süßes Käthchen!" hauchte Eugen, indem er sie mit seinen Armen umschlang. Käthchen ließ ihn gewähren; sie sträubte sich nicht mehr. — Sie lag lange — lange in seiner Umarmung. — Das Täubchen in den Krallen des Habichts!! — — — — — — —

Wenige Monate waren verflossen. In dem Hause des Subalternen Walter hat sich Vieles verändert. Die alten Leute waren allein in ihrem Stübchen; ihre Tochter, ihr Stolz, das Einzige, was sie auf Erden hatten, ihr Käthchen, weilte nicht mehr bei ihnen. Sie war, eine Rose im Garten des Lebens, entweiht worden; der strenge Vater hatte sie verstoßen. Er wollte keinen Makel auf sich haften lassen. Er hatte nach seinem Gewissen, nach seinem Ehrgefühl, nicht aber nach seiner Vaterpflicht gehandelt. —

Noch einige Monate später und die jungen Offiziere erzählten sich, daß der Lieutenant Neudorf, auf seinen Wunsch, nach der Provinz zu einem Linien-Regiment versetzt worden sei, und stellten allerhand Betrachtungen an, darüber, was wohl den jungen Mann dazu veranlassen konnte, besonders, da seine Wechsel stets prompt bezahlt wurden.

Doch es war einmal nicht zu ändern. —

Am einem trüben September-Morgen schlich eine liebliche, aber überaus bleiche Mädchengestalt, aus dem Portol des großen Berliner Krankenhauses, der Charité. Sie hatte ein Kind im

Arm, welches sie, ohne auf die Vorübergehenden zu achten, küßte, innig küßte.

Es war unser Käthchen. — Sie war eben aus dem Krankenhause, in welchem sie einem lieblichen Knaben das Leben gegeben hatte, entlassen worden. Sie stand nun allein in der Welt, ohne Nahrung, ohne Obdach; allein mit einem Wesen, das der Pflege doch so sehr bedurfte.

Zu ihren Eltern durfte sie sich nicht wagen, denn der Vater wollte seine gefallene Tochter nicht sehen. Ihr Verführer war längst nicht mehr in Berlin und hatte sich auch seit jenem Abend, wahrscheinlich von anderer Seite beeinflußt, nicht mehr um sie bekümmert. Er schien mit dem Genuß auch zugleich die Ueberzeugung eingesogen zu haben, daß er eine Bürgerliche, die Tochter eines Botenmeisters, nimmer ehelichen könne. Schänden durfte er sie, das befleckte seinen Stammbaum nicht; das war eine Passion, die ihm unter vielen seiner Kameraden einen Namen gemacht hätte, wenn sie es gewußt hätten.

Wo sollte das arme Mädchen hin mit ihrem Elend, mit ihrer Schande? Trostlos irrte sie den ganzen Tag über in der Residenz umher, bis sie am Abend, müde und matt, krank und elend, in der Nähe des Brandenburger Thores kraftlos zusammenbrach.

Da lag sie nun, das einst so schöne, so liebliche Mädchen, von deren Lächeln so mancher stolze Jüngling beglückt war und Mancher zog an ihr vorüber, der noch vor kaum einem Jahre geeilt wäre, einen leichten Gruß von ihr zu erhaschen.

Lange, lange hielt sie eine Ohnmacht umfangen. Da endlich, etwa um die eilfte Stunde, erwachte sie. O, wäre sie nie erwacht! Mit dem Erwachen kam auch zugleich das Bewußtsein ihres Elends, ihrer Hülflosigkeit, über sie. Das Kind, das Wesen, dem sie Mutter sein sollte, winselte kläglich. Stumm beugte sie sich über dasselbe, es mit ihren Küssen bedeckend und erwärmend.

Ihr Kind hatte ja Niemand außer ihr! Es hatte ja nicht einmal einen Vater, dem es dereinst seine kleinen Aermchen entgegenstrecken durfte. Es hatte nichts auf der Welt, als das Andenken an seine schmachvolle Geburt. Diese Gedanken machten

die arme Gefallene fast zur Rasenden. Stumm drückte sie das Kind an ihren Busen; sich selbst unbewußt küßte sie es auf den kleinen Mund, sie küßte es lange — inbrünstig! Sie drückte es heftig und mit Leidenschaft! Sie drückte es freudig und schmerzvoll — sie hatte es geküßt — zum letzten Male!

Mit den Küssen der Liebe hatte sie das Kind erstickt! Die Mutterliebe hatte dem kleinen Wesen zugleich den Tod gebracht. Es winselte nicht mehr. — — Es lebte nicht mehr!

Die Unglückliche wußte es; sie selbst hatte ihr Kind der Ewigkeit wiedergegeben. Es sollte nicht so viel Elend, so viel Schande erleben, als seine unglückliche Mutter.

Sie hatte sich mühsam erhoben, dann wankte sie, mit der süßen und doch so schrecklichen Last im Arm, durch das Thor, dem Thiergarten zu. Hier, an einem stillen Plätzchen, in ruhiger Nacht, grub sie mit ihren Händen ein tiefes Grab. In dieses bettete sie das kleine, kaum geborene Wesen und deckte es dann unter zahlreichen Thränen zu. Es war eine harte Arbeit. — Sie war beendet! —

Eine Viertelstunde später stand die Unglückliche in dem Bureau eines Polizei-Commissariats, woselbst sie den anwesenden Beamten ihr Verbrechen mittheilte und gleich darauf, von zwei Gensdarmen begleitet, den Weg zur Stadtvoigtei antrat.

Im Laufe des Prozesses wurde zwar der Name Eugen von Neudorf oft genannt. Es hatten sich jedoch gefällige Leute gefunden, welche für gutes Geld einen guten Eid darauf leisteten, daß sie mit der Angeklagten ebenfalls in einem intimen Verhältniß gestanden hätten.

So war des jungen Lieutnants von Neudorf Ehre gewahrt, er war aller Verpflichtungen überhoben.

„Es waren ja aber Meineide!" spricht der Leser.

Ja, das waren diese Eide. Jedoch, die Angeklagte wird nicht vereidet. Sie ist eine Mörderin, eine Kindesmörderin! Was schadet es, wenn sie auch die Schande der Prostitution mit sich nimmt?! — Sie wiegt ja nicht so schwer als die Kindesmörderin! — — Wer weiß auch?!!!

Der Gerichtshof hatte sein Urtheil gesprochen. Die unschuldige Schuldige wurde, mit Rücksicht auf ihre Jugend und

andere Umstände, zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Ruhig und gefaßt ging sie in ihr Gefängniß zurück und von da in's Zuchthaus. —

Vier Jahre waren vergangen. Vier Jahre vergehen auch im Zuchthause, wenn auch langsam und schleichend.

Käthchen, das hübsche Käthchen war entlassen. Sie war als eine Unglückliche ins Gefängniß gekommen, als eine Elende verließ sie dasselbe. Das Zuchthaus tödtet nicht nur körperlich — es tödtet auch moralisch. Eine eiserne Constitution gehört dazu bei allen den giftigen Ausdünstungen gesund an Körper und Seele es zu verlassen.

Das hübsche, liebliche Käthchen wanderte von Spandau nach Berlin. Sie hatte leichtes Gehen, denn sie hatte nur wenig zu tragen. Ein kleines Tüchlein unter dem Arm barg ihre ganze Habe und das Wenige, was sie sich im Zuchthause erspart hatte.

Mit dem Entlassungsschein der Strafanstalt begab sie sich nach der Stadtvoigtei, um sich hier zur Controle einschreiben zu lassen. Sie war durch Eide zur Prostituirten gestempelt, sie mußte controlirt werden.

Aber das hübsche Käthchen hatte ihre Schüchternheit verlernt. Mit den Verworfensten ihres Geschlechts im steten Umgange, hatten die vier Jahre eine große Veränderung mit ihr vorgenommen. Sie war eine Andere geworden.

Kaum beachtete sie die geringschätzenden Blicke, welche ihr die Beamten wohl mitunter zuwarfen. Ja, es war ihr lieb, daß man sie verachtete; denn jeder Schritt, der sie tiefer sinken ließ, brachte sie ihrem Ziele näher. Und dieses Ziel war Rache! Rache an ihrem Verführer! Rache an der ganzen Menschheit! Rache für ihre Schande! Rache für ihr Kind, für ihre Unschuld!

Ja, ihr Ueberklugen! Nehmt nur einem Weibe ihr Heiligstes und sie wird zur Furie werden!

Bald hatte auch Katharina ihr Controlbuch, nicht ohne jene Bemerkung erhalten, die ein pflichttreuer Beamter einem solchen elenden Geschöpf gegenüber für nöthig hält, und begab sich wieder fort aus den ungemüthlichen Räumen der Stadtvoigtei.

Sie wollte eine Wohnung miethen; sie hatte ja Geld. Sie miethete. Sie wohnte nun allein, in einem kleinen Zimmer.

Sie war schön, noch immer schön! Sie war reizend, als erst wieder das feinste Roth ihre Wangen färbte.

Sie wurde bald die Löwin des Tages. Ihre Geschichte war ja noch nicht vergessen und jeder Lieutnant wollte die frühere Geliebte des Herrn von Neudorf kennen lernen.

So machte Katharina Bekanntschaften; sie liebte und wurde geliebt. Es war aber nicht jene reine Liebe, nicht jenes reine Feuer, das einst ihre Adern durchfloß, was sie jetzt empfand. Es war das Feuer der Hölle, was in ihrem Busen brannte.

Lange ließ sie ein Opfer, welches sie sich auserkoren hatte, schmachten und wenn sie dann endlich gewährte, so ließ sie den Unglücklichen nicht eher aus ihren Umarmungen, bis er moralisch und pecuniär ruinirt war — bis sein Name am Pranger der menschlichen Gesellschaft geschrieben stand.

O, welche Wonne empfand ihr Herz, wenn dann einer jener Unglücklichen, nachdem er ruinirt war, sich verzweiflungsvoll eine Kugel durch den Kopf jagte; wenn eine ganze Familie durch sie ruinirt, an den Abgrund geführt war.

„Ha!“ rief sie dann, indem sie ihre Hände ballte: „ha,“ wieder ein Opfer gebracht; für mein Kind, für meine Unschuld, für meine Ehre!“

Und sie brachte viele solcher Opfer, und sie wußte sie zu finden und anzulocken. Sie wollte sich rächen, und sie rächte sich!

Aber Katharina wurde älter, ihre schönen Züge mußten trotz aller Toilettenkünste der Zeit ihren Tribut zollen; die glatten Wangen fingen schon an, einzelne Falten zu zeigen. Die Bewerber ließen nach und kein junger Fant ließ sich mehr durch sie verlocken. Sie war alt — sie war außer Mode!

Da fand sich denn unser alter Bekannte, der Gastwirth Claus. Gerne reichte sie ihm ihre Hand, um unter der Maske der Hausfrau an seinen Schandthaten Theil zu nehmen. Katharina und Claus wurden ein Paar — eines jener Paare, welche durch ihre Eide so oft die Stufen des Altars besudeln und welche wir in Berlin so häufig und stark vertreten finden.

In der uns bekannten Wirthschaft trieben sie unter dem Scheine ehrlicher Gastwirthe das scheußliche Gewerbe, welches in Raub, Diebstahl, Hehlerei und — Kuppelei bestand. Katharina hatte ihre Unschuld verloren und jedes unschuldige Mädchen war ihr ein Dorn im Auge.

Jedesmal, sobald von einer neuen Schandthat die Rede war, belebten sich ihre welken Züge. Aber Entzücken, Jubel sprach sich darin aus, als eines Tages der alte Claus ihr mittheilte, daß der Frau von Neudorf ihr Kind geraubt werden sollte.

Lange hatte die alte Käthe nicht gebetet. Bei dieser Nachricht aber rief sie mit wirklich freudiger Aufrichtigkeit: O, es giebt doch noch eine Gerechtigkeit dort Oben!" Und unwillkürlich richtete sie ihre Blicke gen Himmel.

Doch nur kurze Zeit währte dieser fromme Erguß. Das alte Weib war schon zu verhärtet. Sie konnte nicht mehr beten! Sie konnte nicht — wenn sie auch wollte!

Ja, es war die Schwiegertochter ihres Verführers, jenes stolzen Mannes, welcher sie einst so elend gemacht hatte; es war die Frau seines verstorbenen Sohnes, der man das Kind raubte. Auch deren Kind wurde von der Mutterbrust gerissen, wurde elend, weit elender, als ihr Kind einst geworden war!

Sie war glänzend gerächt! O, hätte sie sich, als sie vor Jahren aus dem Zuchthause kam, eine solche Vorstellung von der göttlichen Gerechtigkeit machen können! Hätte sie das geahnt, so wäre sie ein ordentliches Mädchen geworden. Sie wurde gerächt, glänzend gerächt, aber es war schon spät, spät am Abend, an ihrem Lebensabend!! — — — —

Wir haben gesehen, mit welcher Freude sie an jenem Abend den Juden und seine Begleiter willkommen hieß. Niemand von diesen hätte wohl geglaubt, daß der Großvater dieses Kindes, um dessen Raub es sich hier handelte, vor Jahren die Liebe der alten Käthe erfleht hatte.

Herr von Neudorf hatte das Verbrechen begangen; seine Schwägerinn jammerte um ihren Knaben; keiner der Verbrecher gedachte mehr der That, zu welcher er den Arm geliehen, bis vielleicht auf den „langen Carl," welchem dieselbe wohl im

Kopfe herumging, weil sie ihm jetzt, wo er gefangen war, leicht den Kopf kosten konnte.

Monate waren vergangen. Claus mußte, wie der freundliche Leser bereits erfahren hat, auf Geheiß des schwarzen Jaques, seine Wirthschaft verlassen, um den geraubten Knaben von Berlin zu entfernen.

Wo aber blieb Mutter Käthe, wenn ein etwaiger Verrath vom langen Carl ihr sauberes Treiben enthüllte? Auch ihr sollte geholfen werden!

Sie hatte ja viele Bekanntschaften! Zu diesen gehörte auch der Baron von Ligny, uns auch schon unter dem Namen „Blaubart" bekannt; ihm gerade hatte sie oft und ziemlich scharf auf die Finger gesehen. Ligny, der stolze Herr von Ligny, der Glücksritter, der unter den Linden in eleganter Karosse dahin brauste, mußte die alte Käthe fürchten.

Zu ihm begab sie sich, und sie kam ihm gelegen. Das Duell, welches Ligny mit dem Lieutenant von Hoch hatte und auch noch die Ursache desselben, hatten ein zweifelhaftes Licht auf diesen ehrenwerthen Herrn geworfen, und er fand es daher für gut, eine kurze Zeit von seiner Geschäftsweise in Etwas abzuweichen, insofern nämlich, als er sich lieber Fremde zu Opfern auserkor, welche des Ortes unkundig waren und die er dann in aller Gemüthlichkeit prellen konnte.

Schnell hatte er daher seinen Plan entworfen; er kannte ja die Vergangenheit der alten Käthe zu gut, um nicht zu wissen, daß dieselbe durch gute Schulbildung und durch einen gewissen gesellschaftlichen Schliff leicht täuschen konnte.

„Ich habe einen vorzüglichen Vorschlag für Dich, alte Hexe, rief er, nachdem er eine kurze Zeit nachgedacht, „vorausgesetzt, daß Du in dem verdammten Gaunernest nicht Dein bischen Benehmen verlernt hast und nöthigen Falls noch eine anständige Matrone repräsentiren kannst."

„O, wo denken Sie hin, lieber Herr von Ligny," rief die alte Käthe nicht ohne Stolz, „wie sollte ich das verlernt haben?" Und mit einem richtigen Urtheil setzte sie hinzu: „Was der Mensch in der Jugend übt, verlernt er niemals!"

„Nun gut," redete sie Ligny nach kurzem Sinnen wieder

an, „gut, so höre also; ich habe um einer Passion willen, die Du ja kennst —“

„Und die Allen, die Sie nicht kennen, gefährlich ist,“ fiel hier Mutter Käthe ein.

„Schweig, Hexe!“ donnerte Ligny ihr zu. Dann fuhr er, über den Einfall der Alten lächelnd, fort: „Also ich habe ein besonderes Haus in der Kanonierstraße gemiethet und zu meinen Zwecken einrichten lassen. Es muß aber auffallen, daß dort nur zwei junge Damen die Honneurs machen. Deshalb hätte ich gern eine gesetzte Person dort, die unter dem Namen irgend einer hohen Familie die Dame vom Hause repräsentirt. Es ist das für Dich keine schwere Aufgabe, wenn Du statt der alten Lumpen vernünftige Kleider anlegst und Dich alle Tage, namentlich des Morgens, ordentlich wäschst.

„Du hast,“ fuhr er fort, „nichts weiter nöthig, als daß Du ein paar Complimente machst, Jedem etwas Artiges sagst und wenn von Dingen die Rede ist, die über Deinen Horizont gehen, das Maul hältst. Das Letztere ist allerdings für Dich die schwerste Aufgabe,“ setzte er lachend hinzu. „Bist Du mit diesem Dienst einverstanden?“ frug er dann die Alte.

„Gewiß, mein lieber Herr von Ligny,“ sagte Mutter Käthe, freudig grinsend, „nur müssen wir noch über den Hauptpunkt klar werden, denn daß die alte Käthe nicht ohne Verdienst arbeitet, werden Sie doch wissen?“

„Das weiß ich allerdings, alter Drachen!“ fuhr sie Ligny an. „Also hier die Bedingungen: Du erhältst immer Deinen Antheil vom Reingewinn und zwar den dritten Theil von dem, was auf jedes der Mädchen kommt. Für Deine Garderobe und Kost ist gesorgt, und so kannst Du Dir gar kein besseres Leben wünschen.

„Ich bin damit einverstanden!“ rief Mutter Käthe. „Sie können über mich verfügen.“

„So geh in jenes Zimmer dort und kleide Dich um. Du wirst darin Alles finden, was zu Deiner Toilette nöthig ist; dann halte Dich eine Stunde auf, bis ich Dich abholen und an den Ort Deiner vorläufigen Bestimmung führen werde.“

Mutter Käthe eilte dem Zimmer zu.

„Aber noch Eins!“ rief Ligny ihr nach. „Du wirst Dich von heute an schwerhörig stellen, damit Dich die Neugierigen mit Fragen verschonen. Hast Du gehört?!“

„Wie!?“ rief Mutter Käthe, indem sie Ligny ganz nahe trat und die Hand an's Ohr legte.

„Gut gespielt,“ lachte Ligny. „Ich werde Dir aber bis zum Abend ein Sprachrohr besorgen, damit Du meine lieben Freunde nicht durch die Krallen Deiner Finger verjagst.“

Bald hatte Mutter Käthe sich gereinigt und stand, eine halbe Stunde nach diesem Gespräch, vollständig einer alten, ehrwürdigen Matrone gleich, am Fenster, des Wagens harrend, der sie nach dem genannten Hause bringen sollte. — —

Doch kehren wir jetzt zu unseren Freunden zurück.

Zarnekow und Harden standen, bald nachdem sie die, mit kostbaren Teppichen belegte Treppe überschritten hatten, in einem prächtigen Vorsaal, von dessen Decke herab eine reich vergoldete Krone mit ihren vielen Flammen eine Tageshelle verbreitete.

An den Wänden prangten einige ausgewählte Werke der niederländischen Schule. Jenes Aroma parfümirte die Luft, welches man nur in den wirklich feinen Häusern zu athmen pflegt.

Schon im Vorsaal deutete Alles die Eleganz an, die in ihrer Einfachheit ängstlich jede Uebertreibung meidet und gerade deshalb so wohlthuend auf den Beschauer einwirkt.

Zarnekow und Harden waren allein. Die Herren von Lichtenberg hatten ja mit der Dame vom Hause etwas zu ordnen und die Damen konnten doch unmöglich an der Seite fremder Herren in den Salons erscheinen! Das hätte ja doch Anstoß erregt.

Zarnekow und Harden waren also, wie gesagt, allein.

Zarnekow musterte mit Behagen die wohlthuende Eleganz, welche dieses Haus zur Schau trug, während Harden doch etwas bedenklich den Kopf schüttelte, darüber, daß er sich, wenn auch in Begleitung seines Freundes, in ein wildfremdes Haus gewagt hatte.

„Zarnekow!“ unterbrach sich Harden in seinen Betrachtungen,

„Zarnekow! Mir scheint es doch gewagt, daß wir uns so ohne Weiteres auf einen solchen Besuch eingelassen haben.“ — —

„Schon wieder mit den Erwägungen, Harden!“ rief Zarnekow lächelnd. „Lassen Sie mir zu Liebe alle Erwägungen bei Seite, denken Sie lieber daran, daß uns unser gutes Geschick zu den Damen führte, deren Gegenwart wir vor Kurzem noch so heiß ersehnten und die, unter uns gesagt, gar nicht so spröde scheinen!“

„Es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache!“ entgegnete Harden. „Hat mir doch Herr von Lichtenberg selbst gesagt, daß Taschendiebe und Bauernfänger hier in Berlin überall, in allen Salons zu finden sind.“

„Und Sie glauben doch nicht etwa gar,“ lächelte Zarnekow, „daß wir in einer Gaunerherberge sind? Mir wenigstens scheinen diese kostbaren Velour-Tapeten nicht für dergleichen Gesindel geschaffen, lieber Harden!“

„Mag sein!“ entgegnete Harden, „ich habe es aber doch für nöthig gehalten, mein Geld an einen Ort zu verbergen, wo es so leicht Niemand suchen wird. Ich habe nämlich mein Geld in die hinteren Taschen meines Fracks gesteckt, da soll es nun erst Einer suchen. Ein capitaler Einfall!“ unterbrach er sich selbst. „Es wäre auch zu schön, wenn sich ein pommerscher Edelmann von einem Berliner Bauernfänger betrügen ließe.“

Jetzt wurde eine Thür geöffnet und Mutter Käthe, die wir jetzt Frau von Hochheim nennen, trat in dieselbe, um die lieben Gäste an der Schwelle „ihrer Salons“ zu empfangen. Sie bot ganz das Bild einer vornehmen Matrone dar und ein wohlwollendes Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie die beiden Freunde willkommen hieß.

Elisabeth und Alma befanden sich in ihrer Begleitung und stellten der Frau von Hochheim die Herren vor.

„Sie sind mir bereits von diesen Damen,“ begann Frau von Hochheim, „so vortheilhaft empfohlen, daß ich Sie auf's Wärmste begrüßen kann, um so mehr, da Sie, meine Herren, zu dem ältesten Adel Pommerns gehören, der Provinz, in welcher auch meine Wiege stand.“

„Und wir werden uns solcher Güte würdig zeigen,“ entgeg-

nete Zarnekow mit einer tiefen Verbeugung, die ihm zugleich gestattete, einen forschenden Seitenblick auf Elisabeth zu richten, die wie durch Zufall an seine Seite getreten war.

Harden erwiederte ebenfalls den freundlichen Gruß mit einem tiefen Compliment und auch er war glücklich, an Alma's Seite sich zu befinden.

Nichts war natürlicher, als daß Beide ihren Damen den Arm boten und sie in die Salons der Frau von Hochheim führten.

Die Mädchen sahen jetzt reizender aus, als vorher. Eng anschließende Kleider ließen ihre Formen herrlich hervortreten und es hätte auch wohl jeder Andere begehrende Blicke auf sie geworfen.

Bald hatte sich, bei einer Tasse Thee, eine geläufige Unterhaltung entwickelt. Aber sonderbar, war es der Thee oder die Aufregung des Gesprächs, Zarnekow und Harden fühlten jene schwerfällige Behaglichkeit, die man nach dem übermäßigen Genusse des Weins zu empfinden pflegt.

Bald wurden sie heiter und gesprächig und bei klarem Verstande hätten sie Beide wohl bald bemerken müssen, daß ihre Damen in der That nicht so spröde waren, als sie heut bei der ersten Begegnung im Museum glaubten.

Nach und nach hatte sich eine kleine Gesellschaft eingefunden. Sogar einige Herren in Uniform waren anwesend. Ein Bauernfänger von der besseren Sorte trägt auch wohl einmal auf ein paar Stunden eine Uniform, wenn es sein Vortheil erheischt.

Es wurde immer lebhafter in der Gesellschaft. — — — Elisabeth und Alma, zum Singen aufgefordert, trugen einige jener Lieder vor, die, ohne gerade anstößig zu sein, dennoch die Sinne des Hörers aufregen. Beide ernteten reichen Beifall; selbst von Harden, der schon nicht mehr Herr seiner Sinne war, applaudirte mächtig. Bei klarem Verstande hätte er auch wohl, nachdem er dergleichen Lieder von der himmlischen Alma vernommen, nach der hinteren Fracktasche gefühlt, um sich zu überzeugen, ob sein Geld noch vorhanden sei.

Die beiden Herren von Lichtenberg waren jetzt auch erschie-

nen und wurden von den Anwesenden mit sichtlichen Zeichen der Hochachtung begrüßt.

Elisabeth und Alma hatten sich wieder an der Seite ihrer Anbeter placirt, während sich die meisten der Gäste in ein Nebenzimmer verfügten.

Bald schallten aus diesem Zimmer die verrätherischen Klänge der Würfel. Zarnekow und Harden aber hörten Nichts davon. Sie waren vollkommen damit beschäftigt, ihre Damen zu unterhalten, welche wirklich mehr als liebenswürdig waren.

Elisabeth hatte ihr Füßchen über Zarnekows Bein gelegt, während Alma, wie sie sagte, aus Uebermuth, Harden so feurig umarmte, daß dieser vor Wonne alle Taschendiebe und Bauernfänger der Welt, ja selbst seine hinteren Taschen, mitsammt dem Gelde darin, vergaß.

Immer lauter wurde im Nebenzimmer das Getöse; immer heller klang der Schall der Würfel herüber; Niemand achtete darauf.

Da endlich hatte sich Elisabeth erhoben und bat Herrn von Zarnekow, sie zu begleiten. Mit Vergnügen war dieser dazu bereit. Der Klang der Würfel, den er jetzt erst vernahm, war ihm, der überhaupt ein Freund des geselligen Spiels war, nur zu verlockend; und gern begleitete er seine Schöne in das Gemach, um selbst am Spiel Theil zu nehmen.

Kaum jedoch hatte er die Schwelle des Zimmers übertreten, als er fast zurückprallte. Zarnekow hatte in Pommern auch gespielt, aber was er hier sah, übertraf alle seine Erwartungen.

Er glaubte sich plötzlich in eine jener Spielhöllen versetzt, die wir noch jetzt in den deutschen Badeorten finden und die jährlich ihre Opfer fordern.

„Ein kleines, harmloses Spielchen!" rief ihm der jüngere Lichtenberg, ohne vom Tische aufzublicken, entgegen und als errathe er die Gedanken seines Opfers, fügte er lächelnd hinzu: „So hoch treiben es die Herrschaften in Pommern wohl nicht?"

Er hatte sich nicht getäuscht. Ein pommerscher Gutsbesitzer kann Alles in der Welt ertragen, nur keinen Flecken auf den Adel seiner Heimath. Und nicht spielen, nicht hoch spielen, kann auch mitunter ein Flecken sein.

Mit einer Schnelligkeit, die einer würdigeren Sache werth gewesen wäre, war er an den Spieltisch getreten, hatte eine Banknote von ziemlich hohem Werthe aus dem Portefeuille genommen, dieselbe auf den Tisch geworfen und mit den Worten: „Der pommersche Adel darf Ihnen, meine Herren, nichts nachgeben!“ die Becher mit den verhängnißvollen Würfeln ergriffen.

Zarnekow spielte und gewann. Immer größer wurde der Haufen Goldes vor ihm; immer eifriger spielte er. — —

Im Nebenzimmer hatte sich indeß die Scene verändert. Die schöne Alma hatte ihren spröden Liebhaber besiegt. Harden, der Mann der Grundsätze, hatte durch den Grundsatz, daß man das Leben genießen müsse, alle besseren Grundsätze besiegt. Er erwog wohl noch; aber nur das erwog er, daß er sich nie im Leben so glücklich gefühlt hatte, als in Alma's Armen. Ja, der Mann der Grundsätze erwiederte leidenschaftlich die Umarmungen der Sirene; er schwelgte in einem Meer von Wonne.

Währenddem war es vor dem Hause lebendig geworden. Eine kleine Schaar von Herren hatte sich demselben, von dem Wilhelmsplatze aus, genähert. Der Criminal-Beamte, welcher den Banquier am Opernhause beobachtet hatte, war sofort, als er seinen Posten daselbst verlassen konnte, nach dem Molkenmarkt geeilt. Hier hatte er, durch des langen Carl Vermittelung, bald die Spur der sauberen Herrschaften gefunden und hatte, auf früher ausgesprochenen Wunsch, schnell den Baron von Werth und den wieder genesenen Legationssecretair von Born von seinem Vorhaben in Kenntniß setzen lassen.

So fanden sich der Baron von Werth und der Legationssecretair von Born kurz nach Mitternacht, in Begleitung mehrerer Polizeibeamten, auf dem Wilhelmsplatze ein und begaben sich in corpore nach dem Hause in der Kanonierstraße Nr. ***

Die Thür, zu welcher der Revierwächter keinen Schlüssel hatte, wurde durch einen schnell requirirten Schlosser ohne Geräusch geöffnet, und während oben bei Frau von Hochheim das Verbrechen sich sicher wähnte, nahten bereits die Häscher, um die Gefährten des Lasters in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Oben hatte sich die Scene inzwischen verändert. Zarnekow, der nur, um die Ehre des hinterpommerschen Adels zu retten,

ein paar Thaler wagen wollte, gewann nicht mehr. Im Gegentheil, er hatte bereits eine Summe verloren, die weit über seine Vermögens-Verhältnisse hinausging. Er wußte ja nicht, daß man auch in den vornehmeren Kreisen mit gefüllten Würfeln spielt. Todesbleich ergriff er nach jedem neuen Verlust die Würfel von Neuem, und erinnerte in seiner Aufregung sehr stark an die beiden Spielleute, welche erschossen werden sollten und von denen der begnadigt wurde, welcher den höchsten Wurf that, und die deßhalb auf dem Kalbfell einer großen Trommel um ihr Leben würfelten.

Zarnekow, der Arme! Er hatte nicht mehr viel zu bieten. Der größte Theil seines Vermögens war bereits in die Tasche dieser Betrüger gewandert. Er wollte noch einmal wagen — Alles wagen! Entschlossen wie der Schiffbrüchige, welcher im Moment der Gefahr nach jedem, auch dem kleinsten Gegenstand greift, um sich durch denselben über Wasser zu halten, hatte auch er seine Hoffnung auf einen Moment gesetzt.

Eine bedeutende Summe, den Rest fast seines ganzen Baarvermögens, hatte er auf den Tisch geschleudert. Es entstand eine Pause. Die übrigen Anwesenden, Spieler von Profession, wußten nur zu gut, um was es sich handelte. Sie hatten dergleichen Opfer schon mehr gesehen. Sie zögerten! Sei es, daß sie sich an dem Anblick der Verzweiflung weideten; sei es, daß diese höheren Bauernfänger vor der Qual des Gefolterten zurückschreckten — kurz sie zögerten!

Zarnekow's Stirnader war hoch angeschwollen und in großen Tropfen perlte der Schweiß von seinem Antlitz. Aber es mußte entschieden sein. Er konnte diese Ungewißheit nicht länger ertragen.

„Vorwärts, Herr von Lichtenberg!" rief er dem Banquier zu.

Dieser warf zögernd die Würfel. Er hatte einen hohen Wurf gethan.

Zarnekow ergriff jetzt den zierlichen Becher. Auch er wollte einen Wurf thun, vielleicht den letzten! Seine Hand zitterte heftig, als er den Becher erhob. Sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Nur der eine Wurf noch und im nächsten Augenblick war der reiche Gutsherr ein Bettler, war seine Familie verarmt,

geschändet, durch ihr Oberhaupt, durch den Gatten, durch den Vater, den sie in treuer, inniger Liebe anhingen und der nun leichtsinnig ihr Wohl auf's Spiel setzte. Zarnekow zögerte — er zögerte lange! — — —

Im Nebenzimmer befand sich Harden in nicht minder aufgeregter Stimmung, wenngleich seine Situation eine bedeutend angenehmere war.

Die schöne Alma hielt ihn mit ihren weichen Armen umschlungen und tiefe Seufzer entrangen sich der Brust des wackeren Edlen, der einer solchen süßen Gewalt doch so gern weichen wollte.

Einen brennenden Kuß drückte Harden eben auf Alma's blendenden Nacken, da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und mit einem lauten Schrei des Entsetzens entrieß sich Alma seinen Umarmungen, indem sie nach der geöffneten Thür entfliehen wollte.

„Halt, Elende!" donnerte ihr der soeben im Zimmer erschienene ältere Lichtenberg zu, indem er die Thür hinter sich ins Schloß warf, daß die Fenster des Gemaches klirrten.

„Ist das Deine Liebe?" fuhr er dann fort. „Schäme Dich, elende Kreatur, auf so gemeine Weise den Namen Deiner Familie zu beflecken."

Harden hatte sich eben erhoben, um Herrn von Lichtenberg über die seltsame Situation Aufklärung zu geben.

Lichtenberg ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen.

„Mein Herr," begann er mit schneidender Kälte, „mein Herr, Sie haben meine Ehre und mein Hausrecht so gröblich verletzt, daß Sie es wohl nur natürlich finden, wenn ich von Ihnen Genugthung verlange."

Hardens Gesicht hatte sich bei dieser Aufforderung um ein Merkliches verlängert. Eine fahle Blässe bedeckte dasselbe, und er stotterte alle möglichen Entschuldigungen. Hatte der arme Mensch doch nie in seinen Leben einem Duell beigewohnt.

In diesem Augenblick schien ihm selbst seine eifersüchtige Gouvernante ein Engel; alle seine pommerschen Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf, und unwillkürlich fühlte er nach

seiner hinteren Tasche, als ob er sich fragen wollte, was ihm denn nun sein Vermögen nütze.

In doppelter Schwermuth überhäufte er sich jetzt mit Vorwürfen. Er dachte an seine Kinder, die er jetzt durch seinen Leichtsinn so unendlich elend machte.

Herr von Lichtenberg ließ ihm jedoch nicht lange Zeit zu solchen Betrachtungen. Ruhig hatte derselbe ein Paar kostbar ausgelegte Pistolen gezogen und hielt sie Harden mit einer ernsten Verbeugung vor, während er ihn noch einmal folgendermaßen anredete:

„Mein Herr, unsere Angelegenheit duldet, der Ehre meines Hauses halber, keine Zeugen; wir werden uns daher ohne Secundanten schießen. Um Ihnen indeß gerecht zu sein, sollen Sie die Waffen untersuchen und die geringe Distance ausmessen. Nehmen Sie die Pistolen, wir schießen uns über's Taschentuch!"

Er wollte Harden die Pistolen übergeben, welcher jedoch den Waffen mit einer Scheu auswich, als wäre eine bloße Berührung derselben von tödtlicher Wirkung.

„Herr von Lichtenberg," sagte er endlich und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, „ich habe wirklich kein Taschentuch bei mir, kann also Ihr überaus freundliches Anerbieten nicht annehmen. Darf es denn nicht vielleicht ein Handtuch sein? Die Paar Fuß Länge thun ja Nichts zur Sache."

Lichtenberg konnte nur mit Noth ein Lächeln zurückdrängen, als Harden, immer wie Espenlaub zitternd, fortfuhr:

„Ist es denn so überaus nöthig, daß Einer von uns sterben muß? Läßt sich denn die Sache nicht auf andere Weise realisiren?

Lichtenberg schien einen Augenblick nachzudenken. „Wohlan," rief er dann, „ich habe einen Ausweg gefunden; es ist der einzige, der uns übrig bleibt!

Harden athmete hoch auf, während Lichtenberg fortfuhr:

„Meine Nichte ist meine Verlobte! Da sie kein Vermögen besitzt, bot ich ihr meine Hand, um so meinen Ueberfluß mit der leiblichen Tochter meines verstorbenen Bruders zu theilen. An eine Verbindung mit meiner Nichte ist nun aber, nach dem heutigen Vorfall, meinerseits nicht zu denken; es ist daher meine

Pflicht, Alma's Zukunft durch ein Vermögen sicher zu stellen, so daß sie nöthigen Falls auch einem andern Manne eine anständige Mitgift bieten kann. Denn offen gesagt, ist die heutige Welt zu materiell, um der bloßen Schönheit halber ein Mädchen zu freien, auf welcher, trotz ihrer hohen Geburt, ein Flecken haftet. Denn die Aufhebung unserer Verlobung wird Aufsehen erregen; man wird bald in allen Kreisen davon sprechen. Gold ist aber heutzutage das beste Mittel, einen vorlauten Schwätzer zum Schweigen zu bringen! Wollen Sie also die Summe zahlen, welche mir für Alma's Mitgift angemessen erscheint, so will ich die Angelegenheit mit Schweigen übergehen, vorausgesetzt, daß Sie noch in dieser Stunde mein Haus, welches Zeuge dieser Schande war, verlassen!"

Harden, welcher beim Beginn dieser Auseinandersetzung aufathmete, wurde immer bedenklicher, bis nach Schluß der Eröffnungen ein leises Stöhnen sich aus seiner gepreßten Brust hervorrang.

„Mein Gott, Herr von Lichtenberg!" rief er fast eben so entsetzt, als beim Anblick der Pistolen. — „Mein Gott! Was verlangen Sie für eine Summe?"

Lichtenberg weidete sich an dem Entsetzen seines Opfers, dann sagte er mit eiserner Ruhe und mit einer Gleichgültigkeit, als handele es sich um etwas Alltägliches:

„Da meine Nichte meine Gattin werden sollte, so habe ich selbstverständlich die Hälfte meines Vermögens für sie bestimmt. Dieses beträgt nun, außer meinen Besitzungen, etwa die Summe von viermalhunderttausend Thaler. Es würde demzufolge die Hälfte der Summe ausreichen."

„Herr!" rief Harden, dessen Kniee schlotterten, „wollen Sie mich mit Gewalt ruiniren? Niemals kann ich auf eine solche Bedingung eingehen; ich würde die Existenz meiner ganzen Familie vernichten!"

„So bleibt es bei unserer ersten Abmachung!" sagte Lichtenberg gelassen. „Bitte, bedienen Sie sich!" Mit diesen Worten hatte er dem armen Harden die Pistolen präsentirt.

Harden aber war nur dem Namen nach ein Edelmann, er war Geldmensch. Geldmenschen aber sind feige. Mit einem

fast komischen Satz war er dem Bereiche der Waffen ausgewichen. Doch er kannte seinen Peiniger schlecht und ließ sich auf Handeln ein.

„Zwanzigtausend Thaler!“ rief er mit flehender Geberde. „Sollte diese Summe nicht genügen?“

Lichtenberg konnte nicht umhin, den armen Harden mit einem Blick tiefer Verachtung zu strafen. Lichtenberg war ein Betrüger, ein Bauernfänger! Aber er war ein Mann, den wir bereits unerschrocken der todtbringenden Waffe gegenüber gesehen. Der freundliche Leser wird sich des Duells mit dem Lieutenant von Hoch erinnern.

Lichtenberg war aber auch ein guter Schauspieler und spielte seine Rolle, die Rolle des empörten Onkels, des gekränkten Liebhabers, vortrefflich.

„Mein Herr!“ erwiederte er mit wirklicher Verachtung. „Ich bin zu wenig Kaufmann, um zu wissen, wie hoch die Ehre bei Ihnen im Preise steht. Ich kann aber auch meine Zeit nicht mit Feilschen vergeuden, weil ich dieselbe nützlicher anwenden muß. Kommen Sie also zu einer Entschließung. Entweder Sie gehen die Bedingungen ein, die ich Ihnen großmüthig genug gemacht habe oder wir schießen uns und das sofort!“

Wohl wußte Lichtenberg, daß Harden sein Vermögen bei sich führte, er hatte aber auch dessen Natur kennen gelernt, er wußte, daß er schließlich lieber sein Vermögen geben würde, ehe er sich duellirte! Wozu sollte also Lichtenberg Blut vergießen, da er weit leichter zum Ziele kam. Menschenblut ist bald vergossen, aber es läßt sich nie aus dem Gewissen des Mörders verwischen!

Harden überlegte noch ängstlich, als Lichtenberg plötzlich einen Moment hoch aufhorchte und gleich darauf durch die Thür des Nebenzimmers verschwand. — —

Im andern Zimmer hatte Zarnekow indeß den verhängnißvollen Wurf gethan, aber mit dem Verlust seines Vermögens war auch zugleich die nüchterne Besinnung in ihm zurückgekehrt. Er stand vernichtet; er kam sich selbst wie der größte Verbrecher vor. Er schämte sich seines Leichtsinns, seiner Leidenschaft, der er diesen großen Verlust zu-

schrieb. Noch wußte er ja nicht, in welche Gesellschaft er gerathen war.

Der jüngere Lichtenberg war eben dabei, die mächtigen Haufen Geldes und die Banknoten einzuscharren, als der ältere Lichtenberg in's Spielzimmer stürzte.

„Rettet Euch!" rief er, indem er auf eine Thür deutete, welche man nur an die hier etwas abweichende Farbe der Velour-Tapeten erkannte. Doch es schien bereits zu spät.

„Aufgemacht im Namen des Gesetzes!" schallte es von draußen herein und im selben Moment wurde dieser Ruf von der Tapetenthür her vernommen. Der Hauptweg zur Flucht war der biederen Gesellschaft also verrammelt. Sie war verrathen!

Gleich darauf sprang die Thür, welche nach dem Vorzimmer führte, den gewaltigen Stößen der Außenstehenden weichend, auf und der Criminal-Commissarius X. betrat in Gesellschaft des Baron von Werth und des Legations-Sekretairs von Born, sowie von einer Anzahl von Schutzleuten gefolgt, das Zimmer. In demselben Augenblick wurde auch die Tapetenthür gewaltsam geöffnet, und durch dieselbe drangen ebenfalls eine Anzahl Polizeibeamter in dasselbe ein.

Einen Moment waren alle darin Anwesenden bestürzt.

„Treffen wir uns doch noch wieder, mein werther Freund!" Mit diesen höhnisch gesprochenen Worten hatte sich der Legations-Secretair von Born an den jüngeren Lichtenberg, den „Banquier," gewendet.

Dieser knirschte vor Wuth, doch umsonst, da der Criminal-Commissarius eben seine gewichtige Hand mit den bedeutungsvollen Worten: „Im Namen des Königs!" auf das noch nicht eingescharrte Gold legte.

Zarnekow stand während dieser Vorgänge in stillem Brüten in einer Ecke des Zimmers und blickte theilnahmlos auf eine Scene, die unter anderen Umständen wohl sein ganzes Interesse erregt hätte.

„Mein Gott! Herr von Zarnekow!" rief der Baron von Werth plötzlich, als er Zarnekow erblickte, „Sie sind doch nicht hier ebenfalls betrogen worden?"

Zarnekow konnte im ersten Augenblick nichts erwiedern.

Ein Blick der Verzweiflung, sowie sein ganzes Wesen sprachen nur zu deutlich für die Vermuthung des Herrn von Werth.

Endlich hatte Zarnekow die Sprache wieder erhalten und indem er den Baron um den Hals fiel, sprach er nur die wenigen Worte:

„Alles! Alles! Ich bin ruinirt! Mein armes Weib! Meine unschuldigen Kinder!“ Dann schluchzte er laut und heftig.

Baron von Werth und Zarnekow waren alte Freunde. Ihre Besitzungen grenzten ziemlich nahe an einander. Lange hatten sie sich nicht gesehen, weil der Baron von Werth ein Ehrenamt bekleidete, welches ihn oft lange Zeit an die Residenz fesselte. Baron von Werth fand seinen Freund, er fand ihn vernichtet! — —

Der Criminal-Commissarius hatte auch sofort, als er Zarnekow erblickte, gesehen, was hier vorgefallen war. Da er die Betroffenen durch seine wirklich guten Maßregeln sicher glaubte, so schickte er sich zu einem vorläufigen Verhör an.

Dies Alles war übrigens weit schneller vor sich gegangen, als wir es hier wiedergeben können.

Mit wohlwollender Theilnahme wandte sich der erfahrene Beamte an Zarnekow, um sich von ihm einigen Aufschluß zu erbitten. Die Schutzleute standen, ihre Gefangenen sicher wähnend, in zwei Gruppen, im leisen Gespräch, die Thüren des Zimmers wohl beachtend.

Diesen Moment benutzte Ligny und ein einziger Blick, welchen er dem Banquier zuwarf, genügte, um sich mit diesem zu verständigen.

Wie durch Zufall nahten sich Beide dem nach der Straße zu gelegenen Fenster; dann, in einem Augenblick, hatte Ligny dasselbe geöffnet, sprang hinaus und mit dem höhnischen Gruß: „Auf Wiedersehen!“ folgte ihm der Banquier.

Eben so schnell waren aber mehrere Beamte ihnen nach und die Rufe und Nothsignale weckten manchen Berliner, welcher neugierig sein Haupt aus dem Fenster steckte, um die Ursache des Lärmes zu erspähen.

Während unten auf der Straße ein tolles Jagen begann,

wiedersetzten sich auch die noch im Zimmer befindlichen Complicen der Sippschaft, besonders durch Elisabeth und Alma angespornt, ihrer Verhaftung. Der größte Theil der Beamten war mit der Verfolgung der beiden Flüchtigen beschäftigt und auf ihre Uebermacht vertrauend, griffen jetzt die Bauernfänger die Polizei-Beamten an. Es entspann sich ein wilder Kampf.

Lange Dolchmesser blitzten hier und dort, und die Beamten waren in einer sehr mißlichen Lage. Der größte Theil der Spieler hatte aber auch Grund, Alles daran zu wagen, aus den Händen der Polizei befreit zu werden. So dauerte der wilde Kampf fort.

Die Beamten, welche nur auf ihre kurzen Säbel angewiesen waren, schonten dieselben nicht und bald hatten sie die meisten der Bauernfänger überwunden. Nur noch Wenige von diesen, darunter auch Alma und Elisabeth, kämpften um ihre Freiheit.

Da erloschen plötzlich alle Flammen im Zimmer. Die Beamten befanden sich in dichtester Finsterniß, in einem fremden Raume — die Thüren fielen zu; die Beamten waren gefangen. — Sie waren trotz ihrer Umsicht gefangen — in den Händen der Bauernfänger! —

Achtundzwanzigstes Capitel.

Ein armes, reiches Kind.

Es war ein heiterer Wintermorgen, Tausende von Spaziergängern belebten die Straßen Berlins; denn auch ein schöner Wintermorgen hat seine Annehmlichkeiten, von denen freilich der Hypochonder nichts wissen will.

Der Himmel, von jedem Wölkchen frei, wölbte sich mit seiner Azurbläue über die Erde. Die Straßen, welche vom hart-

gefrornen Schnee glänzten, sowie die Häuser mit ihren weißen Dächern, boten ein Bild dar, das selbst dem verweichlichsten Stubenhocker den Aufenthalt am warmen Ofen verleiden konnte.

Auf dem Hamburger Bahnhofe zu Berlin herrschte ein reges Treiben. Eine dichte Menschenmenge wogte in der großen Emgfangshalle auf und nieder. Der Zug sollte in kurzer Zeit abgehen und da ist es wohl natürlich, daß sich eine so große Menschenmenge eingefnnden hatte.

Die Einen, mit leichter oder schwerer Reisetasche oder auch anderem Gepäck, wollten verreisen zum Vergnügen — in Geschäften. Andere mit Gepäck förmlich überladen, wollen auch verreisen. Sie wollen dem lieben Vaterlande Abschied sagen — für immer! — Ach nein, nicht für immer! Wenn sie weit überm Ocean reich, unermeßlich reich geworden sind, wollen sie zurückkehren in die Heimath und wollen die Muttererde als freie, begüterte Menschen betreten. Das wollen sie! — — —

Möchte ihr Muth, ihr Hoffen sich erfüllen!

Einmal hatte die Glocke geläutet, zum Zeichen, daß in wenigen Minuten der Zug davonsausen würde. Alles drängte sich an die Billet-Kasse.

Der Reisende vom Fach ist darin eigenthümlich. Im Wartesaal des Bahnhofes angelangt, überläßt er sich der wohlthuenden Ruhe; er scheut fast jede Bewegung. So sitzt er da, bis die Glocke zum ersten Male läutet. Dann hat er plötzlich Leben bekommen und mit einer Hast, als wollte ihm die halbe Welt sein Billet streitig machen, eilt er an die Kasse.

So war es heute. „Eins Wittenberge, Erster!" rief ein vornehm um sich schauender Herr, indem er sich durch die Menge an den Schalter drängte, als würden dadurch, daß er erster Klasse fährt, alle Mitfahrenden beglückt.

„Eins Hamburg, Vierter!" flüsterte ein junger Mann, dem fast die Schamröthe in's Gesicht trat, darüber, daß er für sein gutes Geld im schlechteren Waggon die Reise nach Hamburg machen mußte.

So währte dieses Drängen und Treiben an der Kasse noch eine ganze Zeit und der Expedient hatte vollauf zu thun.

Es läutete zum zweiten Male! An der Kasse war schon

nicht mehr jene bunte Menge. Nur spärlich noch erschienen die Passagiere, um ein Billet zu lösen.

Da trat auch ein alter Mann in gebückter Haltung an den Schalter. Nach der Sitte der Landbewohner in der Nähe Berlins hatte er einen sogenannten „Brotkober“ über die Schulter gehängt, aus welchem verrätherisch einige Speisevorräthe nebst einer großen Bouteille hervorguckten.

Er trug ein Kind auf dem Arme, welches, seinem Stande gemäß, in ein schlichtes Mäntelchen gehüllt war.

„Zwei Billets nach Nauen, vierter Klasse!“ forderte er mit jener ängstlichen Bescheidenheit, welche der Landbewohner, selbst dem kleinsten Beamten gegenüber, zur Schau trägt.

Er erhielt seine Billets und ging nach dem Empfangssaal, nicht ohne von dem Polizeibeamten, welcher neben der Kasse stand, mit aufmerksamen Blicken verfolgt zu werden.

Das schadete aber nicht. Claus — denn das war unser Landmann — hatte seine Komödie gut gespielt. Dadurch, daß er nun zwar zwei Billets bis Nauen nahm, hatte er ein etwaiges Mißtrauen des Beamten in doppelter Beziehung unterdrückt. Erstens, weil ein Flüchtling doch wohl Billets auf eine größere Strecke genommen haben würde und dann, weil er zwei Billets nahm; also jedenfalls nicht allein reiste, sondern in Begleitung seiner Frau, für welche er ebenfalls ein Billet gelöst hatte.

„Armes Wurm!“ sprach Claus für sich, als er durch den Empfangssaal auf den Perron schritt. „Armes Wurm! fast könntest du mich dauern. Es ist wahr, der schwarze Jacques ist edel, sehr edel und ich selbst habe schon oft davon Beweise gehabt; weshalb aber läßt er dieses arme Ding so in die halbe Welt umherziehen, anstatt es seiner Mutter zu übersenden?“

„Ich bin gewiß kein Engel,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „und ich habe, wenn es eine Hölle giebt, sicherlich die Anwartschaft auf einen guten Sitz darin, und doch thut es mir leid, wenn ich solch junges Ding sehe, was sich, kaum geboren, schon durch die Welt schlagen muß!“

„Und in welche Gesellschaft der kleine Kerl kommt,“ setzte er nicht ohne Grauen hinzu; „erst bei dem alten Juden Salomon unter wer weiß welchem Gesindel, und nun in die meinige,

die für den kleinen Kerl auch nichts weniger als vortheilhaft sein kann. — Na, wenigstens befindet er sich jetzt bei einem Manne, der die Welt kennt. War ich doch lange Jahre Diener in einem großen Hause, bis mich der Teufel blendete. Ich selbst stahl eine Uhr, wurde dabei ertappt, bestraft und mit der Polizeiaufsicht war mir zugleich der Weg zur Besserung versperrt. Ich durfte nicht mehr zurückkehren!"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen hatte er den Waggon erreicht. Ein letztes Läuten, ein schrillendes, langgezogenes Pfeifen und der Zug setzte sich in Bewegung.

In Nauen angelangt, nahm Claus Billets nach seinem nächsten Bestimmungsort Hamburg und war nun für's Erste vor aller Verfolgung sicher. Den Passagieren hatte er bald unaufgefordert eine passende Geschichte, die mit dem Besitz des Knaben zusammenhing, aufgetischt. Er wußte dieselbe so gut zu erfinden, das Alle mit Interesse das Kind betrachteten. Auch mußte Jeder, der die Sorgfalt sah, mit welcher Claus das zarte kleine Wesen behandelte, ihm Glauben schenken.

Claus hatte aber auch alle Ursache, das Kind gut zu behandeln. Es war dies der ausdrückliche Wunsch des schwarzen Jacques, welcher Claus eine bedeutende Summe zur Verpflegung desselben übergeben hatte. Dann aber war in dem Gemüth des alten Claus noch nicht jede Spur von Menschlichkeit erstickt worden und es war das Mitleid, welches er mit seinem kleinen Pflegling empfand, ungeheuchelt.

In wenigen Stunden hatte der Zug die weite Strecke zwischen Berlin und Hamburg zurückgelegt. Claus hatte seinen Waggon verlassen und begab sich wenige Minuten darauf in das Getümmel der fremden Stadt, fern dem Heimathsort, den er erst vor 7—8 Stunden verlassen.

Vom Bahnhof kommend, schritt er mit seinem Pflegling im Arm die Niedern-Straße entlang, kam dann über den Pferdemarkt und ging immer weiter, die durch viele Tausende von Gasflammen erleuchteten Straßen entlang, bis er sich plötzlich in dem schönsten Theil Hamburgs, am Alster-Bassin, befand.

Da endlich fiel ihm ein, daß er von Salomon eine Adresse erhalten hatte, an welche er sich in Betreff seines Nachtquartiers

wenden sollte, und durch das Geschrei des Knaben beängstigt, wandte er sich endlich mit der Frage nach jener Adresse, an einen Vorübergehenden.

Er erhielt durch Zufall den richtigen Bescheid und pilgerte nun der kleinen Elbstraße zu. Bald hatte er diese, eine kleine Straße, welche vornehmlich viel Trödelläden aufzuweiseu hat, erreicht und wurde, nachdem er Salomons Empfehlung abgegeben, in einer jüdischen Herberge freundlich aufgenommen.

Salomon mußte wohl mehr als eine bloße Empfehlung geschrieben haben, denn namentlich widmete die Wirthin der Spelunke und deren Tochter dem Kinde eine große Sorgfalt. So lag denn das arme Wesen, noch so jung, fern von der Mutter, die es in seidene Bettchen gehüllt hatte, in einer elenden Spelunke!

Du armes — reiches Kind!! — — —

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Erzählung des Juden.

In einem Zimmer, welches von großer Sauberkeit zeugte saßen drei Personen zusammen um einen weißgedeckten Tisch Ein Greis, welcher in dem weißen Haar und mit den milden, strahlenden Augen, einen wahrhaft ehrwürdigen Anblick darbot und dessen Gestalt nur durch einen Höcker verunziert wurde, hatte das obere Ende des kleinen Tisches eingenommen. Ihm zur Rechten saß eine alte Frau mit blendend weißer Haube. Zur Linken hatte sich ein blühendes Mädchen, eine jener orientalischen Schönheiten, niedergelassen, welche mit der Emancipation des Judenthums immer seltener werden.

Der alte Mann, welcher hier wie ein wahrer Patriarch am Sabbathtische saß, war Niemand anders als Salomon.

„Der Gott Abrahams segne Dich, meine Tochter, und lasse Dich zur Freude des ganzen Volkes Israel heranwachsen!“ sprach er, indem er seine welken Hände auf die schönen, schwarzen Locken Rebecca's — so hieß seine Tochter — legte. Rebecca beugte sich anmuthig herab und Salomon küßte mit Innigkeit ihre weiße Stirn.

Dann schnitt er unter dem alt hergebrachten Segensspruch das kuchenähnliche Brod, Barches genannt, an und vertheilte je ein Stück an seine Tischgenossinnen.

Nach dem Genuß des Barches und einem Glase Wein, über welch' letzterem ebenfalls der Segen gesprochen wurde, trug die Hausfrau auf schweren, silbernen Schüsseln den Sabbathschmaus, bestehend in köstlich zubereiteten Fischen, auf nnd die kleine Familie ließ sich alles vortrefflich munden.

Kaum hatten sie gespeist und der alte Salomon das Tischgebet gesprochen, als die ältere Frau sich mit ernster Miene an Salomon wandte.

„Salomon,“ begann Judith — so hieß seine Frau — „wann wirst Du endlich aufgeben das Leben, welches Dir Gefahr bringt an Leib und Seele, um zu weilen im Kreise Deiner Familie, die Dir der Gott unserer Väter gegeben hat, um sie glücklich zu machen? Siehe, Du bist alt und schwach, Deine Tage sind gezählt und es könnte bald kommen der Tag, wo Du erscheinen sollst vor dem Allmächtigen und sollst Rechenschaft ablegen von Deinem Thun auf dieser Welt. Und was hast Du gethan?“

Salomons heitere Stirn hatte sich in finstere Wolken gezogen, während Judith mit ernster Stimme fortfuhr:

„Als Du vor dreißig Jahren mich erwählt hattest zu Deinem Weibe, um mit mir zu wandeln den Weg des Lebens, waren wir arm und elend, aber wir wandelten im Glauben an den Gott unserer Väter auf der rechten Bahn und er ließ es uns nicht mangeln. Der Versöhnungstag war gekommen. Du saßest da am Abend in Deinem Sterbekleide*), in dem Gewand, in

*) Eine alt hergebrachte Sitte bei den Juden, am Versöhnungsfeste in Sterbehemden in der Synagoge zu erscheinen.

welchem Du einst vor Gott erscheinen sollst und sprachst: — Judith, sprachst Du, der Allmächtige hat uns nicht bescheert irdische Güter, Nichts auf der weiten Welt ist unser, aber wir haben ein reines Gemüth. Frei von Schuld dürfen wir an diesem heiligen Tage die Synagoge betreten und dürfen nicht zittern vor den Klängen des Widderhorns*), welches uns, wie einst unseren Vätern an dem Berge Zion die Nähe des Allmächtigen verkündet. Judith, sprachst Du, laß uns so bleiben und wenn ich je einmal abweichen sollte vom Pfade des Glaubens meiner Väter, und sollte schlecht werden, so tritt Du vor mir und ziehe mich zurück von dem Weg des Lasters und führe mich die rechte Straße!" —

Hier hielt sie inne, zahlreiche Thränen perlten aus ihren Augen.

„Salomon!" fuhr sie fort, „Vieles hat sich seitdem verändert. Wir haben den heimathlichen Boden verlassen müssen, um zu wandern in ein fremdes Land. Ich habe es geduldig ertragen. Ist es doch meine Pflicht, zu folgen dem Gatten und Herrn auf der Erde. Aber Deine Seele, Salomon, ist belastet. Du sprichst nicht offen mit mir, Du verbirgst mir viel, sehr viel. Und Du wirst uns bringen in's Unglück; denn Dein Gewinn ist nicht der eines braven Menschen, es ist der Gewinn des Lasters und der Sünde, und solch ein Gewinn bringt nimmer Segen!"

Judith war aufgestanden und mit leuchtenden Augen trat sie vor Salomon hin, während sie mit erhobener Rechten laut rief:

„Salomon, jetzt ist gekommen die Stunde, in der ich Dich zurückführen will auf den Weg der Gerechten. Bei unserem Kinde beschwöre ich Dich, sei offen, verberge mir nichts und ich will für Dich beten, ich will Dich beschirmen!"

Rebecca hatte sich erhoben, sie hatte die bedeutungsvollen Blicke ihres Vaters verstanden. Geräuschlos verließ sie das Gemach.

---

*) Ebenfalls ein ritueller Gebrauch am Neujahrs- und Versöhnungsfeste.

Salomon hatte die Thür hinter seiner Tochter geschlossen und befand sich mit seiner Frau allein.

Eine Weile saß er sinnend da, dann blickte er auf seine Frau, welche noch immer die Spuren einstiger großer Schönheit an sich trug, lange in's Antlitz.

„Judith," begann er dann, „es ist jetzt eine lange Zeit her, daß wir zusammen wandeln den Weg des Lebens und Du hast Deine Stimme nie erhoben, zu fragen nach meinem Handeln. O, hättest Du es gethan schon früher, und manche kummervolle Stunde wäre mir geblieben fern. Ich hätte dereinst legen können mein Haupt ohne Sorge in die Erde, um heimzukehren in den Schooß meiner Väter. Doch so Du frägst, werde ich Dir sagen Alles! Habe ich doch gethan Alles für Dich und für unser Kind, was erhalten wolle der Allmächtige!"

Hier machte er eine lange Pause, als ob es ihm an Kraft fehle, die Erzählung zu beginnen. Dann fuhr er fort:

„Es sind jetzt vergangen viele Jahre darüber, als der Krieg wüthete in unserem Vaterlande, als wir verfolgt wurden von den Gojim*), wie vor Zeiten unsere Väter in Egypten."

„Die Polen hatten erhoben ihr Schwert wider die Gewalt des Czaaren. Unruhe, Zwietracht und Kampf herrschten überall. War es doch ein ganzes Volk, was da kämpfte, vielleicht zum letzten Male, den Kampf der Verzweiflung gegen seine Unterdrücker!"

„Aber nicht allein gegen Russen kämpften sie. Sie griffen auch an unsere Wohnungen, sie plünderten unsere Synagogen, sie schändeten unsere Weiber und der Jude, der so lange unter ihnen gewohnt in Frieden, wurde verfolgt mit Mord und Brand!"

„Judith, das waren schlechte Zeiten!" fuhr er mit erhobener Stimme fort, indem er sinnend das Haupt in seine Rechte stützte. „Du erinnerst Dich jenes Schreckenstages. Die Insurgenten drangen, von Priestern angeführt, in unser Städtchen, um zu plündern. Nicht den Reichen wollten sie berauben, der im Genusse des auf ruchlose Art erworbenen Geldes schwelgte,

---

*) Ungläubige.

nein, das wollten sie nicht! Von ihren gottlosen Priestern angefeuert, fielen sie in die Häuser der Juden ein, um, ob schuldig, ob unschuldig, Alles zu ermorden, was an einen einigen Gott glaubt!"

„In Verzweiflung eilte die Gemeinde nach der Synagoge, um an der heiligen Stätte Gott um seine Barmherzigkeit zu bitten, um seinen Schutz gegen diese Priester, deren Eifer Fanatismus, deren Opfer Menschenblut war, zu erflehn!"

„Ich weiß es," fiel Judith ein, „ich werde diesen Tag niemals vergessen!" Hier brach ein Thränenstrom aus ihren Augen.

Auch über Salomons Gesicht liefen Thränen. Er hatte die Hand seiner Gattin ergriffen und fuhr fort:

„Schon bedecken die Leichen der erschlagenen Glaubensgenossen das Pflaster der Stadt. Aus allen Häusern ertönte das Wuthgeheul der Gemarterten. Es war ein Bild, wie die Zerstörung des Tempels in Jerusalem!"

„Warfen sich doch umsonst die guten Christenmenschen den Insurgenten entgegen. Umsonst war das Flehen der Behörden. Die Helden, die Befreier ihres Vaterlandes, wollten Blut! Sie wollten das Blut der Juden, und in unserem Blute wollten sie schwelgen. Es sollte ihnen ein Freiheitsmahl werden!"

Salomon athmete hier tief auf, dann fuhr er fort:

„Ich hatte Dich, meine Judith, in Sicherheit gebracht, Dich und meine Söhne. Doch die Kinder wollten nicht hören, sie wollten das grausige Schauspiel selbst sehen, was in ihrer Nähe aufgeführt wurde. In einem unbewachten Augenblick eilten sie hinaus auf die Straße. Bald darauf hörte ich Deine Stimme — ich stürzte ihnen nach, aber — ich kam zu spät! Meine Kinder, meine beiden Söhne waren nicht mehr!!" — — —

Salomon und Judith weinten heftig bei dieser Erinnerung. Lange währte es, ehe Salomon das Gespräch wieder fortsetzte.

„Sie waren ermordet, sie waren einer Nation zum Opfer gefallen, welche sich selbst beherrschen wollte; sie waren ein Opfer der Freiheit geworden! Ein grausiges, ein blutiges Opfer!" Wieder unterbrach er sich hier, und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Auch Rebecca war hinausgeeilt! Sie wollte ihren Brü-

dern helfen, oder mit ihnen sterben! — Das arme schwache Kind! Was konnte sie gegen diese Menschen ausrichten? Wohl ließen sie ab von ihrem Treiben, als ihnen das Kind mit flammendem Antlitz entgegentrat. Zwar war sie erst im dreizehnten Jahr, aber sie war schlank wie eine Ceder und weit über ihr Alter hinaus entwickelt. — Rebecca kam zu spät! Die Brüder waren schon unter den Streichen der Mörder gefallen; doch mit einer wahren Gier warfen sie sich jetzt auf unsere Tochter. — Man wollte uns unser Letztes, unser Theuerstes entreißen!"

Hier drückte Salomon die Hand seiner Gattin innig an seine welken Lippen. Auch Judith sah ihren Gatten zärtlich an; die Liebe zu ihrer Tochter, die Erinnerung an gemeinsames Dulden hatte sie verjüngt.

„Wir konnten Nichts zu ihrer Hilfe thun," fuhr Salomon endlich fort, „wir mußten jammernd zusehen, wie unser Kind durch die ersten Liebkosungen entweiht wurde. Händeringend warfen wir uns den Unmenschen zu Füßen. Es war jedoch vergebens!"

„Da plötzlich sprengte ein stattlicher junger Mann die Straße daher. Eine wahrhaft königliche Erscheinung. Leicht flatterte der Mantel, vom Winde bewegt, um seine Schultern, die Pelzmütze keck auf einer Seite; ein mit Steinen besetzter, prächtiger Säbel zierte seine Linke. Auf schnaubendem Roß trabte er heran; schnell hatte er die Gruppe erreicht und mit einem Blick die Lage unseres Kindes erkannt.

„In demselben Augenblick hatte er auch schon den Säbel gezogen und stürzte sich auf die wüste Rotte, welche, sobald sie ihn erblickt, abläßt von unserem Kinde und nach allen Richtungen auseinanderstiebt. — „Ist das der Krieg, den Ihr gegen unsere Unterdrücker führt?" — ruft er und im Nu hat er einem der wüsten Gesellen den Schädel gespalten."

„Ist das Euer Muth," — fuhr er fort — „daß Ihr wehrlose Menschen ermordert, unschuldige Kinder vor den Augen der Eltern schändet? Ist das Deine Frömmigkeit, elender Schurke?" — wandte er sich an einen der Priester — „daß Du, anstatt das Volk für unsere heilige Sache zu entflammen, sie aufforderst, das Blut ihrer Mitbürger zu vergießen?! Hängt den

Schurken, den Gottesleugner! Ich befehle es Euch! Und demjenigen, der nicht Hand anlegt, sitzt mein Säbel in dem Nacken! —"

„Bald war der Priester an einen Pfahl geknüpft und gleich darauf führte uns der Jüngling unsere Rebecca zu.

„O, Judith! Hast Du die Thränen des edlen Helden vergessen, die er weinte, als wir ihm von dem Tod unserer Söhne erzählten?!"

„Nie werde ich vergessen diesem edlen Jüngling, was er hat gethan für uns;" — schluchzte Judith, — „möge Gott ihn stets so schützen, wie ich für ihn bete, immer beten werde!"

„So höre weiter," unterbrach Salomon seine Gattin, „ich muß Dir das Bild jenes Jünglings genau in die Erinnerung zurückrufen; denn derselbe steht zu meinem jetzigen Lebenswandel in enger Beziehung."

„Gott, Gerechter! rief hier Judith. „Kann doch nicht sein ein so großer, schöner Herr, ein gemeiner Verbrecher und verkehren mit dem armen Juden, wie mit seines Gleichen?"

„O, Gott ist gerecht, und er lenkt die Geschicke der Menschen wunderbar!" fuhr Salomon fort. — „Du hattest Dich mit Rebecca entfernt; Du warst in's Haus getreten, ich aber weilte noch in der Thür. Wollte ich doch sehen, wie gezüchtigt wurden die Mörder unserer Söhne. Und sie wurden hart gezüchtigt. Waren doch vergangen kaum fünf Minuten, und sie hauchten aus ihre schwarzen Seelen am Galgen!"

„O!" fuhr Salomon wie begeistert fort, „es war ein grausiger, ein schöner Anblick, wie die Mörder noch im letzten Todeszucken blickten herab auf ihre unschuldigen Opfer, auf unsere Kinder!"

„Dann, als er Gerechtigkeit geübt hatte, wandte sich der edle Jüngling noch einmal an die umstehenden Insurgenten, und rief mit Donnerstimme: „Ich glaubte, in Euch den Kern einer edlen Nation, das wahre polnische Volk zu sehen, deshalb war ich Euer Anführer. Ich fand in Euch eine Rotte Straßenräuber, deshalb scheide ich von Euch. Ihr seid nicht mehr werth für Polens Freiheit zu kämpfen. Ein freies Volk kennt solche Gräuel nicht, wie sie diese Stadt gesehen, es verabscheut

sie. Das entweihte Schwert kann nie, für eine heilige Sache gezogen, zum Siege führen!" — Und furchtbar wirkte seine Rede! Die Insurgenten warfen sich ihm weinend zu Füßen, sie schwuren ihm die heiligsten Eide; doch umsonst. Kalt wendete er sein Roß und wollte davon traben. Da konnte ich nicht mehr halten meine Gefühle. Von Rührung überwältigt hab' ich mich geworfen vor die Füße seines Rosses. Ich mußte anbeten in ihm das Ebenbild des lebendigen Gottes!"

Salomon war begeistert aus seinem weichen Sessel emporgeschnellt.

„Bei dem Gott meiner Väter!" rief er mit blitzenden Augen, „wäre in diesem Augenblick geschritten der Huf seines Rosses über mich hinweg, ich wäre gestorben gern und freudig!"

Hier hielt er inne und wer jetzt die Rührung des alten Mannes gesehen hätte, der mußte wohl daran zweifeln, daß dieser Greis das Mitglied einer Gesellschaft von Dieben und Mördern sei.

„Er hielt sein Roß an," fuhr er fort, „und reichte mir seine Hand, welche ich mit unzähligen Küssen bedeckte. Er wollte mir die Hand entziehen, ich litt es nicht. Eine Zeitlang sah er mich forschend an, dann sprach er liebreich: „Stehe auf, Unglücklicher! Der Mensch soll nicht vor einem Menschen knieen. Ich that nur meine Pflicht, als ich Deine Tochter vor den Beschimpfungen dieser Elenden beschützte, ich hätte für jeden Bedrängten dasselbe gethan." — Ich erhob mich. Er wollte weiter reiten, ich ließ es nicht zu."

„Gnädiger Herr, rief ich, Sie wollen also keinen Dank annehmen von dem armen Juden, dem sie erhalten haben sein Theuerstes?"

„Einen Augenblick hielt er. Dann sah er mich noch einmal an mit seinem Auge, daß es mir war, als ob ein Blitzstrahl zuckte in meinem Herzen. Hierauf sprach er freundlich: „Für jetzt bedarf ich Deiner Dienste nicht, aber sollte ich einst in die Lage kommen, so will ich mich Deiner Dankbarkeit erinnern!" Mit diesen Worten jagte er davon."

„Ich schwur einen heiligen Eid, daß ich das Versprechen

halten wollte, falls sich einmal die Gelegenheit dazu böte. Ich sollte meinen Eid lösen!"

Hier machte Salomon eine lange Pause, als wollte er seine Gedanken sammeln, dann fuhr er fort:

„Ein Jahr lang war es ruhig in unserer Gegend. Da brach plötzlich wieder der Aufruhr los. Täglich zogen russische Truppen durch unser Städtchen und mit Schrecken dachten wir der vergangenen Tage. Unsere Kinder waren noch nicht vergessen, werden es sein niemals.

„Es war im Neumond! Ich hatte mich hinausbegeben auf die Straße, um die Lewane zu benschen*), als sich mir ein stattlicher Mann näherte. Er ließ mich ruhig beten, ja es schien, als ob er habe Gefallen an meinen Worten, die ihm doch waren ganz unverständlich. Ich hatte gebetet und wollte wieder in's Haus treten, als ich mußte richten die Blicke noch einmal auf den Fremden und ich erkannte ihn. Es war derselbe, der einst unser Kind hatte befreit aus den Händen der Gojim! Ehrfurchtsvoll zog ich mein Käppchen und trat auf ihn zu, um zu küssen seine Händ. Aber ich mußte fahren entsetzt zurück vor Schrecken! War es doch nicht mehr derselbe Jüngling, der dastand vor mir und war doch kein Anderer. Hatte er sich doch verändert in einem Jahre gewaltig; war doch geworden aus dem Jüngling ein gereifter Mann! Freundlich blickte er mich an, und dann frug er mit einer Stimme, einem Tone, der mir in's Herz drang; — „Salomon, hast Du Dein Wort noch im Gedächtniß? Willst Du es halten?" Mit Freuden, edler Herr, werde ich es halten, entgegnete ich, und wenn ich Ihnen kann helfen mir dem Wenigen, was ich durch meinen Handel erworben habe, so nehmen Sie es hin, ohne Schuldschein, ohne Ehrenwort, es ist Ihr eigen! — — Da schien er einen Augenblick zu überlegen. Gleich darauf reichte er mir die Hand und mit freundlicher, aber fester Stimme, sagte er: — „Salomon, ich verlange mehr von Dir! Also überlege wohl, ehe Du auf meinen Vorschlag eingehst!" —

---

*) Den Vollmond anbeten.

Hier wurde Salomon durch ein lautes Pochen an der Thür unterbrochen. Vorsichtig öffnete er die Tür und ein wildaussehender Mann überreichte ihm ein Billet.

„Lies es nur gleich, Salomon," rief er, „es kommt vom wilden Paul und ist eilig!"

Nach diesen Worten entfernte sich der Ueberbringer des Briefes. —

Salomon legte den Brief ruhig bei Seite, kaum daß er einen Blick auf die schlechtgeschriebene Adresse heftete. Salomon war ein Verbrecher — aber er war auch ein streng orthodoxer Jude.

Es ist überhaupt eine eigene Erfahrung, daß die jüdischen Verbrecher, selbst die gefährlichsten, in religiöser Beziehung die frömmsten Menschen sind. Mit peinlicher Angst erfüllen sie selbst die kleinsten rituellen Gebräuche. Der Dieb, der Räuber, der eben noch das durch Blut erworbene Geld überzählt, legt am Freitag Abend, bei einbrechender Dunkelheit, das geraubte Gut bei Seite, nimmt ein Gebetbuch zur Hand und spricht jene Gebete, die schon seine Urväter gesprochen haben.

Der jüdische Verbrecher betet.

Derselbe Mensch, welcher nicht davor zurückschreckt, seinen Nächsten durch Diebstahl, durch Raub um Alles zu bringen, betet!

Ja, er würde es für das größte Verbrechen halten, wollte er den Sabbath auch nur durch die nöthigste Arbeit entheiligen.

Es ist das eine alte Wahrheit, die uns der erfahrenste Criminalist gern bestätigen wird.

Auch Salomon hatte gebetet; auch für ihn war der Sabbath angebrochen. Deshalb legte er den empfangenen Brief, trotz der Eile, welche derselbe haben sollte, ungelesen, uneröffnet bei Seite.

Dann fuhr er, zu der gespannt lauschenden Gattin gewendet, fort:

„Ich verlange mehr von Dir, sagte der Fremde und darauf war er zu mir getreten, hatte meine Hand ergriffen und drückte sie mit einer Innigkeit, daß ich habe geglaubt, es hielt mich der Herr für seines Gleichen, wo ich doch war nur ein verachteter

Jude! — „Salomon, — rief er, — Du allein kannst mein Unglück ermessen. Ich bin entehrt, geschändet, flüchtig! Ein armer Verfolgter, nahe ich mich jetzt Deinem Hause, um Obdach zu suchen. Man wird den stolzen Edelmann nicht in Deiner Hütte vermuthen." —

„Erstaunt blickte ich ihn an", fuhr Salomon fort, „aber er ließ mir nicht Zeit, zu richten an ihn eine Frage und begann von Neuem: — „Salomon," — rief er mit einer Stimme, die mich zittern machte, — „Salomon, Dir raubte man einst Deine Söhne, Deine Tochter wollte man schänden vor Deinen Augen! Mir aber hat man mehr gethan! — Die Geliebte, das Theuerste, was ich auf Erden besaß, wurde mir entrissen und einem ehrlosen Wüstling überliefert, welcher sie zu seinen scheußlichen Zwecken erniedrigen wollte. Doch meine Angelika war ein Weib, ein edles Weib, sie zog den Tod der Schande vor."

Judith weinte heftig. Sie war ja ein Weib und die Weiber wissen die Tugenden ihres Geschlechts hoch zu achten.

„Ich hatte den Herrn fast mit Gewalt ins Haus gezogen," fuhr Salomon fort, „konnte doch seine Rede bringen uns Alle ins Verderben. — Ich führte ihn nach dem oberen Gemach und hier begann er, immer noch vom Schmerz ergriffen: — Salomon, ich errettete einst Dein Kind aus den Händen der Barbaren! Ich that es nicht des Dankes halber, ich zwinge Dich zu keiner Dankbarkeit! — Das wäre niedrig, — das wäre elend! — — — — Aber man hat mir meine Braut entrissen. Ein Wesen, so edel, so rein wie die Gottheit selber! — — — Sie, meine Angelika war es, die mich zu allen guten Thaten anspornte und sie mußte für mich als Opfer fallen. — — Salomon," — fuhr er fort, während heiße Thränen über sein Antlitz rannen, — „Salomon, weißt Du, was es heißt, ein Wesen gefunden zu haben, das man liebt, mit dem man lacht und weint, Freude und Kummer theilt, an dessen Herzen man sich Trost holt in allen Lagen des Lebens? — — Doch nein, Du weißt es nicht, Salomon, — fuhr er fort, — Du bist ja ein Jude, und verzeih' mir's, der Jude heirathet ja doch nur um's Geld!" —

„Und hat er geheirathet um's Geld, so ist ihm seine Familie

das Heiligste, ein jedes seiner Kinder ist ihm ein Augapfel, sein Weib ist ihm ein Ideal, — erwiederte ich — und, gnädiger Herr, glauben Sie mir's, Sie werden finden Zwietracht und Hader nur selten in einer jüdischen Ehe."

„Mag sein, — sprach der Jüngling weiter, — mag sein, Salomon, ich wollte Dir ja auch nicht wehe thun. Doch weiter! Wisse es, Salomon, ich will mich rächen und Du sollst mir bei meiner Rache behilflich sein! Doch ich schwöre es Dir! Ich, der Graf Pronintsky, schwöre es Dir! Deine Hände sollen rein bleiben und nur Dein Scharfsinn, die Ruhe Deines Alters sollen mich von allem voreiligen Handeln abhalten. Du sollst mein Freund und Berather sein, bis ich mein Ziel erreicht, das Blut meiner Angelika gerächt habe. — Es wird eine Zeit kommen, wo ich Dir danken, wo ich Dir lohnen kann und ich will fürstlich lohnen!" —

„Salomon!" — fügte er hinzu, — „meine Feinde sind auch die Deinigen. Auch das Blut Deiner Kinder ruft nach Rache! Bist Du bereit, mit mir zu gehen und mit mir das große Werk zu vollenden, so schlage ein!"

„Mit diesen Worten," begann Salomon nach einer kleinen Pause wieder, „hielt er mir die männliche Rechte hin und ich schlug ein! Wie konnte ich auch noch überlegen nach den Worten, die er zu mir gesprochen? War es doch nur Wahrheit, was er verkündigte und galt es doch auch zu rächen unsere Söhne, die verbluteten unter dem Stahl der Mörder!"

Salomon hatte den bedeutendsten Abschnitt der Erzählung beendet. Er saß eine Zeit lang stumm und in Sinnen versunken da, dann begann er von Neuem.

„Graf Pronintsky durfte nicht mehr in Polen bleiben. Nirgend durfte er einen Ort passiren, ein Haus betreten, ohne vor Häschern sicher zu sein. Und wäre man seiner habhaft geworden, er hätte sein Leben in den Bergwerken Sibiriens beschließen müssen. Er floh über die Grenze; er ging nach Preußen, nach Berlin. Ich folgte ihm und das war der Grund, weshalb ich verließ den Boden meines Vaterlandes, deshalb nahm ich Euch von dem Ort, wo Eure Wiege gestanden, in ein fernes Land. Nun sage mir, Judith, ob ich gehandelt habe unrecht?"

„Du hast recht gehandelt," begann Judith nach einer Weile, „Du hast gehandelt, wie ein braver Mann. Aber weiß ich doch nicht, was Du treibst und woher ist gekommen so großer Glanz und Reichthum in unser Haus, wo wir doch sind gewesen arm und haben nur gehabt das nöthigste Brod?"

„Auch das will ich Dir sagen," erwiderte Salomon und mit einem schweren Seufzer begann er:

„Liebes Weib! Der Weg zum Recht ist nicht immer ein ebener Weg. Tausend Hindernisse stellen sich da entgegen unserem Beginnen, und wenn man will gelangen an's Ziel, muß man wandeln oft auf krummen Pfaden! Auch Graf von Pronintsky mußte solche Wege wandeln und wandelt sie noch. Aber er wird sein Ziel erreichen. Ich habe es ihm geschworen! Ich halte meinen Eid, ich begleite ihn auf seinen Irrwegen! Da habe ich denn gefunden auf diesen Wegen die Güter, nach denen trachtet ein jeder Sterblicher, in den Händen von Gaunern, die da nicht wußten, was sie besaßen, und die da verpraßten das Gold, das schwere Gold in wenigen Stunden!"

„Da hat es mich gelassen nicht ruhen, und ich habe gesammelt das Metall, was sie vergeudeten. Ich habe darum gefeilscht, es ihnen zu entreißen, um es zu sparen, zu bewahren für mein Weib, für meine Rebecca! Soll sich doch mein Kind nicht einst krümmen vor diesen Gojim, was nur nöthig hat der arme Jüd'! Nein, es sollen sich bücken die Großen vor ihr! Vor ihrer Schönheit, vor ihrem Reichthum! Sie soll glücklich sein, wie ich elend war! Sie soll glücklich sein durch Genuß, wie ich elend war durch Entbehrung! Und wenn man mich dann senkt in die Gruft, so mag man immer spotten über den armen Juden, ich werde vom Himmel herab auf mein Kind schauen, das in allen Freuden des Lebens wohl an den Vater denken und für seine Seele beten wird, und ich werde sein selig!"

„Sollte aber der Allmächtige," fügte er sichtlich bewegt hinzu, „mich die Rachestunde meines Herrn erleben lassen, dann will ich nehmen mein Geld und Gut und will ziehen fern von hier mit Weib und Kind. Ich will meine Hände waschen und

reinigen von dem Raub, meinem Gott dienen und den Armen helfen und nützen!“

„Nun weißt Du Alles!“ sprach er dann, indem sich ein schwerer Seufzer seiner Brust entrang. Du weißt es. Aber Judith, daß unser Kind nie davon erfahre, was ich geredet habe zu Dir in dieser Stunde! Halte geheim diese Worte vor Rebecca. Ist es doch nur ihre Liebe, die mich aufrecht erhält, die mir Trost giebt, die mir Muth verleiht in der Stunde der Gefahr!“

Salomon hatte geendet. Er war heftig bewegt. Judith, sein altes, treues Weib, drückte ihm gerührt die Hand; sie wußte jetzt, daß er Alles nur für ihr Kind gethan hatte. Er konnte nicht mehr zurück, wozu sollte sie ihn durch kleinliches Verzagen elend machen. Sie drückte ihm die Hand, Salomon hatte den milden Druck verstanden.

Noch lange saßen die Gatten allein mit ihren Gedanken — noch sehr lange. — Dann trennten sie sich, um ihr Lager zu suchen.

Am andern Abend treffen wir Salomon in einer Umgebung und in einem Zimmer, welches von dem seiner Familie nur zu sehr abstach.

Dreißigstes Capitel.

Die Strafe des Verräthers.

Es war Sonnabend Abend. Die Sonne war eben untergegangen und einzelne Sterne standen schon hell und klar am wolkenlosen Himmel, als zwei Männer von der Klosterstraße in die „schmale Gasse“ einbogen, nicht, ohne vorher ihre spähenden Blicke nach allen Richtungen geworfen zu haben.

Die schmale Gasse in Berlin bildet die Communikation zwischen der Kloster- und Rosenstraße, in welch' letzterer Straße der größte Theil der Bewohner aus Juden besteht, welche hier jene widerlichen Trödelläden besitzen, die einen Duft verbreiten, welcher der Rosenstraße eine sehr bittere Ironie zu sein scheint.

Die beiden Männer waren in der schmalen Gasse angelangt und blieben bald vor einem Hause stehen, dessen Fensterscheiben durch Papier von gelblicher Farbe ersetzt waren und dessen Giebel altersschwach sein bemoostes Haupt senkte, und nur deshalb nicht herabzufallen schien, weil eben kein Raum zu solch kühnem Experiment in der schmalen Gasse vorhanden war.

Der eine der beiden Männer ließ einen seltsamen, langgehaltenen Pfiff ertönen und gleich darauf öffnete sich die Thür des Hauses, durch welche die beiden Männer eiligst in dasselbe eintreten. Ein hübsches Mädchen, mit schwarzem Haar und Augen, leuchtete ihnen und führte sie eine Stiege hinan, deren Stufen über die Verwegenheit ihrer Unterdrücker in ihrer Pflicht wankend wurden. Ein altes Strick diente als Geländer.

Die Männer hatten in Begleitung des Mädchens die obere Etage des Hauses erreicht und öffneten eine Thür, aus welcher ihnen ein starker Tabacksqualm entgegendrang, der ihnen erst nach vielen Anstrengungen gestattete, einen Blick auf die Insassen des Zimmers zu werfen.

Sie befanden sich in der Herberge des alten Saul, einer jüdischen Spelunke, welche unter dem Namen einer „Koscheren Restauration" allen Gaunern Obdach gewährte und deren Wirth sich dabei wohl besser stand, als irgend ein Wirth eines anständigen Etablissements.

Hatte doch der alte Saul von jedem Gaunerstreich seinen Gewinn und außerdem verstand er es, sich seine einfachen Gerichte sehr gut bezahlen zu lassen, da ja seine Gäste auf ihn angewiesen waren, und sich gern übertheuern und prellen ließen, wenn sie nur ein Obdach fanden. Denn, wie sie alle wußten, bei Saul hatte noch nie eine Haussuchung stattgefunden. Er galt bei seinem Reviervorstand für einen alten, armen, aber ehrlichen Mann.

Das Gastzimmer des alten Saul bot an diesem Abend einen höchst interessanten Anblick dar. Gestalten vom verschiedensten Gepräge füllten dasselbe und es war, als ob alle Nationen der Erde hier eine Niederlage ihres Auswurfs zur Schau gestellt hätten.

Einige zählten Geld, bezahlten Saul ihre Zeche und verließen das Zimmer. Andere packten ein Bündel Leinwand zusammen und entfernten sich ebenfalls. Es waren dies die sogenannten „Priesenhändler," jene Betrüger, welche, ebenfalls Bauernfänger, Baumwolle für echtes Leinen verkaufen und so der Schrecken namentlich der Landbewohner sind. Doch wir werden später auf diese Art der Bauernfängerei — der specifisch „jüdischen Bauernfängerei" zurückkommen.

Die beiden Eingetretenen hatten sich ruhig an einen Tisch gesetzt und den Wirth um eine Tasse Kaffee ersucht, denn Bier und Branntwein gab es hier nicht. Der alte Saul war ihrem Verlangen bereitwilligst nachgekommen. Er mußte die Herren kennen, lange kennen, sonst hätte er sie nicht in das allgemeine Gastzimmer gelassen, um so weniger, da seine werthen Gäste ihrer Unterhaltung durchaus keinen Zwang anthaten.

Nach und nach hatten alle Gäste das Haus des alten Saul verlassen, bis auf einen, welcher dort in einer Fensternische saß und, ohne auf die Fremden zu achten, starr vor sich hin blickte. Es war der alte Salomon. Er hatte so eben den Brief gelesen, den er gestern Abend erhalten, und zerriß nun denselben, worauf er die Stücke in den Mund nahm und der Vorsicht halber verschluckte.

„Ist es also doch wahr," sprach er für sich, „konnte er also doch werden zum Verräther an uns? Nun — fuhr er in seinem Selbstgespräch fort — sein Verrath wird ihm nicht bringen Segen. Er hat geladen den Fluch über sich, den er wird mit hinüber nehmen in das Reich des Todes, wenn wird einst fallen sein Haupt unter dem Beil des Henkers!"

„Fluch! Dreimal Fluch ihm, der das heiligste Gelübde brechen konnte, was ihn fesselt an uns! Soll er verdorren und verrecken, und fallen den Hunden zum Fraße und den Raben! Der Schändliche! Der Verräther!"

Er hatte die letzten Worte ziemlich laut gesprochen. Da plötzlich unterbrach er sich. Er hatte die Fremden bemerkt, welche ihn beobachteten und schritt auf sie zu, indem er sie, mißtrauisch wie er war, scharf fixirte.

Auch die beiden Männer hatten sich erhoben und traten auf Salomon zu, während einer von ihnen seine Hand ergriff und sie wie die eines alten Bekannten schüttelte.

Es war der wilde Paul, welcher Salomons Hand ergriffen hatte. Salomon hatte auch ihn nun erkannt, trotz der Verkleidung, welche ihn fast unkenntlich machte. Der wilde Paul war aber vorsichtig. Er hatte ja bereits gesehen, daß ihn die Polizei nur zu gut kannte und wollte ein Haus, wie das des alten Saul, nicht betreten, ohne sich vorher unkenntlich gemacht zu haben.

„Du hier?" rief Salomon fast überrascht. „Jetzt, in derselben Stunde, wo, wie Du weißt, kommen wollen die Lampen, um uns aufzuheben?!"

„Salomon," erwiederte der wilde Paul, „ich weiß es, Du hast Mißtrauen gegen mich und das mit Recht. Erstens, weil ich nicht zu Euch gekommen bin, als Ihr mich bestelltet und dann, weil ich mit dem langen Carl zusammen den letzten Einbruch ausführte, mit dem langen Carl, dem Verräther, dem jeder ehrliche Ganef*) mit Freuden ein Messer in die verrätherische Brust jagt!"

„Und weshalb bist Du nicht pünktlich gewesen?" erwiederte Salomon. „Weshalb bist Du nicht gefolgt dem Befehle unseres Hauptmannes, des schwarzen Jacques, der uns erhalten bleibe am Leben?"

„Salomon," erwiederte der wilde Paul, „ich will verdammt sein, wenn ich Dir nicht die reine, volle Wahrheit sagen werde!"

Und nun erzählte der wilde Paul seine Erlebnisse in der Linienstraße und wie er in der Nähe der blutigen Hand plötzlich angegriffen und von der Polizei verfolgt worden war, deren Händen er nur mit genauer Noth entging. — —

---

*) Dieb.

Salomon hatte ihm aufmerksam zugehört, dann nickte er beifällig und sagte nun im gleichgültigen Ton:

„Du hast Recht, wilder Paul. Doch warum erwartetest Du uns nicht an der zur Abfahrt bestimmten Stelle?“

„Gewiß erwartete ich Euch, wie ich Euch immer folgen würde und wenn es in den Tod ginge!“ — entgegnete der wilde Paul. — „Jedoch, als ich an der Abfahrtsstelle ankam, waret Ihr nicht zu sehen, doch sagte mir das bewußte Zeichen, daß Ihr glücklich abgestoßen waret.“

„Was sollte ich nun beginnen?“ fuhr er fort. „Ich wußte nur zu gut, daß wir verrathen sind und daß ich erkannt war. Mein Signalement trug vielleicht schon jeder Polizist in seinem Notizbuch. Ich wußte ferner, daß Du nicht nach der blutigen Hand gehen durftest und deshalb schrieb ich die „Kezeiwe“*), welche ich an den Pfahl band, wo der taube Gustav abzustoßen pflegte. Du hast sie gefunden?“

Salomon nickte bejahend.

„Als ich Dich gewarnt hatte,“ fuhr Paul fort, „ging ich fort; denn ich wußte ja, daß das Geschäft in Stralow nicht gefährlich war, bei Weitem nicht so gefährlich, als Euch meine Gegenwart werden konnte. Also zog ich es vor, mich zu entfernen, besonders, da ich noch viel zu thun hatte, wenn nicht alle „cheffe Jungen“**) verschütt“***) gehen sollten. Ich begab mich nun zum schlauen Lampe und warnte sie. Erst, als Alle das Lokal verlassen hatten, dachte auch ich an meine Sicherheit.“

Salomon hatte ihm aufmerksam zugehört, dann aber begann er, indem er den wilden Paul mit seinen kleinen, stechenden Augen zu durchbohren schien:

„Du hast bis jetzt die Wahrheit gesprochen, nun aber nimm Dich zusammen und antworte mir genau und wahr auf Alles, was ich Dich fragen werde. Wisse es, daß ich im Namen unseres Chefs, im Namen des schwarzen Jacques, zu Dir spreche.“

„Hüte Dich aber vor einer Lüge!“ fuhr er fort, indem er

*) Brief.

**) Brave Gauner.

***) Gefangen werden.

ein langes doppelschneidiges Dolchmesser zog, dessen Spitze er, dicht an den wilden Paul herantretend, auf dessen Brust setzte, so daß der wilde Paul, sonst unerschrocken, doch entsetzt zurückprallte. — —

„Hüte Dich vor einer Lüge, wilder Paul!“ rief Salomon, „und wisse, daß Dir das Messer sofort zwischen den Rippen sitzt, sobald Du nur in einem Punkt von der Wahrheit abweichst!“

Paul hatte mit einer gewissen Scheu auf die Gestalt des alten Juden geblickt, dann erhob er seine Rechte, wie zum Eid.

„Salomon,“ rief er mit einer Stimme, der man die Offenheit anhörte, „mögen meine Arme und meine Beine den Raben zum Fraße dienen, wenn ich je daran denken könnte, einen der Unsrigen, geschweige denn unsern edlen Herrn, zu verrathen! Alles, was Du mich frägst, werde ich genau beantworten, wie ich es weiß! Ich weiß sehr wohl, daß der schwarze Jacques, unser Herr, weit über uns steht, denn nie hat er Etwas von unserem Raube berührt, nie auch die geringste Kleinigkeit, den geringsten Antheil von der Beute beansprucht. Ist es doch,“ — fuhr er begeistert fort — „als ob nur eine Rache, eine edle Rache, ihn dazu treibt, mit uns Gemeinschaft zu machen! Nein, der schwarze Jacques ist nicht aus unserm Holze! Einmal habe ich ihn gesehen, einmal hat er mir ins Angesicht geblickt und ich werde diesen Moment nie vergessen! Wie wüthete er, als er vernahm, daß bei dem Kindesraub in Stralow ein Mord begangen war! Ja, wäre der lange Carl in diesem Augenblick ins Zimmer getreten, seine Zunge wäre schon damals zum Schweigen gebracht worden!“

Noch immer stand Salomon mit gezücktem Dolch vor Paul, dessen Erguß er mit Wohlgefallen anhörte, ohne jedoch den Eindruck äußerlich zu verrathen, welchen Paul's Rede auf ihn machte.

„Sage mir,“ begann er endlich mit einer gewissen Feierlichkeit, „als Du mit dem langen Carl bei dem polnischen Edelmann den Einbruch verübtest, fiel Dir da nicht Etwas an Deinem Gefährten auf?“

Paul sann einen Augenblick nach, dann erwiederte er mit sichtlicher Offenheit: „Gewiß fiel es mir auf, daß der lange

Carl, anstatt nach Geld und Geldeswerth zu greifen, nur alle Papiere durchstöberte, welche in seine Gewalt kamen, so daß ich zuletzt glaubte, es wäre ihm bei diesem Einbruch nicht um das Geld zu thun, sondern er hätte ein besonderes Interesse, welches er mir verheimlichte. Ja, als bereits die Polizei die Treppe besetzt hatte, kramte er noch immer in den Papieren und nur nach meiner dringenden Aufforderung entschloß er sich, wenn auch mit einem Blick der Verzweiflung, das Zimmer zu verlassen."

Salomon hatte genau auf die Rede des wilden Paul geachtet. Dann steckte er den Dolch zu sich und blickte Paul liebevoll an.

„Du bist brav und treu geblieben, wilder Paul," sprach er, „ich sehe, wir dürfen Dir vertrauen und deshalb ist es aber auch hohe Zeit, daß wir unsere Kameraden warnen!"

„Ich habe Deine Kezeiwe erhalten," — fuhr er fort, — „aber konnte ich Dir denn trauen, da ich wußte, daß Du ein treuer Gefährte des langen Carl bist? Erst jetzt habe ich wieder Vertrauen zu Dir, denn ich weiß nun, hättest Du nur geahnt, wem der Einbruch bei dem Polen galt, Du hättest Deine Hand aus dem Spiele gelassen!"

„Wenn Du mir aber vertraust," begann der wilde Paul, „dann ist es die höchste Zeit zum Handeln, wenn wir nicht in einer Stunde mit eisernem Armschmuck versehen, den Weg zur Stadtvoigtei antreten wollen."

Salomon zog nach diesen Worten Pauls ruhig seine Uhr, und mit einer Gleichgültigkeit, als wenn es sich um den Beginn eines Concerts gehandelt hätte, erwiederte er:

„Es ist jetzt eilf Uhr! Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, und wenn wir diese halbe Stunde gut anwenden, so soll auch nicht Einer von uns ihnen in die Hände fallen."

„Folge mir, und laß auch Deinen Begleiter mit uns gehen," — fuhr er fort, indem er auf den Mann deutete, welcher mit dem wilden Paul zu gleicher Zeit eingetreten war und der sich jetzt als der schiele Ede entpuppt hatte, — „ich weiß hier besser Bescheid als Ihr. Wir müssen eilen, wenn wir eine Gefahr für die Unsrigen rechtzeitig verhüten wollen!

Salomon öffnete die Thür, die nach den hinteren Räumen führte und schritt seinen Begleitern voran, welche hier, wie es schien, nicht allzu gut Bescheid wußten. Es war ein langer, finsterer Gang, welchen sie durchschritten, indem sie sich dabei, auf Salomons Rath, an die Wände hielten.

Wenige Minuten waren sie so fortgegangen, als ihnen lautes Lärmen entgegendrang. Sie waren zur Stelle. Salomon öffnete, durch einen leichten Druck an der Wand, eine versteckte Thür und die drei Personen befanden sich in einem, durch eine schmutzige Oellampe erleuchteten Raum, welcher nichts weniger als reinlich genannt werden konnte. Auf Fässern, welche die Stelle der Stühle vertraten, saß hier eine widerliche Gesellschaft von Gaunern um einen, aus einer kiehnenen Bohle improvisirten und auf Holzblöcken ruhenden Tisch, der mit allerhand Flaschen und Ueberresten von Speisen bedeckt war und nur wenig Raum zum Karten- oder Würfelspiel übrig ließ, welcher aber mit wahrhaft ökonomischer Einrichtung benutzt wurde.

Mehrere Mädchen, denen man es ansah, daß sie schon seit langer Zeit mit der Tugend im Streite liegen und deren Kleidung nur zu deutlich zeigte, daß sie ihre Reize nicht egoistisch verbargen, lagen auf Strohsäcken hingestreckt und richteten sich neugierig empor, verwundert auf den späten Besuch schauend. Bald aber sahen sie, daß die Eintretenden alte Bekannte waren und nach einem kurzen, freundlichen Nicken, schickten sie sich an, die Beschäftigung des süßen Nichtsthuns wieder aufzunehmen.

Hier befanden sich auch viele unserer alten Bekannten. Der schlappe Anton, der schöne Franz, der Pockennarbige und Andere.

Alle hatten sich eiligst erhoben, als die Gäste eingetreten waren, dann aber wollten sie wieder ruhig zu ihrer Unterhaltung zurückkehren und nur Wenige, darunter der schlappe Anton, streckten den Angekommenen die Hand zum Gruße entgegen.

Salomon musterte mit einem Blick die Versammlung. Dann sagte er mit vollkommener Ruhe, aber fest: „Ihr müßt sofort diesen Ort verlassen, wenn Ihr nicht in einer Stunde wollt sitzen hinter Schloß und Riegel. Wir sind alle verrathen!“

Elektrisch wirkte diese Mittheilung auf die Anwesenden. Alle waren von ihren Sitzen emporgeschnellt; selbst die Frauen-

zimmer hatten sich mit einer Schnelligkeit von ihrem Lager erhoben, als säße ihnen schon das Beil des Henkers im Nacken.

Es war eine seltsame Scene, die sich in diesem Augenblick dem Auge darbot. Einige der Männer hatten schnell ihre Waffen gezogen, welche sie bisher verborgen hielten. Lange Messer blitzten in dem dunklen, nur spärlich erleuchteten Raum. Ja, selbst einige Pistolenläufe wurden drohend auf den Eingang des Zimmers gerichtet, als sollten sie Jeden zu Boden schmettern, der es wagen würde, diese geheiligten, sicheren Räume zu betreten!"

Einzelne Männer sahen wahrhaft schön aus in ihrem Eifer, in ihrer Kampfbegier.

Salomon hatte mit einer gewissen Befriedigung diese wilden Ausbrüche der Leidenschaft betrachtet. Dann erhob er von Neuem seine Stimme.

„Ruhe!" rief er, und er mußte hier wohl eine große Autorität besitzen, denn augenblicklich war eine tiefe Stille eingetreten.

„Auf diesem Wege, den Ihr einschlägt, sind wir sicherlich Alle mit einander verloren!" — redete er die Männer an. — „Ich habe bereits Alles zu unserer Flucht vorbereitet. Eine Thür, die wohl nicht Alle von Euch kennen, führt von diesem Hause zu einem unterirdischen Gange nach dem Gewölbe der Marienkirche. Glückt es uns, diesen Gang zu erreichen, so sind wir geborgen!"

„Ich werde Euch in diesen Gang führen. Doch vor Allem ist es nöthig, daß Ihr den Verräther kennt, der uns verderben will. Es ist der lange Carl!" — —

Salomon schwieg. Eine unaussprechliche Wuth hatte sich bei Nennung dieses Namens aller Anwesenden bemächtigt.

„Tod dem Sßlichner!"*) erscholl es fast wie aus einem Munde. Wieder blitzten die Messer und drohende, wild rollende Augen suchten ihr Opfer zu erspähen.

---

*) Verräther.

„Ruhe!“ rief Salomon und deutete mit einer stummen Geberde nach der Thür, durch welche er vor Kurzem eingetreten war.

Deutlich hörte man von außen das Herannahen eiliger Schritte. Es mußten viele Personen sein, welche sich mit äußerster Vorsicht der Thür nahten. Aber das Gehör eines Diebes ist fein, ihm ist selbst das Geräusch einer speisenden Maus genügend, um seinen Verdacht zu erregen.

Mit einer Gewandtheit, die man dem Alten schwerlich zugetraut hätte, hatte Salomon die auf der Erde liegenden Strohsäcke emporgehoben und fortgeschleudert. Dann hob er leise eine Fallthür empor und bedeutete den Frauenzimmern, auf einer mehr als zerbrechlichen, leiterähnlichen Stiege, ihren Rückzug zu nehmen Ebenso mußten einige Männer ihnen folgen und nur wenige Entschlossene sollten bis zuletzt bleiben, um den Rückzug der Uebrigen zu decken.

Sobald die Ersteren auf dem angedeuteten Weg verschwunden waren, wurde schnell die Thür des Zimmers mit Strohsäcken und anderen Gegenständen verbarrikadirt.

Das Alles geschah mit einer Schnelligkeit, die bewundernswerth zu nennen war.

Es war aber auch die höchste Zeit. Die Beamten, welche von dem langen Carl geführt, gekommen waren, das Gaunernest aufzuheben, forderten eben Einlaß.

„Aufgemacht, im Namen des Gesetzes!“ rief draußen eine Stimme und gleich darauf wurde mit aller Macht gegen die Thür gestoßen, welche aber, aus einer schweren eichenen Bohle bestehend, diesem Anlauf widerstand.

Salomon und seine Genossen wollten sich eben auf dem uns bekannten Wege entfernen, als ihre ganze Aufmerksamkeit durch einige Worte erregt wurde, welche ihre Verfolger wechselten, und welche ganz deutlich von ihnen vernommen wurden.

„Solltest Du uns irre geführt haben, langer Carl,“ sprach draußen eine Stimme, „so kannst Du Dich auf vierzehn Tage „Finsteren“ gefaßt machen.“

„Sie müssen hier sein!“ — hörte man die Stimme des langen Carl erwidern, — „sie müssen hier sein, Herr Criminal-

Commissarius, aber sprechen Sie nur nicht so laut, denn ich wäre verloren, wenn auch nur einer von denen, die da drinnen sind, meine Anwesenheit ahnte!"

Die Gauner knirschten mit den Zähnen vor Wuth über das eben Gehörte. Unwillkürlich hatten sie sich einen Blick des Einverständnisses zugeworfen und im nämlichen Augenblick war auch die Oellampe verlöscht, welche den Raum erleuchtete. Gleich darauf räumten sie die vor der Thür aufgehäuften Hindernisse zurück und zwei von ihnen stellten sich mit gezogenen Messern an dieselbe, während die Uebrigen sich an die Thür lehnten, um einen Anlauf von Außen zu verhindern.

Nicht an Flucht dachten sie jetzt mehr, sie sannen nur noch auf Rache an den langen Carl, der sie so schändlich verrathen hatte.

Ihr Plan, in einem Moment ausgeführt, war überdies gut ersonnen. Während die Außenstehenden nun mit Gewalt gegen die Thür stießen, öffneten sie leise die geheime Feder und ließen auch zugleich von der Thür ab. Dann mußten die Außenstehenden den Halt verlieren und indem sich die Thür nach innen öffnete, zu Boden stürzen. Diesen Moment wollten sie benutzen, um im ersten Augenblick der Verwirrung, mit schneller Hand den Verräther, den langen Carl, zu strafen.

Und ihr Plan glückte über alle Erwartung. Da auf wiederholtes Rufen nicht geöffnet wurde, so stießen die Beamten mit der ganzen Wucht ihrer Körper gegen die Thür. Dieselbe schien ihren Anstrengungen nachgeben zu wollen, indem sie sich ein wenig nach innen öffnete, und dieser kleine Erfolg spornte die Beamten nur noch mehr an Mit doppelten, vereinten Kräften drangen sie jetzt gegen die Thür.

Da plötzlich gab dieselbe mit einer solchen Leichtigkeit nach, daß die dagegen Drängenden, mit der Thür zugleich, in das Zimmer fielen.

In demselben Moment blitzte aber auch schon ein Messer und mit dem Rufe: „Hilfe! ich bin verloren!" wälzte sich der lange Carl in seinem Blute. — —

Einunddreißigstes Capitel.

Die Schönheit der Hölle.

Der freundliche Leser wolle uns einen Rückblick gestatten, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren.

Durch den alten Eilberg war, wie wir wissen, Moral dem Herrn von Treville bekannt geworden. Treville hatte inniges Mitleid mit dem jungen Mann, welcher fast sichtlich dem Grabe zueilte. Durch Vermittelung des Herrn von Treville hatte Moral die Stelle eines Sekretairs bei dem Fabrikanten Solph erhalten, welche ihm bei einem anständigen Gehalt noch Zeit und Ruhe genug zur Pflege übrig ließ. Denn, da Moral nur die Privat-Correspondenz seines Herrn zu besorgen hatte, so war er den Tag über vielleicht 4—6 Stunden beschäftigt und durfte die übrige Zeit zu seiner Bildung und Erholung benutzen.

Auf eine Empfehlung wie die des Herrn von Treville, hatte Solph seinem Secretair volles Vertrauen geschenkt, ihn in viele Verhältnisse eingeweiht, die er ängstlich jedem Anderen gegenüber verbarg.

Und es gab da so viele Verhältnisse zu verbergen. Denn der Ruf eines Handelshauses ist sein Reichthum und der Ruf der Firma Solph uud Sohn hätte wohl von seinem Glanze verloren, wenn die Briefe, welche Moral für seinen Herrn schrieb, alle in die Öffentlichkeit gedrungen wären.

Solph ging schweigend und mit großen Schritten in seinem Zimmer umher und blies mächtige Wolken aus seiner vorzüglichen Cigarre in die Luft.

„Nein, ich kann es nicht, es darf nicht sein!" — redete er zu sich selbst. — „Lieber will ich meiner Liebe zu Elvira entsagen, als mich an den Bettelstab bringen! — Ja, es ist wahr! Sie ist schön! Sie ist himmlisch schön! Schön wie die Mittagssonne im Juli, die mit ihrer Strahlenpracht die zarten Falter

verbrennt, welche sich in ihrem Lichte sonnen wollen! — Und doch muß ich sie meiden! — Und kann ich es denn? Werde ich nicht vergehen wie die Pflanze, welcher der erquickende Quell fehlt, wenn ich ihr liebes Antlitz nicht mehr sehe?"

Düstere Wolken legten sich um seine Stirn, als er fortfuhr: „Weiß ich denn aber, ob sie mich liebt? Ist sie mir denn je anders begegnet, als jedem Fremden? Bin ich denn nicht nur dem Namen nach ihr Verlobter?"

„Nein!" — rief er plötzlich, als wollte er die selbstausgesprochenen Befürchtungen gewaltsam zurückdrängen. — „Nein! Sie liebt mich! Sie liebt mich innig! Wie hätte sonst die Tochter des stolzen Grafen dem schlichten Kaufmann ihre Hand reichen können? Zwar kostet mich mein Auftreten in der Gesellschaft seit meiner Verlobung bedeutende Summen. Aber gern bringe ich diese Opfer; weiß ich doch, daß sie die Meine wird und ist Elvira erst mein Weib, dann werden ja von selbst die großen, kostbaren Festlichkeiten aufhören. Dann wollen wir uns in unserer Behausung eine eigene Welt der Freude bilden, in die kein Uneingeweihter blicken soll!"

Der Leser wird sich wohl des Verlobungsfestes des Fabrikanten Solph mit Elvira von Wesern entsinnen. — Wir wissen, daß Elvira durchaus keine Neigung verspürte, dem Bürgerlichen ihre Hand zu reichen und daß der Graf von Wesern seine ganze Beredsumkeit aufbieten mußte, um seine Tochter von der Nothwendigkeit dieses Schrittes zu überzeugen, was ihm erst dadurch gelang, daß er ihr seine zerrütteten Verhältnisse offen darlegte und ihr so eine Zukunft voll Armuth und Elend zeigte. Das waren die Beweggründe, welche Elvira veranlaßten, dem Bürgerlichen bereitwillig entgegenzukommen.

Solph, ein junger Mann, welcher sich durch seine strenge Reellität bereits einen Ruf in der Geschäftswelt erworben hatte, der seinen Namen zu einem der geachtetsten machte, ahnte nicht im Geringsten, daß Elvira nur sein Geld nahm und sich die Mitgabe seiner Person nur gefallen ließ, weil es eben nicht zu ändern war. Er kannte die zerrütteten Verhältnisse des Grafen nicht, weil er ein zu eifriger Kaufmann war, der zwar der geringsten geschäftlichen Mittheilung seine volle Aufmerksamkeit

zollte, den aber alles Uebrige, was sonst passirte, sehr gleichgültig ließ.

Das große Haus, das sein Schiegerpapa führte, schien ihm ganz natürlich, denn er hielt denselben für sehr reich. Sprach doch der Graf von Wesern gar so gern von seinen vielen Besitzungen, ohne indeß zu erwähnen, daß dieselben so mit Schulden bedeckt waren, daß für ihren Herrn auch nicht eine Spanne Erde übrig blieb, welche derselbe sein eigen nennen konnte.

Er war aber Graf von Wesern. Mit einem solchen Namen kann man in Berlin sehr viel ausrichten, besonders, wenn man unter den Linden wohnt und sich Diener und Equipage hält! — —

Der ehrliche Fabrikant Solph wußte nicht, daß seine Verlobung und spätere Verbindung mit Elvira, Gräfin von Wesern, nur den Zweck hatte, die gräfliche Familie aus der Klemme zu ziehen. Aber er sollte es gewahr werden.

Gleich nach seiner Verlobung wurden ihm von seinem zukünftigen Schwiegervater unter allerlei Vorwänden bedeutende Summen abgelockt. Bald sollte eine Hypothek gekündigt, bald ein Gut angekauft werden, und Solph gab diese Summen. War er doch Herr eines bedeutenden Vermögens und nur angenehm konnte es ihm sein, daß sein Schwiegervater ihm mit vollem Vertrauen entgegen kam.

Dennoch schien ihm etwas zu beunruhigen. Er, dessen Name sonst fast für baare Münze galt, um den sich Alles schaarte, wenn er einen Auftrag hatte, er wurde seit der Veröffentlichung seiner Verlobung, namentlich von den Repräsentanten der Geschäftswelt, kühler behandelt. Man begegnete ihm zwar mit aller Achtung; es war aber nicht mehr jenes Drängen zu merken, wenn es galt, ein Geschäft mit ihm abzuschließen. Jenes Zuvorkommen, was jedem ehrenhaften Kaufmanne dasselbe ist, wie dem Feldherrn die Flucht seiner Feinde, es war mit seinem Verlobungstage verschwunden.

Solph, wenn auch noch jung, war ein viel zu gewiegter Kaufmann, um eine solche Aenderung nicht sofort zu bemerken.

Es ließ ihn aber ziemlich gleichgültig. Wußte er doch nur

zu gut, daß er auf festen Füßen stand und so kümmerte ihn das Gebahren seiner bisherigen Geschäftsfreunde sehr wenig.

Bald aber wurden die Ansprüche, welche sein Schwiegervater, welche seine Braut erhoben, immer häufiger, immer bedeutender und endlich wurden auch ihm die Augen geöffnet. Er zog im Geheimen Erkundigungen ein und erfuhr nun den ganzen Stand der Angelegenheit. Er erfuhr, daß der Graf von Wesern nur auf die Nachricht hin, daß seine Tochter dem Herrn Solph, dem reichen Fabrikanten, ihre Hand reiche, seinem geschwächten Credit wieder neue Quellen eröffnet habe und daß er diese Quellen auf alle nur erdenkliche Weise ausbeute. Daß unter solchen Umständen sein Ansehen in der kaufmännischen Welt bedeutend leiden mußte, sah er selbst ein.

Dennoch wollte er Alles ertragen, wußte er doch, daß Elvira ihn liebte. — Elvira aber war schön! Sehr schön!! Sie gehörte außerdem einer der ältesten Häuser der Aristokratie an. Ist es da ein Wunder, wenn Solph eine Zeitlang geblendet wurde? Er glaubte an Elvira's Liebe und dieser Glauben ließ ihm die Opfer nicht scheuen, welche er bereits gebracht hatte. Da aber ereilte ihn eine Hiobspost, welche ihn aus allen seinen Himmeln riß.

Ein anonymes Schreiben, welches er erhalten, eröffnete ihn, daß Elvira mit einem Lieutenant von Z. von den Garde-Husaren ein intimes Verhältniß unterhalte.

Diese Nachricht brachte Solph fast zur Verzweiflung. Er selbst wollte sich von der Wahrheit derselben überzeugen. Aber Elvira war zu vorsichtig und während sie in den Armen ihres Buhlen des bürgerlichen Simpels, wie sie den wackeren Solph nannte, spottete, hatte sie doch alle Vorkehrungen getroffen, um zu verhindern, daß sie compromittirt würde.

Solph, der sich, wenn auch mit schwerem Herzen, alle nur erdenkliche Mühe gab, um der Wahrheit der anonymen Zuschrift auf die Spur zu kommen, fand Elvira stets allein und so kam es, daß er gar bald das ganze Schreiben für die Erfindung eines Nichtswürdigen hielt.

Er hatte sich vollkommen beruhigt und dachte nur noch mit Abscheu an den Verläumder, als sein Schwiegervater der Herr

von Wesern, ihn wieder um die Kleinigkeit von 10,000 Thalern ersuchte.

Es geschah dies zu einer Zeit, wo dem Fabrikanten Solph eben zwei Fallissements angekündigt wurden, bei denen er nicht unbedeutend betheiligt war. Nun beschloß er endlich, seinen Schwiegervater zur Rede zu stellen. Denn das wußte er, daß die Gerüchte in Betreff der Verschwendung desselben nur zu wahr seien! Das hatte er selbst aus eigener Anschauung erfahren. Deshalb fanden wir ihn eben im Selbstgespräch in seinem Cabinet.

Doch lassen wir den unglücklichen jungen Mann jetzt allein und begeben uns nach dem Hôtel des Herrn von Treville.

In der Wohnung des alten Haushofmeisters Eilberg waren eben zwei Personen im eifrigsten Gespräch begriffen. Es waren der alte Eilberg selbst und Moral, welche hier so eifrig disputirten.

„Du mußt es können!" — rief der Alte heftig. „Ein schlechter Mann, der nicht den Muth hat, die Wahrheit zu sagen, wo es gilt, ein Unglück zu verhüten! Schäme Dich!" — fuhr er fort, — „bist ein so braver Junge, ganz wie Dein seliger Vater es war und hast, trotz Deiner Kränklichkeit, schon so viel Muth gezeigt, daß ich mich ordentlich darüber gefreut habe. Und jetzt wolltest Du zurückschrecken, wo es gilt, durch ein paar Worte einen braven Menschen, Deinen eigenen Wohlthäter, vom Untergange zu retten?"

„Ich habe hin und her gedacht," erwiderte Moral; „aber, Vater Eilberg, ich weiß nicht, wie ich damit beginnen soll!"

„Alle Schock Element!" rief der alte Eilberg, indem er dicht vor Moral hintrat. „Das weißt Du nicht? — Nun, so will ich es Dir sagen; also paß auf!" — Und er nahm eine straffe, martialische Haltung an, indem er die Hand, wie salutirend, an sein Käppchen legte.

„Herr Solph! — sagst Du — ich habe Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß Ihr gnädiges Fräulein Braut und Ihr Herr Schwiegerpapa ganz erbärmliche Schufte sind! Während Ihr Herr Schwiegerpapa Ihr Geld verpraßt und Ihren guten Namen in wenigen Wochen so eifrig ruinirt hat, als

gelte es, eine jahrelange Arbeit zu vollziehen, läßt es sich Ihr Fräulein Braut angelegen sein, Sie zu hintergehen!"

„Ich selbst," — fuhr der Alte immer noch in seiner Stellung beharrend, fort — „habe Ihr Fräulein Braut in diesen Tagen auf einen Maskenball bei Kroll, in einer Loge, in der trauten Umarmung des Herrn Lieutenant von Z. gesehen. Ich erkannte sie, als sie sich einen Augenblick demaskirte, weil es ihr wohl bei den Umarmungen des wackern Helden zu warm wurde. Ich hätte es Ihnen gleich hinterbringen sollen, weil ich nicht der Einzige bin, der von dieser Sache weiß. Aber ich bin ein furchtsamer, zimperlicher Patron und erst der alte Eilberg mußte mich auf meine Pflicht aufmerksam machen. So, Herr Solph, jetzt wissen sie Alles, und wenn ich zu viel gesagt habe, seien Sie mir deshalb nicht böse. Ich konnte es, ich durfte es nicht verschweigen."

Der Alte hatte geendet. Er blickte mit einer gewissen Begeisterung auf Moral, der jedes seiner Worte seinem Gedächtniß einzuprägen schien.

„Und nun geh' mit Gott," sagte der alte Eilberg, „richte Deine Sache gut aus und dann bringe mir Bescheid, denn ich möchte wohl wissen, ob es heut zu Tage noch Leute giebt, die ein offnes, ehrliches Wort vertragen können."

Moral reichte dem alten Eilberg freundlich die Hand, dann verabschiedete er sich unter dem Versprechen, am Abend wieder zu kommen und über den Ablauf dieser mißlichen Unterhandlung zu berichten.

Moral hatte sich in Eile nach der Wohnung seines Prinzipals begeben. Er traf denselben, noch in tiefes Nachsinnen versunken, in einem Sessel liegend. Treu dem Vorsatz, sein dem alten Eilberg gegebenes Wort zu halten, begann er nach einer Verbeugung mit ängstlicher Stimme:

„Herr Solph, trotzdem Sie mein Wohlthäter sind, ja, gerade um dessentwillen, wagte ich es vor mehreren Tagen, Ihnen eine Mittheilung zugehen zn lassen, die wohl für Sie sehr schmerzlich gewesen sein mag."

„Welche Mittheilung?" unterbrach hier der Fabrikant seinen Secretair, indem er hastig aus dem Sessel sprang und

Moral mit durchbohrenden Blicken maß; mit Blicken, als wollte er in dessen Seele lesen.

Moral zitterte heftig. Dennoch bezwang er gewaltsam seine Aufregung und fuhr fort:

„Es betraf meine Mittheilung einen Gegenstand, der Ihnen, Herr Solph, wohl das Theuerste auf Erden ist; — Ihr gnädiges Fräulein Braut, — die Gräfin Elvira von Wesern!“

„Wie?“ rief der Fabrikant, indem er Moral verächtlich mit den Blicken maß. — „Sie waren jener Freche, der es wagte, meine Braut in meinen Augen so schwer zu verläumden? —

„Nicht verläumdet habe ich Ihr Fräulein Braut,“ begann Moral mit vollkommener Ruhe, „nur die Wahrheit schrieb ich, die reine Wahrheit, wie ich sie vor Gott und den Menschen mit gutem Gewissen bezeugen kann. Nur das Bestreben, Sie, Herr Solph, vor Schaden und Schande zu bewahren, verlieh mir den Muth, Ihnen über eine Angelegenheit Mittheilung zu machen, die wohl, außer in diesem Zimmer, noch an anderen Orten den Gegenstand des Gespräches bilden möchte!“

Moral hatte geendet. Es war ihm doch warm geworden bei seiner Rede. — Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Auf Solph hatte die Mittheilung seines Secretairs einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Eine solche Ruhe hatte er an dem jungen Manne nie vorher bemerkt; solche Festigkeit hätte er demselben nie zugetraut. Und dennoch konnte er nicht an die Wahrheit seiner Worte glauben. Es war die Liebe, die, ohne daß er es wußte, Alles, was für die Schuld Elvira's sprach, schon im Entstehen bekämpfte und sie als unschuldig duldend, an seine Seite stellte.

Er liebte ja Elvira! Er liebte sie mit der ganzen Gluth der Leidenschaft! — —

Sollte er denn auch alle die großen Opfer für eine Unwürdige gebracht haben? Er wagte nicht, daran zu denken. Der bloße Gedanke daran hätte ja auch sein ganzes Vertrauen auf die Menschheit erschüttert! — —

Unwillkürlich fuhr er mit seinen Händen nach dem Kopf. Die Stirn brannte ihm; sie drohte ihm zu zerspringen. End-

lich wandte er sich wieder zu Moral, welcher, noch immer unschlüssig, den Hut in der Hand, vor ihm stand.

„Ich will annehmen," — begann er — „daß Sie, junger Mann, einer Lüge nicht fähig sind. Ich will es annehmen, der Ehre des Herrn von Treville, der mir Sie empfohlen und Ihrer eigenen Ehre halber! Aber sagen Sie mir nur, daß das, was Sie mir berichteten, auf den Mittheilungen dritter Personen beruht. — Sagen Sie mir, daß Sie nur den Eingebungen Anderer folgten, als Sie mir diese Eröffnungen machten. O, ich will Sie für jedes einzelne Wort belohnen! Ich will Sie fürstlich belohnen und dann die Verläumder aufsuchen und strafen! Ich will nicht eher ruhen, bis die Ehre meiner Braut wieder makellos dasteht!"

Solph war heftig erregt und nur mit Mühe suchte er sich zu fassen. Läßt sich doch das Unglaublichste ertragen, jeder Schmerz überwinden, wenn der ernste Wille dazu vorhanden ist. Auch Solph hatte den ernsten Willen, seine Braut zu vergessen. Er wollte aber erst von ihrer Schuld überzeugt sein! —

„Folgen Sie mir!" wandte er sich zu Moral und schritt auf die Thür eines zweiten Cabinets zu, in welches er in der Regel allein zu arbeiten pflegte.

Von Moral gefolgt, trat er gleich darauf in dasselbe ein, warf sich hier in einen Sessel und winkte Moral, ebenfalls Platz zu nehmen.

Lange saß der Fabrikant hier mit seinem jungen Secretair allein. Es war schon spät Nachmittags, als Moral das Cabinet seines Herrn verließ und dem Hôtel des Herrn von Treville zueilte. Er sah heiter aus. Die Unterredung mit seinem Prinzipal mußte also gut geendet haben. —

Auch beim Grafen Wesern ging es heute lebhaft, mehr als lebhaft zu. Es spielte sich soeben zwischen Vater und Tochter eine Scene ab, wie sie in vornehmen Häusern nur zu oft vorzukommen pflegen, trotzdem man sie dort gerade am wenigsten vermuthet.

Graf von Wesern war eine stattliche aristokratische Erscheinung. Ein hoher Funfziger, hatte er sich jene jugendliche Frische und Heiterkeit bewahrt, die wir so häufig an alten Militairs

bewundern. Frühzeitig hatte er seine Gattin verloren und beschlossen, nicht wieder zu heirathen, da ihm das Junggesellenleben weit mehr Annehmlichkeiten bot, als er sich selbst von der glücklichsten Ehe versprechen konnte. Er hatte seine Frau zärtlich geliebt und übertrug diese Liebe nun, da ihm seine Gattin entrissen wurde, auf die Tochter.

Seine freie Zeit theilte er mit soldatischer Pünktlichkeit zwischen seiner kleinen Tochter und seinen Gesellschaften.

Die Letzteren waren wohl nicht gerade die gewähltesten. Es wurde in denselben gespielt — viel gespielt — hoch gespielt! Graf Wesern war aber ein Mann, der, wo es galt, aufzutreten, nicht gern zurückstand. So war er denn bald in Schulden gerathen. Er mußte Gelder auf seine Besitzungen aufnehmen und da alles dieses nur zu sehr bekannt wurde, so ward ihm, dem sonst tüchtigen Offizier, eines Tages von seinem Chef der freundliche Rath ertheilt, seiner Erholung halber den Dienst zu quittiren und sich mit dem Range eines Obersten — Graf Wesern war Major — und seiner Pension der Ruhe zu erfreuen.

Gegen ein so freundliches Ansinnen von Seiten des Chefs durfte er nichts einwenden und so folgte er mit trübem Herzen diesem Vorschlage. Aber mit dem Moment, wo er den bunten Rock ausgezogen hatte, war er auch ein anderer Mensch geworden.

Graf von Wesern war ein braver Soldat, voll Tapferkeit und Pflichttreue gewesen. Diese Zurechtweisung, wenn auch gerecht, schmerzte ihn daher tief und um sich zu zerstreuen, stürzte er sich mit Hast in den Strudel der Vergnügungen, wie sie jede große Stadt und namentlich Berlin, in so reicher Fülle darbietet.

Sein Haus, welches bisher nur der Sammelplatz aller Militairs gewesen, wurde nun einem jeden Glücksritter geöffnet und hier war für jeden offene Tafel. So schwand denn das Vermögen des Grafen immer mehr zusammen. Ja, er mußte zuletzt, seinen guten Namen benutzend, zu allen möglichen Mitteln greifen, um sich Geld zu verschaffen.

Unter solchen Verhältnissen war Elvira herangewachsen. Früh, allzu früh in den Kreis der Vergnügungen gezogen, welche

das väterliche Haus darbot, wurde sie, noch ein Kind, der Mittelpunkt dieser Gesellschaften. Ja, mit dem zwölften Jahr wurden ihr schon Huldigungen dargebracht, die ein herangereiftes Mädchen hätten erröthen lassen.

Eine Erziehung, wie sie dem Mädchen so nöthig thut, eine wirklich weibliche Erziehung hatte sie nicht genossen.

Elvira hatte die Standesvorurtheile mit der Muttermilch eingesogen. Sie war schön, aber sie war eine kalte Schönheit. Es fehlte ihr der Schmelz einer wahrhaft weiblichen Seele. Nur hohe Geburt und glänzendes Auftreten konnten ihr ein Lächeln der Befriedigung entlocken.

So lernte sie Solph kennen und es ist kein Wunder, daß sie, mit solchen Idee'n herangewachsen, ihrem Herzen keine Gefühle für den Mann aufdrängen konnte, den sie schon seines schlichten, bürgerlichen Standes halber übersah, der ihr nach ihren hocharistokratischen Begriffen als ein weit unter ihr stehendes Individuum erschien. Sie willigte aber in die Verbindung, sie that es ihrem Vater zu Liebe.

Aber sie täuschte den jungen Fabrikanten. Während sie Solph gegenüber immer freundlicher — immer hingebender wurde, unterhielt sie ein intimes Verhältniß zu einem jungen Offizier und, schamlos genug, ließ sie sich mit demselben öffentlich sehen.

Graf von Wesern hatte noch nicht ganz den Charakter eines Ehrenmannes verloren. In dem Bestreben, die Mesalliance zwischen seiner Tochter und dem jungen Fabrikanten einzuleiten, war es ihm auch zugleich darum zu thun, Elvira für ihren zukünftigen Gatten Achtung einzuflößen.

Schon öfter hatte er seiner Tochter das Unschickliche ihrer Handlungsweise vorgehalten, doch kurz und abweisend hatte Elvira stets den Gegenstand solcher Gespräche fallen lassen und setzte, unbekümmert um den Ruf ihres Verlobten, ihr intimes Verhältniß zu dem Lieutenant v. Z. fort. War doch ihr Ruf, durch die nicht mehr rückgängig zu machende Verbindung mit Solph, gesichert.

Dies Thema war auch jetzt wieder der Gegenstand der Unterhaltung zwischen Vater und Tochter.

„Elvira,“ — begann Graf von Wesern mit ernster Stimme, — „Elvira, es ist doch hohe Zeit, daß Du Deinem Leichtsinne entsagst und an die Pflichten denkst, die eine Gattin — eine Hausfrau — zu erfüllen hat. Zwar ist es Dir kein Geheimniß, daß nur unsere zerrütteten Verhältnisse mich gezwungen haben, diese Verbindung zu befürworten und gut zu heißen; doch Herr Solph liebt Dich und ist, trotz seiner niedern Geburt, ein Ehrenmann durch und durch — ja, er ist mehr,“ — fuhr er mit erhobener Stimme fort, — „er ist der Schwiegersohn des Grafen von Wesern und der kleinste Makel, der auf ihm ruht, befleckt auch meinen Namen!“

Elvira hatte diesen Vorstellungen mit einer Nonchalance zugehört, als ob es sich dabei um die gleichgültigsten Dinge der Welt handelte. Dann erwiederte sie piquirt:

„Nun, mon cher Papa, thue ich denn nicht vollkommen meine Pflicht, wenn ich, um ihre Verhältnisse zu regeln, meine Hand einem Mann gebe, in dessen Gemeinschaft zu leben, mir nach den Grundsätzen, nach denen Sie mich zu erziehen die Güte hatten, mehr als schrecklich sein muß? Wenn Sie aber verlangen, daß ich diesem Manne auch mein Herz opfern soll, so kann — und werde ich das nicht.“

Elvira sprach entschlossen und wenn auch ihr Ton ein höhnischer war, so lag doch viel Wahres in ihren Worten und das fühlte Graf von Wesern sehr wohl.

„Mein Kind“ — begann der Graf von Neuem — „es ist wahr, es ist vielleicht manches in Deiner Erziehung verfehlt; das aber darfst Du mir — Deinem Vater, wahrlich nicht anrechnen — nicht allzuschwer anrechnen.“

Er blickte seiner Tochter lange und bewegt in's Antlitz, dann fuhr er fort: „Elvira! Möchtest Du nie vergessen, daß mir seit Deiner Kindheit die Gattin — Dir — die Mutter gefehlt hat. Aus Liebe zu Dir beschloß ich, mich nicht zum zweiten Male zu vermählen. Hätte ich es gethan, es wäre vielleicht für uns Beide besser gewesen.“

Graf von Western schwieg, eine vermittelnde Antwort von seiner Tochter erwartend; doch er hatte sich verrechnet.

Der sonst so stolze Mann hatte, die ganze Schwere seiner

Schuld fühlend, nur versucht, einen Schleier über sein Thun zu werfen. Alle Gründe hatte er hervorgesucht, die möglicherweise sein Verlangen, Elvira mit Achtung vor ihrem Verlobten zu erfüllen, unterstützen konnten.

Die wahren Gründe aber, die ihn veranlaßten, einen Bruch mit Solph zu verhüten, hatte er dennoch verschwiegen.

Elvira fühlte das. Eine kurze Zeit stand sie unschlüssig, — ihr stolzer Busen hob sich muthig.

In diesem Moment trat ihr die Art und Weise, in welcher sie vom Vater, um dessen Verschwendungssucht zu genügen, geopfert werden sollte, grell vor Augen.

„Vater!" rief sie, indem sie dicht vor den Grafen trat, „ist es denn Recht, daß Du von mir Achtung forderst für einen Mann, den Du selbst nur deshalb achtest, — dem Du Dein Haus nur deshalb offen hältst, weil Du ihn, — oder vielmehr seine Kasse, — jeden Augenblick bereit findest, Dir Summen zu geben, die Deinen Credit heben und die Dir gestatten, Deiner Prunksucht nach allen Richtungen hin Genüge zu thun? Du willst mich an einen Mann fesseln, an dessen Ruin Du selbst mit aller Macht arbeitest!"

„Wahrlich," fuhr sie fort, indem sich ihre stolze Gestalt höher hob, — „ich liebe diesen jungen Bürger nicht; ich werde ihn nie lieben. Wenn ich es aber könnte, wie sollte ich Glück und Frieden in einer Ehe finden, deren Fundament schon im voraus durch den eigenen Vater untergraben ist?"

Elvira hatte geendet. Stolz stand sie da — sie war schöner als je. Sie war schön — bezaubernd schön!

Der Graf von Wesern hatte das Haupt gesenkt. Der stolze Mann zitterte heftig vor dem eigenen Kinde. Im Bewußtsein seiner Schuld schämte er sich, der Tochter in's Auge zu schauen

Der Vater stand vernichtet der Tochter gegenüber.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Cabinets, und der Diener meldete mit lauter Stimme: „Herr Solph!"

Einen Moment sahen sich Vater und Tochter unschlüssig an. Grade in diesem Augenblick mußte ihnen ein solcher Besuch doppelt unangenehm sein. Bald aber hatten sie ihre Fassung wieder erlangt und wer sie jetzt sah, würde unmöglich geglaubt

haben, welch' eine Scene so eben zwischen ihnen stattgefunden hatte.

„Herr Solph ist mir jederzeit angenehm," wendete sich der Graf von Wesern zu dem Diener, und gleich darauf trat der Fabrikant ein.

Wir wissen, welche Angelegenheit denselben heut zu seiner Braut führte. Er hatte, gleich nachdem Moral sein Zimmer verlassen, beschlossen, mit der stolzen Schönen, welche, ohne seine Liebe zu erwiedern, seinen Ruf ruinirte, zu brechen.

Deutlicher traten nach dieser Unterredung mit Moral alle die kleinen Beweise von Nichtachtung vor seine Augen, welche er seit seiner Verlobung mit der Tochter des Grafen, von seinen Geschäftsfreunden erfahren hatte.

Fest und entschlossen betrat er das Cabinet des Grafen.

Doch — da stand Elvira — in strahlender Schönheit. Ihre Wangen waren noch hoch geröthet und — es kostete ihr schwere Mühe, ihren Zügen ein bezauberndes Lächeln abzugewinnen. So stand sie Solph gegenüber und alle seine Vorsätze waren vergessen. Zärtlich ergriff er ihre Hand, um sie innig an seine Lippen zu drücken. Elvira war ja schön! — Eine himmlische Schönheit — eine Schönheit — der Hölle!!!

Zweiunddreißigstes Capitel.

Liebe bis in den Tod.

Obgleich wir eine Erzählung beabsichtigen, welche wesentlich und zum größten Theil in der Weltstadt Berlin spielt, dürfen wir jedoch nicht verabsäumen, unsere Leser mit den Personen unserer Erzählung genau bekannt zu machen, welche in derselben eine hervorragende Rolle einnehmen. Wir dürfen dies nicht verabsäumen, selbst auf die Gefahr hin, unserem Prinzip untreu —

die Erzählung für ein Capitel nach einem andern Orte hin zu verlegen und uns dann wieder in das Getriebe der Residenz Berlin zu versetzen.

Wir haben im Laufe unserer Erzählung unter Anderen zwei Personen kennen gelernt, deren Charakter den grellsten Contrast bildeten und welche sich mit unauslöschlichem Haß verfolgten.

Es sind dies der Herr von Pronintsky und der Geheimrath von Waltz.

Während Waltz in der Residenz behaglich seine Pension verzehrte, welche er von der russischen Regierung bezog und außerdem bemüht war, sein bedentendes Privat-Vermögen durch Orgien aller Art zu schwächen, genoß er doch, seiner Stellung halber, eine gewisse Achtung.

Herrn von Pronintsky sahen wir fortwährend in Gemeinschaft von Verbrechern, und trotzdem mußte uns seine dunkle Erscheinung die größte Achtung abgewinnen, weil er stets bereit war, für Gutes und Edles einzutreten und durch die niedrigsten Mittel das Erhabenste zur Ausführung brachte.

Dieser Mann, mit dem kalten, stolzen, unwiderstehlichen Blick, den wir bald in der Soirée eines Ministers, bald wieder in der erbärmlichsten Spelunke, als Chef einer Gaunerbande erblickten, ist dem Leser bis jetzt ein psychologisches Räthsel, das wir zu lösen uns jetzt bemühen wollen. — —

Es ist noch nicht allzulange her, daß Polen zum letzten Male das Schwert gegen seinen Unterdrücker — gegen Rußland — gezogen.

Das Volk, dessen heiligste Sitten und Gebräuche, dessen Sprache, dessen Religion von dem stolzen Machthaber gewaltsam unterdrückt wurden und noch werden, hatte sich wie ein Mann erhoben, um den fremden Druck, welcher eisern auf ihm lastete, von sich zu werfen.

Einen der wichtigsten Hebel zur Unterdrückung der polnischen Nation, welcher von der russischen Regierung mit aller Macht in Bewegung gesetzt wurde, bildete die Spionage! — —

Auf dem Schlosse Doberowski, in der Nähe des polnischen Städtchens Kowno, herrschte an einem Juni-Abend des Jahres 18 . . eine seltsame Aufregung.

Landbewohner mit Piken und Sensen bewaffnet, strömten von den benachbarten Gegenden herbei und wurden auf einen eigenthümlichen, thierartigen Schrei in den Schloßhof eingelassen. Schon füllten Hunderte von Landleuten den Hof und die Säle des Schlosses, und noch immer eilten andere Ankömmlinge herbei.

Die Hast, welche von der nöthigen Vorsicht begleitet war, ließ in allen Zuzüglern die Mitglieder einer jener Verschwörungen vermuthen, wie sie einer Volkserhebung nothwendiger Weise vorangehen müssen. Der Himmel schien dem Unternehmen günstig zu sein. Dichte Wolken bedeckten den Horizont und ergossen eine Fülle von Regen, welche es jedem abrieth, den sicheren Raum des Zimmers zu verlassen. Nur hin und wieder zeigte der Mond sein bleiches Licht, um im nächsten Moment unter der Wolkenmasse zu verschwinden.

So war die Mitternacht herangekommen und mit ihr trat in den überfüllten Räumen des Schlosses eine unheimliche Ruhe ein. Aus allen Zimmern und Gängen strömten dunkle Gestalten auf den Schloßhof, welche sich hier wie einer geheimen Macht folgend, lautlos in Gliedern ordneten. Auf ein vom Schlosse her gegebenes Zeichen glühten bald einige Fackeln, um mit ihrem dunklen Licht eine seltsam zusammengewürfelte Gruppe zu beleuchten.

Hier harrte neben dem im kurzen, langhaarigen Schaafpelz gekleideten Bauer, der in seiner Nationaltracht gekleidete Edelmann. Aller Augen waren auf das Hauptportal gerichtet, durch welches so eben eine kaum dem Jünglingsalter entwachsene Mannesgestalt, in Begleitung einer Dame von üppiger Schönheit in den Hof trat.

Mit der Grazie, welche dem polnischen Edelmann eigen ist, verneigte sich Herr von Pronintsky — denn er war es — ge-

gen die allerdings bunte Versammlung, welche ihm, Jeder in seiner Art — der Edelmann durch freundliche Handbewegung — der Bauer durch ein devotes Verneigen, — seinen Gruß erwiderte.

Lange blickte Herr von Pronintsky auf die Versammelten, seine Augen schienen jeden der Anwesenden zu durchbohren. Denn ach, wie oft hatte sich schon der Verrath eingeschlichen in den Häusern der edlen Polen, und Tod und Verbannung waren jedesmal die Folgen, auch der kleinsten Verläumdung.

„Endlich," — begann Herr von Pronintsky, indem er eine imponirende Stellung annahm — „endlich, meine Freunde, sind wir beisammen, um zu berathen, wie wir die Ketten der Knechtschaft, die unser theures Vaterland seit langen Jahren fesseln, abschütteln können."

„Ich darf nicht erst" — fuhr er begeistert fort — „Euch die Gräuel schildern, welche der Unterdrücker in unserem Vaterlande verübt hat."

„Ein jeder Ort, eine jede Hütte hat deren aufzuweisen, die ein Volk begangen, welches sich zu unserem Beschützer, dessen Herrscher sich zu unserem Herrscher aufgeworfen hat, um unter dem Schleier der Gerechtigkeit unsere Weiber zu schänden, unsere Kinder zu morden, unsere Sitten und Gebräuche mit Füßen zu treten!"

Lebhafter Beifall unterbrach hier seine Rede. Pronintsky fuhr fort:

„Schon sind Tausende von uns im edlen Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland gefallen; doch immer wieder mußten wir unterliegen, und mancher wackere Pole, der nicht unter Henkershänden endete, schmachtet noch jetzt in der Knechtschaft, fern vom Vaterlande. Der edle Pole, der sonst nur gewohnt war zu herrschen, er muß, dem gemeinsten Verbrecher gleich, sein Leben durch Körper und Geist tödtende Arbeit, von der Peitsche grausamer Knechte angetrieben, in den Bergwerken Sibirien's aufreiben!" — —

„Ja, noch mehr!" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Unsere Unterdrücker werden nicht eher ruhen, bis sie selbst un=

sere Sprache ausgerottet und so das letzte Andenken an ein edles Volk vertilgt haben werden.“

Ein lautes Murren des Beifalls deutete an, daß die Worte des Herrn von Pronintsky ihren Zweck nicht verfehlt hatten. Eine mächtige Begeisterung blitzte aus den sonst so stupiden Gesichtern der Bauern. Die Sensen und Piken wurden emporgehoben und geschwungen, als gelte es jetzt schon, einen Kampf gegen den Unterdrücker zu beginnen; — diesen Moment hatte Pronintsky erwartet. Schnell zog er einen prächtig damascirten Säbel, aus einer mit kostbaren Steinen besetzten Scheide, und die Waffe hoch über die Häupter der Anwesenden schwingend, rief er mit ernster feierlicher Stimme:

„Polen! Ihr Alle habt die Wahrheit meiner Worte begriffen! Ihr wißt, daß es die höchste Zeit ist, das Letzte zu opfern, um unsere Freiheit und die Sicherheit unserer Hütten zu retten. So schwört denn mir, Eurem selbstgewählten Anführer, den Eid der Treue!“

Die Anwesenden hatten feierlich ihre Rechte erhoben, um die Eidesformel zu sprechen. Es war ein erhabener Anblick, diese ernsten Männer mit den bleichen Gesichtern zu sehen, welche durch das Licht der Fackeln einen magischen Schein erhielten. —

„Ich schwöre,“ begann Pronintsky ernst und feierlich, jedes Wort scharf betonend — „der Sache meines polnischen Vaterlandes treu zu sein, und Gut und Blut, Weib und Kind gern und ungezwungen dem Vaterlande zu opfern. Keine Rücksichten sollen mich, selbst an die heiligsten Familienbande fesseln, bis der gemeinsame Feind Polens von unserer Muttererde verdrängt, und das Blut unserer Brüder gerächt ist! Ich schwöre ferner, daß ich meinem Führer, dem Gutsherrn v. Pronintsky, gehorsam sein und allen seinen Befehlen nachkommen will, ohne zu fragen und zu forschen nach der Ursache derselben. Sollte ich meinen Eid brechen, so will ich die Strafe ruhig erdulden, welche das Vaterland dem Verräther auferlegt und die mir vollständig bekannt ist! So wahr mir Gott helfe!“

Pronintsky hatte die Eidesformel vorgesprochen, welche nun

von den Anwesenden wiederholt wurde. Hierauf ergriff Pronintsky wieder das Wort:

„Brüder!" rief er mit erhobener Rechten. „Und ich schwöre, daß ich der Sache des Vaterlandes ohne Rücksicht Alles, selbst das Theuerste opfern will und Euch in Treue ergeben, nicht eher ruhen werde, bis das Vaterland an seinen Feinden gerächt ist! Alles will ich opfern und ertragen, um zu diesem erhabenen Ziele zu gelangen! Sollte ich jemals meinen Eid brechen, so sollt Ihr meine schonungslosen Richter sein und mich strafen, wo Ihr mich auch immer findet, mit der Strafe, die dem Verräther geziemt! So sei es! — Amen!"

„Amen!" wiederholten die Versammelten.

Auf ein Zeichen Pronintsky's trat ein Geistlicher im vollen Ornat aus dem Portal des Schlosses in den Hof. Derselbe nahm auf einer improvisirten Tribüne seinen Platz und, die heilige Monstranz emporschwingend, segnete er die Versammelten, welche demüthig ihre Kniee beugten. Gleich darauf trennte sich die Versammlung und eilte nach den verschiedensten Richtungen davon.

Herr von Pronintsky war der Anführer einer Insurgenten-Truppe. Die allgemeine Achtung, denen er sich erfreute, hatte ihm diesen schwierigen Posten übertragen. Er hatte ihn angenommen. Zwar hatte er gezaudert, denn er war ja eben im Begriff, einem liebreizenden Mädchen die Hand zu reichen, einem Mädchen, welches er gleich einem Engel liebte und verehrte.

Doch Angelika, — das war der Name seiner Braut — drängte ihn selbst zum Kampfe. Sie konnte es nicht ertragen, daß ihr Geliebter, den sie für das Muster der Ritterlichkeit hielt, im Arm der Liebe die Zeit versäumte, welche sein jugendliches Haupt mit dem Lorbeer zu schmücken bestimmt war.

Angelika liebte Pronintsky innig. Aber sie war eine edle Jungfrau, die nicht zurückbebte vor den Gefahren, welche den Geliebten bedrohten, wenn es galt, für eine heilige, männliche Sache in den Kampf zu gehen.

So war denn Pronintsky der Chef einer kleinen Armee geworden und einmal an diese Stelle getreten, wohin das Ver-

trauen ihn gerufen hatte, war es auch sein Bestreben, dasselbe zu rechtfertigen. — Er zog in den Kampf. Er hielt sich tapfer und männlich. Sein Name wurde bald von seinen Landsleuten mit Achtung, von den russischen Heerführern mit Verwünschungen genannt. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt, eine Ehre, auf welche ein Pole stolz sein konnte.

Der Kampf wüthete noch immer fort. Doch Pronintsky konnte keinen Theil daran nehmen. Denn er war bei einem hitzigen Gefecht schwer verwundet und hatte schon wochenlang auf dem Krankenbette, von Angelika gepflegt, zugebracht.

Um diese Zeit mehrten sich die Verhaftungen in der Nähe von Pronintsky's Besitzung auffällig. Es war sonderbar genug, daß eine jede Verhaftung fast unter gleichen Umständen stattfand. In allen Familien, in welchen Verhaftungen vorkamen, hatte sich kurz vorher ein Fremder eingefunden, welcher sich durch seine liebenswürdide Offenheit bald Vertrauen erworben hatte. Sobald der Fremde das Haus verließ, stellten sich russische Soldaten ein, um eine Haussuchung vorzunehmen. Der Fremde erschien aber in jedem Hause unter einer anderen Maske. Bald als Priester, bald als Flüchtling, bald als Kaufmann; übereinstimmend konnte seine Person nicht beschrieben werden. Daß derselbe ein Spion war, wußte man nur zu gut. Wie aber sollte man seiner habhaft werden? Das war eine wichtige Aufgabe, und um so schwieriger, da derselbe unter allen möglichen Verkleidungen erscheinend, sich der polnischen Sprache mit einer Geläufigkeit bediente, als ob dieselbe seine Muttersprache sei. —

Es war Waltz; er, den wir schon in Berlin als Geheimen Rath kennen lernten.

Als junger Mann war Waltz vor vielen Jahren, nach dem Tode seiner Eltern, nach Warschau zu einem begüterten Verwandten gekommen, der sich des armen, verlassenen Knaben mit väterlicher Sorgfalt annahm. Hier erlernte er das Geschäft seines Oheims und machte sich bald durch eine kriechende Freundlichkeit den Familienmitgliedern so verhaßt, daß er nach kaum beendeter Lehrzeit das Haus verlassen mußte. Schon damals schwur Waltz seinem Wohlthäter Rache.

Nachdem er noch in mehreren Warschauer Häusern servirt hatte, ließ er sich eine Veruntreuung zu schulden kommen, die ihn mit der Polizei in Berührung brachte. Waltz aber wußte alles zu seinem Vortheil auszubeuten; denn auch seine Schande sollte ihm Nutzen bringen.

Die russische Polizei brauchte Spione, viel Spione! Waltz war aber gerade ein Mensch, der sich zu solchem Ehrenamte vorzüglich eignete. Bei seinem Hange zum Nichtsthun und zur Verschwendung, griff er mit beiden Händen zu, als ihm der betreffende Antrag gestellt wurde. Bei seiner angeboreuen Vorliebe für Schändlichkeiten jeder Art, hatte er sich bald einen gewissen Ruf bei seinen Vorgesetzten erworben, der gleichzeitig seinen Namen zum gefürchtetsten und verabscheuetsten in Polen machte. Doch er erwarb sich Titel, Geld und eine feste Stellung, welche ihm gestattete, einem Mädchen die Hand zur Ehe zu reichen. Nun war die günstigste Zeit, das Vernichtungswerk gegen seinen Onkel zu beginnen, doch fehlte ihm noch die Gelegenheit. Sein Oheim, ein Deutscher, kümmerte sich nicht um Politik und Tagesfragen und ging einzig und allein seinen Geschäften nach.

Da, nach Jahren brach die polnische Revolution aus und nun sollte Waltz Gelegenheit bekommen, seinen Racheplan auszuführen.

Der Kaufmann Erbrecht — so hieß Waltz's Oheim — hatte sich vor zwei Jahren mit einer Polin vermählt. Seine Ehe wurde mit einem Sohne und einer Tochter gesegnet, welche bald die Zierde der Stadt wurden. Namentlich war Angelika eine seltene Schönheit. Von ihrer Mutter hatte sie jenes schwärmerische und zugleich feurige Auge geerbt, welches die edlen Polinnen so unaussprechlich schön macht. Doch ihr fehlte jene fast krankhafte Blässe, die die Schönheit der polnischen Edeldamen so sehr beeinträchtigt. Angelika's Wangen zeigten, vom feinsten Incarnat angehaucht, jene Frische, die den Mann beim Anblick eines hübschen Mädchens, mit einem gewissen, verlangenden Zauber erfüllt. Sie war eine feine, zarte und doch auch wieder üppige Schönheit.

So sah sie der Herr von Pronintsky, welcher sich zufällig

in Warschau aufhielt und auch im Ebrecht'schen Hause in Geschäften verkehrte. Er sah — er liebte sie! Er liebte Angelika mit der versengenden Gluth eines feurigen Herzens.

Auch Angelika fand Wohlgefallen an dem stattlichen Edelmann, der sich ihr mit der Ehrfurcht nahte, welche die Liebe stets für den Gegenstand ihrer Neigung empfindet. Das Wohlgefallen verwandelte sich bald in Zuneigung; die Zuneigung in Liebe! In unnennbare Liebe! —

Pronintsky stand selbstständig da. Er war vollkommen Herr seiner Handlungen. Seine Eltern waren todt und hatten ihm neben einem nahmhaften Vermögen, bedeutenden Grundbesitz hinterlassen. Er konnte also ein vollkommen unabhändiges Leben führen, ganz wie es seinem Geschmack entsprach.

Er beschloß, das Mädchen, welches ihm hier wie eine aufblühende Knospe entgegentrat, zu freien und hielt um die Hand Angelika's an Seine Werbung wurde mit Freuden angenommen, besonders, da Angelika auf die Frage ihrer Eltern mit jenem „Ja" antwortete, welches ein edles Mädchen nur einmal im Leben, dann aber mit ganzer Seele, ausspricht.

Schon war der Termin zur Trauung angesetzt. Da trat unerwartet ein nur zu bedeutendes Hinderniß ihrem süßen Verlangen entgegen. Das Vaterland rief seine Söhne in die Schranken, in den Kampf für seine Befreiung; da durfte, da wollte auch Pronintsky nicht zurückstehen.

Angelika, welche von der Mutter die Liebe für die polnische Nation geerbt hatte, bestärkte ihn in seinem edlen Vorhaben Aber sie verlangte, ihn in dem bevorstehenden Kampfe zu begleiten, um ihm, wenn er vom Kampfgetümmel sich erholen wollte, sein Haus zu einer wirklichen Heimath zu gestalten. Vergebens wandte ihr Vater alle Ueberredungskraft auf, um Angelika von so gefährlichem Wege fern zu halten. — Was sind alle väterlichen Ermahnungen gegen die Liebe?! —

Angelika bestand auf ihren Willen, den Geliebten zu begleiten. Der Vater mußte endlich einwilligen und der Ehre Pronintsky's, sowie seiner Tochter Tugend vertrauend, ließ er sein Kind von sich ziehen. Pronintsky reiste in Begleitung Angelika's, welche von einem treuen Diener des Hauses beglei-

tet wurde, nach seinen Gütern ab. Bald war er einer der ersten, der edelsten Helden des blutigen Drama's, welches hier in Polen nicht zum ersten Mal — wer weiß, ob zum letzten Male? — in Scene gesetzt wurde. Wir sind ihm ja auch schon früher in der Erzählung des alten Salomon begegnet und haben gesehen, wie er die Unschuld zu schützen, das Laster zu strafen wußte!

Pronintsky war verwundet. Er hatte sich jedoch, unter der Pflege Angelika's, bald wieder erholt und konnte schon das Zimmer verlassen, als ihm eines Abends ein Fremder gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen begehrte. Obgleich Pronintsky durch die Gerüchte von dem seltsamen Fremden, welcher die Gegend unsicher machte — und welcher unbedingt ein Verräther sein mußte, — vorsichtig geworden war, überlegte er doch nicht lange, sondern ließ den Fremden zu sich bitten.

Es war dies nicht etwa ein Leichtsinn, sondern eine natürliche Folge scharfer Berechnung. Er hatte sehr richtig bedacht, daß, falls der Fremde wirklich jener Verräther sei, es besser wäre, wenn er der Gefahr offen in's Auge sehen würde und der Verdacht auf ihn durch so argloses Entgegenkommen, schon zum Theil geschwächt wurde. Ist der Fremde ein Pole — so sagte er sich — dann ist es doppelte Pflicht, nicht zu säumen, wo es vielleicht gilt, einen Unglücksgefährten seinen Henkern zu entziehen. — Pronintsky befand sich mit Angelika allein in einem freundlichen Gemach des Schlosses, dessen Fenster nach dem Schloßhofe hinausgingen. Er gab den Befehl, den Fremden sofort einzuführen und gleich darauf trat Herr von Waltz in's Zimmer.

Waltz hatte als Jüngling das Erbrecht'sche Haus verlassen. Angelika war damals noch ein Kind, sie konnte ihn also nicht mehr kennen. Waltz aber kannte Angelika sehr wohl. Er hatte keinen Augenblick die Erbrecht'sche Familie aus den Augen gelassen und so war ihm Nichts verschwiegen geblieben, was in derselben passirte. Auch Angelika's Verlobung war ihm kein Geheimniß. Sie war ihm eine langersehnte Thatsache!

Angelika verlobt, mit einem nur zu stark compromittirten Polen! Welch reiches Material, eine ganze Familie namenlos

elend zu machen und sich noch obendrein den Dank und den reichsten Lohn der Regierung zu erwerben! —

Waltz war, wie jeder Spion, ein vollständiger Heuchler. Mit jener Hast, welche der unschuldig Verfolgte stets zeigt, trat er in das Gemach. Seine Blicke schweiften spähend einen Moment umher. Dann aber, als habe er sich überzeugt, daß er vollkommen sicher sei, wendete er sich mit jener Offenheit an Pronintsky, die der Flüchtling stets seinem Beschützer gegenüber an den Tag legt. Waltz war ein Spion comme il faut! Auch Pronintsky war getäuscht!

„Ich habe die Ehre," nahm der Spion fragend das Wort, „dem Besitzer dieses Schlosses, Herrn von Pronintsky, meine Aufwartung zu machen?"

„Allerdings," erwiederte Herr von Pronintsky mit einer leichten Verbeugung, — „und wenn Sie meiner geringen Dienste bedürfen, so stehe ich gern zu Befehl."

„Eine Bitte, welche Sie mir als Pole nicht abschlagen werden," nahm der Spion das Wort, „ließ mich Sie aufsuchen. Von der Polizei verfolgt und nirgends sicher vor Verrath, wurden Sie mir als ein Edelmann genannt, dem ich mich vertrauensvoll nahen kann. So flehe ich Sie denn um ein Obdach an und um den Schutz, den jeder Pole in jetziger Zeit von seinem Bruder erwartet."

Der Spion hatte mit solcher Offenheit gesprochen, daß Pronintsky ihm volles Vertrauen zu schenken berechtigt war. Dennoch aber blickte er ihn einen Moment in's Auge, als wollte er bis in die Tiefe seiner Seele dringen.

Der Spion war darauf gefaßt; er hielt diesen Blick standhaft aus.

Noch eine Frage richtete Pronintsky an ihn. „Wer sind die Herren," nahm er das Wort, „welche so freundlich waren, mir die Ehre Ihres Besuches zu verschaffen?"

Der Spion nannte einige Namen, deren Klang bei allen Polen ein guter war. Nun war auch der leiseste Schatten eines Verdachtes gewichen.

„Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige!" — Mit diesen Worten lud er den Spion ein, auf einem kostbaren Sessel

Platz zu nehmen. „Sollten Sie irgend welche Reiseeffekten bei sich führen, so werde ich meinen Leuten sofort Befehl geben, Ihre Sachen auf ein Zimmer zu bringen, welches so sicher liegt, daß es so leicht von keinem der verdammten Spürhunde entdeckt werden kann! — Ich habe dieses Zimmer," — fügte er hinzu, — „welches früher als eine Art Speisekammer benutzt wurde, eigentlich zu dergleichen Zwecken herrichten lassen. Es ist zwar nur klein, bietet aber, neben vollständiger Sicherheit, alle Bequemlichkeiten, die ein Mann unter so trüben Verhältnissen beanspruchen kann!"

Der Spion hatte mit gut verhehlter Freude diese offene Mittheilung angehört und erst jetzt, nachdem er sich vollständig sicher glaubte, wagte er es, einen langen Blick auf Angelika zu werfen, welche anscheinend theilnahmlos dem ganzen Vorgange gefolgt war. Aber nur anscheinend theilnahmlos. Sie hatte vom ersten Augenblicke an, wo der Spion das Zimmer betrat, kein Auge von ihm gewendet. Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte sich ihrer beim Anblicke dieses Fremden; eine Angst, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Angelika sagte eine düstere Ahnung, daß der umheimliche Fremde nicht das sei, als was er sich hier ausgebe. Gern hätte sie ihrem Geliebten diese Bedenken mitgetheilt, doch es war keine Gelegenheit dazu vorhanden.

Der Spion hatte einen Blick auf Angelika geworfen. Es war nur ein Blick, aber er reichte hin, Angelika zittern zu machen. Es war ein Blick, in welchem sich Leidenschaft, Haß, Bosheit und Gier verschmolzen hatten! Nur ein Blick! Aber dieser Blick machte Angelika's Blut erstarren! Mit fieberhafter Spannung erwartete sie den Augenblick, wo der Fremde sich auf sein Zimmer zurückziehen würde, um ihrem Geliebten ihre Befürchtungen mitzutheilen.

Bald sollte ihr Wunsch erfüllt werden. Mit dem Vorgeben, daß er bereits einen weiten Weg zurückgelegt habe, und ermüdet sei, suchte der Spion das gastfreundliche Lager auf, von Pronintsky begleite, welcher noch viele Vorsichtsmaßregeln zur Sicherheit seines Gastes anordnete, in dem er allerdings keinen Verräther vermuthete.

Der Spion hatte sich entkleidet, nicht, ohne vorher die Thür seines Zimmers sorgfältig zu verschließen. Zwei geladene Pistolen hatte er auf den kleinen, zierlichen Nipptisch gelegt, welcher im Zimmer vor dem behaglichen Sopha stand. Einen zweischneidigen Dolch legte er auf einen Stuhl neben dem Bett. Erst dann wagte er es, sich der Ruhe hinzugeben.

Doch er fand die Ruhe nicht. Der Anblick Angelika's hatte in seiner Brust den glühenden Wunsch nach Genuß wachgerufen. Zwar waren schon viele Knospen seiner Leidenschaft zum Opfer gefallen, aber solch ein Mädchen hatte ihm noch nicht gegenübergestanden. Und war es denn nicht die beste Rache, wenn er die Tochter seines Wohlthäters schändete, in dem Augenblick schändete, wo dieselbe einem Ehrenmanne die Hand reichen wollte? — Dieser schändliche Gedanke beschäftigte ihn allein. Ihm dünkte es als der schönste Sieg seines schmutzigen Lebens, das unschuldige Mädchen zu verderben! —

Noch lange wälzte er sich mit diesem Gedanke auf seinem Lager umher, bis endlich der Schlaf sein Recht geltend machte und dem Spion die Augen schloß.

Angelika hatte indeß ihrem Geliebten sofort ihre Befürchtungen mitgetheilt und Pronintsky, gewohnt ihren Worten den Werth beizulegen, den ein jeder Mann den Worten der Liebe beilegen sollte, beschloß seinen Gast auf die Probe zu stellen.

Waltz aber war viel zu vorsichtig, um sich auf unrichtigem Wege ertappen zu lassen. Wie jeder Spion, war auch Waltz von Natur feige und das wußte er sehr wohl, daß er rettungslos verloren sei, wenn auch nur der leiseste Verdacht auf ihn ruhe.

Unter dem Vorwande, seine Familie von seinem Aufenthalt zu benachrichtigen, hatte er bald einen Diener des Schlosses gewonnen, welcher seine Briefe zur Weiterbeförderung auf die Post gab. Diese Briefe aber hatten nur den Zweck, die russische Behörde davon in Kenntniß zu setzen, daß er den Anführer, auf dessen Kopf ein bedeutender Preis gesetzt sei, so gut wie gefangen habe und, daß er nur der nöthigen Macht bedürfe, um denselben in seinem Neste aufzuheben. Auch die Antworten seiner Berichte wußte er sich auf geheimen Wegen zu verschaffen. Und

während aller dieser Verhandlungen trug er ein so offenes, ehrliches Benehmen zur Schau, daß bei Pronintsky jeder Verdacht schwand und selbst Angelika getäuscht wurde, und oft bereuete, den armen Unglücklichen verleumdet zu haben.

Waltz hatte lange genug auf dem Gute Pronintsky's zugebracht. So lange hatte er noch nie die Gutmüthigkeit eines Opfers getäuscht. Da endlich kam ihm die Nachricht zu, daß ein Detachement Soldaten in der nächsten Nacht das Gut Doberowsky besetzen und sich seiner Bewohner versichern werde.

Endlich sollte er erlöst werden und den Lohn für seinen Verrath — welcher in vielen Fällen in dem Eigenthum des Verrathenen bestand — erhalten! —

Doch Waltz wollte mehr. Die Leidenschaft, welche er für Angelika gefaßt, war in der langen Zeit seines Aufenthalts auf dem Schlosse mit jedem Tage, wo er dem engelreinen Wesen nahe war, gewachsen. Sie mußte sein werden, bevor sich die Militairbehörde ihrer bemächtigte. Sein Plan war bald gefaßt — und er war seiner würdig! — —

Die Nacht hatte längst ihre dunklen Fittiche über die Erde gebreitet. Dichte Finsterniß umhüllte das stattliche Schloß, und nur die düsteren Abrisse desselben zeichneten sich am Horizonte ab. Im Schlosse selbst herrschte vollkommene Ruhe; denn alle Bewohner hatten sich dem erquickenden Schlafe in die Arme geworfen. Nur Einer war noch wach und konnte nicht schlafen. Es war der Verräther Waltz! Nicht die Furcht vor seinem Verrathe war es, welche den Schlaf von seinen Augen scheuchte, nein, es war die Erwartung, welche ihn wach erhielt!

Alles im Schlosse athmete die tiefste Ruhe. Da dröhnten plötzlich schwere Kolbenschläge gegen das Hofthor, und ehe noch der alte Castellan öffnen konnte, war dasselbe bereits zertrümmert und eine Abtheilung Militair drang in den Schloßhof ein. Der Führer der Truppe erkundigte sich mit barscher Stimme nach dem Privatgemach des Herrn von Pronintsky. Er mußte gut unterrichtet sein; denn der besorgte Castellan, welcher die Anwesenheit seines Herrn, um demselben Zeit zur Flucht zu verschaffen, verleugnete, erhielt von einem der Soldaten einen Kolbenschlag, welcher ihn sofort todt zu Boden streckte! —

Das alles ging schneller von Statten, als wir es erzählen können. Doch schon waren die Bewohner des Schlosses auf den Beinen. Auch Pronintsky war bereits munter. Er hatte sich bis an die Zähne bewaffnet und beschlossen, falls kein Ausweg vorhanden, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Schnell entschlossen öffnete er eine Thür, welche zu den Gemächern Angelika's führte. Konnte er sie denn verlassen? Sie, die ihm mehr galt, als sein eigenes Leben? —

Mit geflügelten Schritten eilte er ihrem Zimmer zu. Die Besorgniß ließ ihn in diesem Moment alle Etiquette vergessen — alle Achtung, die er seiner Verlobten schuldig war. So hatte er einen langen Corridor durcheilt, als ein gellender Schrei ertönte, der ihm durch Mark und Bein drang! —

Es war Angelika's Stimme! Er hatte sich nicht getäuscht, Angelika rief um Hülfe. — Sollten die Soldaten in die geheiligten Räume des reinen Mädchens eingedrungen sein, um sie, wie so Viele, der Schmach zu opfern? Dieser Gedanke trieb Pronintsky das Blut zu Kopf!

Schnell hatte er das Ende des Corridors erreicht und flog eine kleine Treppe hinan, wo er vor einer Thür Halt machte. Dieselbe war verschlossen. Mit einem einzigen Fußtritt hatte er sie gesprengt und wurde nun Zeuge eines Bildes, wie er es sich wohl nie vorgestellt hatte!

Der Fremde, dem er gastfreundlich sein Haus geöffnet, hatte Angelika umschlungen, welche, schon ermattet, sich kaum seiner Liebkosungen erwehren konnte. Nur ein schwaches Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor, während sie verzweifelte Anstrengungen machte, sich dem Elenden zu entreißen! —

„Schurke!" donnerte Pronintsky den Spion an. „Elender, ist das der Dank, womit Du meine Gastfreundschaft belohnst?"

Im Nu hatte er Angelika aus der widerlichen Umarmung befreit und schleuderte den Spion in eine Ecke des Zimmers.

Schnell hatte sich Waltz erhoben und ein Pistol ziehend, wollte er sich auf Pronintsky stürzen, doch plötzlich hielt er inne und maß Pronintzky mit höhnischem Blick, während er mit einer gewissen Sicherheit sprach:

„Nein, ich will der Gerechtigkeit nicht vorgreifen, die sich

ja schon Eurer bemächtigt hat. Ich will die Bergwerke Sibiriens nicht um einen Arbeiter bringen!"

In diesem Augenblick tönte Waffengeklirr von der Thür her. Im nächsten Moment wurde dieselbe aufgerissen und ein Offizier, gefolgt von etwa vier Mann Soldaten, trat in das Zimmer.

„Sie sind der Besitzer dieses Schlosses, Herr von Pronintsky?" wendete er sich höflich an denselben.

„Der bin ich," — erwiederte Pronintsky — „und ich kenne den Auftrag, welcher Sie hierher führt. Ich habe Ihren Besuch diesem Elenden dort zu danken," — fügte er hinzu, indem er auf Waltz deutete, welcher sich vor Wuth auf die Lippen biß — „der frech genug, nicht damit zufrieden, mich verrathen zu haben, auch noch soeben die Ehre meines Hauses beflecken wollte!"

Der Offizier maß Waltz mit verächtlichem Achselzucken. Dann wendete er sich wieder zu Pronintsky und mit unsicherer Stimme, der man das Mitleiden anhörte, begann er, sich seines traurigen Auftrages zu entledigen.

„Herr von Pronintsky," — sprach er, indem er einen Verhaftsbefehl aus der Tasche seines Uniformrockes zog und ihn dem Angeklagten zeigte; — „ich habe den Befehl, Sie zu verhaften und da ich diese junge Dame in Ihrem Hause finde, so muß ich meine trübe Pflicht auch auf diese ausdehnen."

Der Offizier hatte sich bei den letzten Worten mit einer ernsten, höflichen Verbeugung zu Angelika gewendet. In diesem Augenblick trat Waltz zu dem Offizier und ihm ein Papier zeigend, sprach er kurz und fest, als wolle er eine gewisse Autorität, der er sich bewußt war, zur Geltung bringen: „Die Dame steht unter meinem Schutz. Ich bürge für ihre Gesinnung."

Angelika hatte bis jetzt ruhig dagestanden. Sie hatte alle Vorgänge als Etwas betrachtet, auf das sie sich schon lange vorbereitet. Ihre Verhaftung selbst kam ihr nicht schrecklich vor, um so weniger, als sie ja durch dieselbe noch eine kurze Zeit mit Pronintsky zusammen blieb. Doch der Gedanke, daß sie den Händen dieses Elenden übergeben werden sollte, machte sie erbeben. Schnell trat sie zu dem Offfzier, den sie mit flehender Stimme anredete:

„Mein Herr! Thuen Sie Ihre Pflicht und verhaften Sie mich. Lassen Sie mich nicht in den Händen dieses Scheusals zurück, das keinen Begriff hat von Tugend und Ehre; das keinen Begriff davon haben kann — denn es ist ein Spion!" —

Pronintsky vereinigte seine Bitten mit denen Angelika's. Doch der junge Offizier konnte ihren Wünschen nicht willfahren. Der Spion mußte also eine Macht über ihn haben, die er sich zu gestehen sträubte, oder die er nicht gestehen durfte!

Waltz war seinem Opfer näher getreten. Er suchte Angelika zu trösten. Doch diese zitterte heftig und ihr Auge schweifte immer wieder zu dem Geliebten, der sie allein bisher geschützt hatte und der nun gewaltsam von ihr getrennt wurde.

So stand die Gruppe eine kurze Zeit ruhig bei einander. Der Offizier war noch nicht abgehärtet genug, um zwei Herzen gewaltsam von einander zu reißen, von deren aufrichtiger Liebe er so fest überzeugt war. Nie vorher war ihm sein Dienst so schwer geworden, als jetzt. Es schien ihm eines Soldaten unwürdig, hier die Stelle des Häschers, des Kerkermeisters zu vertreten.

Endlich aber mußte er aufbrechen. Die Verhaftung sollte in aller Stille vor sich gehen, und es war nicht mehr lange hin bis zum Morgen. Der Morgen konnte aber sehr leicht einen großen Theil der Bevölkerung zur Befreiung der Gefangenen unter Waffen rufen, und dann hätte das kleine Detachement einen schweren Stand gehabt. Der junge Offizier hatte wohl schon zu lange gezögert! —

„Folgen Sie mir, Herr von Pronintsky!" wendete er sich jetzt zu seinem Gefangenen. Noch ein stummer Händedruck und Pronintsky war von Angelika getrennt, die jetzt völlig der Willkür des Spions überlassen war.

Kaum hatte Pronintsky das Gemach verlassen, als Angelika mit einem lauten, herzzerreißenden Schrei zu Boden sank. Sie lag in einer tiefen Ohnmacht. — Sie lag da — schön — zum Anbeten schön! Waltz betrachtete sie mit verlangenden Blicken. Aber noch hielt ihn eine gewisse Scheu, die auch der verworfenste Bösewicht, der Tugend gegenüber, empfindet, von Angelika fern. Doch nur wenige Minuten war er unschlüssig; dann

hatte er die Scheu abgeworfen, die ihn von der Reinen abhielt. Leise beugte er sich über sie und drückte einen langen, langen Kuß auf ihre Lippen. — Angelika war erwacht — erwacht unter den Küssen des Scheusals. Es war ein schreckliches Erwachen! In einem Moment hatte sie die Situation, in der sie sich befand, überschaut und kühn entschlossen, hatte sie sich gewaltsam emporgerafft. —

„Hinweg, elender Verräther!“ rief sie, indem sie Waltz einen Faustschlag versetzte, welcher den Spion taumeln machte. Dann eilte sie der Thür zu. —

Wuthknirschend bemerkte Waltz ihre Absicht und schnell hatte er sich ermannt. Mit einem tiegerartigen Satze stürzte er sich auf seine Beute, und während er Angelika mit einem Arme umschlang, warf er mit der freien Hand die Thür zu.

„Du mußt mein werden!“ rief er, indem er Angelika wie mit eisernen Klammern umspannt hielt. „Du mußt mein werden, und wenn alle Mächte der Hölle sich dagegen sträubten!“ —

Er bot in diesem Augenblick einen scheußlichen Anblick dar. Die erregte Leidenschaft, die Wuth über die erlittene Niederlage, hatten seine sonst schon unschönen Züge fratzenhaft entstellt. —

Angelika konnte sich kaum mehr seinen Umarmungen widersetzen. Sie fühlte, daß sie schwächer, immer schwächer wurde. Doch sie wollte nicht unterliegen — nicht diesem Scheusal unterliegen! Zwar wußte sie sehr gut, daß sie ganz in die Gewalt dieses Elenden gegeben war; doch sie wollte ihm nicht anheim fallen. Sie zog einen ehrenhaften Tod dieser Schmach vor! —

Waltz zitterte vor Begierde. Das vor Aufregung und Zorn geröthete Antlitz machten Angelika so schön, so unaussprechlich schön! — Schon glaubte sich der Wüstling Sieger! Angelika sträubte sich nur noch matt. — Da fühlte er sich plötzlich zu Boden geworfen. Die Scene hatte sich verändert. — Angelika hatte im Moment der höchsten Gefahr, alle Kraft zusammen raffend, den Elenden von sich geschleudert. Noch ehe sich Waltz erheben konnte, hatte sie einen Dolch gezogen, den sie während der Revolutions-Epoche stets bei sich trug, und stürzte sich mit dieser Waffe auf den Spion! —

Aber auch Waltz hatte die Gefahr erkannt, in der er schwebte.

Er sah den blitzenden Dolch über sein Haupt gezückt. Im nächsten Moment ertönte ein Schuß und Angelika stürzte getroffen zu Boden! — Ein Opfer ihrer Treue, ihrer Liebe und Tugend! — —

Während in Angelika's Zimmer sich die soeben mitgetheilte Gräuelthat zutrug, nahm auch das Bild vor dem Schlosse eine andere Farbe an.

Der junge Offizier hatte wirklich zu lange gezögert mit der Verhaftung des Herrn von Pronintsky. Der brutale Mord, welcher von den Truppen an dem greisen Castellan verübt worden war, hatte die Bewohner des Schlosses mit gerechtem Zorn erfüllt. Einem von ihnen war es gelungen, aus dem Schlosse zu entkommen, und durch denselben waren bald und in aller Stille die Bewöhner der Nachbardörfer allarmirt.

Eben wollte sich der Offizier mit seinem Detachement, die Gefangenen in der Mitte, auf den Rückmarsch begeben, als das verhängnißvolle Läuten der Sturmglocke durch die Nacht heulte. Bald eilten von allen nahe gelegenen Dörfern die Bewohner herbei, bewaffnet mit jener Waffe des Friedens, die im Polenaufstande durch ihre blutige Arbeit so bekannt wurde — der Sense! —

Das Detachement bestand etwa aus fünfzig Mann. Diese kleine Truppe wurde jetzt von Hunderten wüthender Landleute angegriffen. Die Soldaten hielten sich wacker unter Anführung ihres Offiziers; aber sie mußten dennoch der Uebermacht weichen.

Bald hatte sich Pronintsky befreit und feuerte nun seine wackeren Untergebenen an. Es war ein kurzer, entscheidender Kampf! Die meisten der Soldaten waren bald unter den Streichen der Sense gefallen, und nur Wenigen gelang es, dem sicheren Verderben zu entgehen. —

Pronintsky war frei! Aber er mußte sein Schloß verlassen und zwar so schnell als möglich. Er eilte nach dem Schlosse; er eilte nach Angelika's Gemächer. — Er wollte nur sie noch befreien! Er wollte sich rächen an den elenden Verräther, der sie anzutasten gewagt hatte.

Doch das Zimmer, wo er Angelika erst vor Kurzem ver-

lassen, war leer. Eine große Blutlache ließ ihm das Furchtbare ahnen, was unseren Lesern bereits bekannt ist. Von dem Spion und auch von Angelika war keine Spur zu entdecken! —

Wie ein Donnerschlag traf der Anblick dieses Gemaches Pronintsky! Das Blut, welches er hier erblickte, hatte ihn in einen Tiger verwandelt. Sagte ihm doch der zierliche Dolch, welcher am Boden lag und den er nur zu gut kannte, daß es sich hier um einen Kampf auf Leben und Tod gehandelt habe. Angelika's Waffe war rein von Blut; also war sie wehrlos gefallen! Ein Opfer ihrer Liebe! —

Diese Ueberzeugung machte ihn rasend.

„O! wer führt mich auf die Spur dieses Schändlichen!" — rief er, indem seine Augen spähend umherblickten. — „Wer sagt mir, wohin dieser Elende seinen Weg genommen hat, daß ich Rechenschaft von ihm fordern kann?" — —

„Ha!" — fuhr er fort, indem seine Augen wild flammten — „dem blutlechzenden Tiger gleich will ich über diesen Schurken herfallen! Zerreißen will ich ihn und seinen Körper den Wölfen zum Fraße vorwerfen! Ich will nicht eher ruhen, als bis ich ihn und Alles, was seinen Namen führt, vom Erdboden vertilgt habe!" — —

Einen Moment hielt er inne, indem er starr vor sich niederblickte. Düstere Bilder zogen an seiner Seele vorüber. Seine Angelika, das Wesen, welches er auf der ganzen weiten Welt allein liebte, war ihm entrissen — ermordet! Ermordet fast vor seinen Augen, ohne daß er zu ihrer Rettung herbeieilen konnte. Er, der starke Mann, war bis in's Tiefste seiner Seele erschüttert.

„O Gott!" — rief er endlich — „Du, der Du die Herzen aller Menschen kennst, Du kanntest ja auch ihre reine Seele! O! gieb mir Kraft, Muth und Ausdauer, sie zu rächen, wenn ich nicht an Deiner heiligen Gerechtigkeit verzweifeln soll! Mache doch jede meiner Adern zu einem brennenden Quell, dem das Blut kühlende Labung ist!"

„Ja!" rief er, indem er den Dolch, welcher noch immer zu seinen Füßen lag, aufhob und zu sich steckte; „ich will Rache üben, furchtbare Rache an ihm, der so gräßlich in das Glück

meines Lebens eingriff. Schrecklich war sein Thun. Schrecklich, furchtbar schrecklich soll auch die Vergeltung sein!" —

Noch einen langen, langen Blick ließ Pronintsky durch das Zimmer schweifen, in welchem noch vor wenigen Stunden Angelika im süßen Schlummer ruhte. Er wollte Abschied nehmen von jedem Gegenstand, den ihre lieben Hände berührt hatten! — Dann wendete er sich zum Gehen. Er hatte Eile, große Eile. Mit Hülfe seiner Diener waren bald die werthvollsten Gegenstände zusammengerafft und Herr von Pronintsky verließ das Schloß seiner Väter, um dasselbe vielleicht nie wieder zu betreten! —

Doch das Glück war ihm noch einmal günstig. — Als er eben unschlüssig auf der Schwelle seines Hauses stand, in dem seine Ahnen eine lange glückliche Vergangenheit durchlebt hatten — unschlüssig, welchen Weg er wählen sollte, wurde ihm von einem seiner Gutsleute ein Papier überreicht, welches derselbe soeben gefunden hatte.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Einem Kaiserlichen Gouvernement
„mache ich hiermit die ergebene Mittheilung, daß ich,
„nachdem mein Leben durch die Gefangennahme des
„Bandenführers von Pronintsky, welche soeben stattge-
„funden hat und welche ich herbeigeführt habe, in den
„polnischen Provinzen arg bedroht ist, eine Reise nach
„Berlin für gut befand. Ich werde mich dort einige
„Zeit aufhalten und mich so lange als beurlaubt be-
„trachten, bis ein Hohes Kaiserliches Gouvernement mei-
„ner geringen Dienste bedarf. Meine bisher Allergnä-
„digst bewilligte Pension bitte ich mir auf Postweg
„zukommen zu lassen, sowie ich gleichzeitig ergebenst er-
„suche, meine Familie von meinem Aufenthalt in Kennt-
„niß zu setzen und deren Reise nach Berlin veranlassen
„zu wollen. Ich ersterbe als eines Kaiserlichen Gou-
„vernements

treuester Diener
von Waltz, Kaiserlich Russischer
Geheimer Polizei-Rath."

Pronintsky war ein Anderer geworden. Diese wenigen Worte hatten electrisch auf ihn gewirkt, eine wilde Freude durchtobte sein ganzes Wesen. Hatte er doch jetzt den rechten Weg gefunden. Er wußte, wo er sein Opfer zu suchen hatte. Nicht nutzlos sollte er in der Welt umherirren, er hatte sein Ziel vor Augen. Doch nicht ganz allein wollte er reisen, nicht ganz allein das Land verlassen, in welchem er so viel Glück, aber auch so viel Unglück durchlebt hatte!

Eine treue Seele sollte ihn begleiten. Eine Seele, der er vertrauen konnte, ganz vertrauen konnte. Aber wo eine solche finden, jetzt, wo Angelika nicht mehr unter den Lebenden weilte? Lange dachte er darüber nach. Da kam ihm plötzlich die Erinnerung an einen alten Juden, dem er einst die Tochter gerettet, und dessen Dankbarkeit ihm damals eine ungeheuchelte schien. Es war der alte Salomon. Ihn wollte er aufsuchen, ihn, den Greis, wollte er zu seinem Begleiter erwählen. Er sollte ihm rathend zur Seite stehen, wo sein jugendlicher Uebermuth sich tollkühn in Gefahren aller Art stürzen wollte.

Er suchte ihn auf und wir wissen, daß er sich in des Juden Dankbarkeit nicht getäuscht hatte.

Wenige Wochen darauf war Pronintsky in der Residenz angelangt. Das Glück war ihm günstig, er kam zu einer gelegenen Zeit. Ein naher Verwandter von ihm, welcher in Oesterreich eine bedeutende staatliche Stellung bekleidete und gerade in Berlin weilte, führte ihn in die höhere Gesellschaft ein und so konnte der Flüchtling bald in der Residenz sicher auftreten.

Doch noch mehr. Durch die Stellung, welche er durch solche Connection einnahm, geschützt, durfte er sich dem Werke seiner Rache hingeben, ohne zu fürchten, von der in Berlin nur allzu scharfsichtigen Polizei beobachtet zu werden. Um gegen ihn einzuschreiten, hätte es schon sehr schwerer Verdachtsmomente bedurft.

Pronintsky begann das Rachewerk. Doch der Weg, den er jetzt wandeln mußte, war nicht immer ein gerader. Daher hatte er an Salomon nicht allein einen Freund, sondern auch einen treuen Beschützer und Rathgeber! —

Wir haben Pronintsky bereits als Chef einer Gaunerbande

gesehen. Wir haben gesehen, wie er, der sonst so edle Mann, einen Kindesraub ausführen ließ; aber immer fanden wir Salomon an seiner Seite. Die Dankbarkeit des Juden und dessen Scharfsinn, hielten jeden Verdacht fern. Salamon hatte jenen scharfen, berechnenden Geist, der die Juden nun einmal vor andern Völkern auszeichnet.

Pronintsky hatte sehr bald den Aufenthalt des Geheim-Rath von Waltz entdeckt. Aber er konnte nicht offen gegen ihn auftreten. Er, der Flüchtling, gegen den Geheim-Rath, welcher in seiner Eigenschaft als russischer Polizei-Beamter, auch bei der Berliner Polizei viele Freunde zählte. Wenn auch Pronintsky oft in der besseren Gesellschaft erschien, so war er ja doch nicht sicher, im Falle eines Verraths, an die russischen Behörden ausgeliefert zu werden.

Er konnte also nicht offen gegen Waltz operiren und so mußte er denn im Geheimen wirken, so sehr dies auch seinem ehrlichen Charakter schmerzte. So kam es nun, daß er bald die Bekanntschaft eines großen Theils jener Menschen machte, welche wir Verbrecher nennen, und die wir hassen und verfolgen, die wir ängstlich hinter Schloß und Riegel verbergen, weil sie der Gesellschaft gemeingefährlich sind. Pronintsky hatte bald viele der verrufensten Verbrecher Berlin's kennen gelernt. Er suchte ihre Bekanntschaft, um durch sie zu seinem Ziele zu gelangen.

Aber er hatte sich diese Menschen anders gedacht! Er fand bei Vielen von ihnen, unter der rauhen Außenseite, einen gediegenen Kern und oft mußte er sich fragen: Was wäre aus diesem Menschen geworden, wenn er, anstatt im Elend geboren, von Glanz und Reichthum umgeben, das Licht der Welt erblickt hätte? —

Pronintsky wurde das Haupt einer Verbrecherbande, welche Berlin unsicher machte. Unter dem Namen des schwarzen Jacques, hatte er sich bald einen gewaltigen Ruf unter den Verbrechern erworben. Doch er fand unter den rohen Menschen Eines, was er früher unter der gebildeten Klasse selten gefunden hatte — ein treues Herz! Nur ein Verräther hatte sich unter den Hunderten, welche seinen Befehlen blindlings gehorchten, gefunden. Pronintsky war daher bald eben so stolz auf den Namen

des schwarzen Jaques, als er früher auf seinen adeligen Namen gewesen war!

Wir haben gesehen, wie Pronintsky seinen Weg verfolgte, mit welcher Beharrlichkeit er dem Geheim-Rath stets in den Weg trat, bis derselbe endlich hinter Schloß und Riegel saß, den Lohn für seine Schandthaten erwartend. Wir sahen den Geheim-Rath von Waltz aus dem Gefängniß entfliehen. Wir werden ihm im Laufe unserer Erzählung wieder begegnen. Aber wo er auch weilen mag, immer wird sich Pronintsky an seine Fersen heften, bis er sein Ziel erreicht hat! Bis er sich blutig gerächt hat für sein verlorenes Lebensglück!! —

Dreiunddreißigstes Capitel.

Am Stettiner Bahnhof.

Herr von Zarnekow war nach jener verhängnißvollen Nacht, welche wir in einem der vorigen Capitel schilderten, und wo sein ganzes Vermögen in die Hände der Bauernfänger fiel, noch immer in Berlin aufgehalten.

Auf dem Gute Zarnekow bei Stolpe, herrschte eine mächtige Aufregung. Alles lief und lärmte durcheinander. Es war aber auch ein Ereigniß, was die guten Zarnekower in Aufregung versetzen konnte. Zwei Wochen bereits war der gnädige Herr fort und keine Nachricht war seit der ganzen Zeit auf Zarnekow angelangt. Kein Brief des gnädigen Herrn traf ein, um die besorgten Gemüther zu beruhigen. Herr von Zarnekow war in Berlin, er war mit bedeutenden Summen in Berlin und dergleichen Betrachtungen mußten allerdings hinreichen, den guten Pommern die Haare zu Berge zu treiben.

Frau von Zarnekow saß betrübt auf ihrem Zimmer; selbst ihr Lieblingskater konnte trotz aller Grazie, mit welcher er ein wohlschmeckendes Bisquit aus den schönen Händen seiner Herrin entgegennahm, derselben kein Lächeln entlocken. Frau von Zar-

rnekow war besorgt — schwer besorgt. Sie grämte sich um ihren Gemahl sehr und hätte bereits beim Stolper Landrath Erkundigungen eingezogen, wenn sie nicht befürchtet hätte, unnützes Aufsehen zu erregen. Umsonst tröstete die corpulente Kammerjungfer Cäcilie ihre Herrin, umsonst schwur auch Friedrich, der Kammerdiener des Herrn von Zarnekow und Cäciliens erklärter Liebhaber, welcher Berlin einmal als Soldat auf dem Durchmarsch gesehen hatte, daß die Berliner ihm als ganz freundliche Menschen erschienen wären und daß man mit ein paar derben, pommerschen Fäusten, in der Residenz ganz gut durchkäme, wenn man eben das nöthige kleine Geld besitzt!

Es war Alles umsonst. Frau von Zarnekow war für alle Trostgründe taub — sie war überhaupt etwas schwerhörig. — Lange noch saß sie in Gedanken versunken auf ihrem Zimmer. Sie hatte die Norddeutsche Allgemeine vor sich auf einem kleinen Tischchen zu liegen und suchte emsig darin, um vielleicht zu entdecken, ob ihr Gemahl nicht gar am Ende zu jenen Unglücklichen gehöre, welche so häufig, als erhängt oder ertrunken, in den Berliner Journalen genannt werden.

Das verhinderte Frau von Zarnekow aber nicht, ein vorzüglich zubereitetes Frühstück zu nehmen. Nur aß sie mit einer Hast, als wollte sie an den köstlichen Speisen ihren Gram verbeißen.

Nachdem sie das Frühstück beendet hatte, läutete sie ihrem Kammermädchen, und gleich darauf trat Cäcilie mit einer Schnelligkeit in's Zimmer, welche ihre Corpulenz eben zuließ.

„Cäcilie,“ begann Frau von Zarnekow, „es wird mir weiter nichts übrig bleiben, als Dich nach Berlin zu schicken, um endlich der Ungewißheit überhoben zu sein. Leider erlaubt es meine Migräne nicht, die Reise selbst zu unternehmen, und so muß ich Dich schon damit betrauen. Ich weiß ja, daß ich mich auf Deine Treue und Geschicklichkeit verlassen kann, und wenn Du meinen Gemahl nicht ausfindig machst, so findet ihn Niemand.“

„Ach Gott, ja!“ seufzte Cäcilie, „der gnädige Herr hielt immer besonders viel auf mich, er liebte mich — namentlich wegen meines strengen, wirthschaftlichen Sinnes!“ fügte sie mit schlauer Berechnung hinzu.

„Aber,“ nahm Frau von Zarnekow das Wort, „Deine Nachforschungen müssen so vorsichtig betrieben werden, daß Niemand den Gruud Deines Aufenthalts in Berlin erfährt; die böse Welt möchte sich sonst allerlei kleinlichen Vermuthungen hingeben, und die Welt ist nun einmal böse.“

„Ach ja,“ seufzte Cäcilie, „die Welt ist sehr böse!“

„Friedrich wird Dich begleiten,“ nahm die Gnädige wieder das Wort; „denn ich möchte Dich, unschuldiges Wesen, nicht ohne allen Schutz in dieses moderne Sodom senden.“

„Sie haben Recht gnädige Frau,“ flüsterte Cäcilie, „und allein würde mir ja auch die Reise nach der Residenz schwer fallen!“ —

So war denn die Reise beschlossen. —

Tag's darauf wurden mehrere mächtige Koffer mit Speise-Vorräthen, als: Brod, Schinken und diverse Würste, bis an den Rand gefüllt. Diese Koffer wurden auf einen Wagen geladen und auf demselben nahmen, das Gepäck als Sitz benutzend, Friedrich und Cäcilie Platz, und im holperigen Tempo ging es zunächst nach Cöslin, woselbst sich die biederen, pommerschen Gutsleute der Bahn anvertrauten, welche sie mit einer Schnelligkeit beförderte, von der sich die guten Pommern bisher keinen Begriff gemacht hatten.

Cäcilie und Friedrich hatten das Glück, wie man es auf der Bahn, namentlich wenn man vierter Klasse fährt, selten findet; denn von Stettin bis Angermünde fuhren Beide in einem Coupé allein und konnten sich mit ihren Kasten, Hut und Hauben-Schachteln, nach Bequemlichkeit einrichten. Beide hatten denn auch auf ihrem Gepäck Platz genommen; Friedrich saß neben Cäcilie und das will allerdings viel sagen.

Eine Wirthschafts-Mamsell in Pommern spielt auf dem Gute der gnädigen Herrschaft eine bedeutende Rolle — und von ihr allein hängt es ab, ob sie dem fleißigen Knechte zum Frühstück mit einem Stück Speck oder Schinken erfreuen will, oder ob sie ihm nur diejenige Nahrung zu Theil werden läßt, mit welcher, nach dem Ausspruch des Engels im Paradiese, der Mensch zufrieden sein soll, — wenn er sie sich im Schweiße seines Angesichts erwerben kann.

Friedrich und Cäcilie saßen sehr vertraulich beisammen. Es mußte dieses einen besonderen Grund haben. — Und den hatte es auch — Friedrich und Cäcilie liebten sich nämlich, und warum auch nicht? Man liebt ja auch in Pommern. Friedrich hatte einen gewissermaßen muhamedanischen Begriff von Schönheit und Geistesgröße, indem er die letzteren Eigenschaften nur corpulenten Personen zusprach, und wenn seine Calculation in Bezug auf angedeutete Eigenschaften richtig war, so mußte Jungfer Cäcilie allerdings die größte Schönheit, die erste Geistesgröße der Erde sein. Denn ihre Corpulenz ließ nichts zu wünschen übrig, als etwa das doppelte Fahrgeld in einer Berliner Droschke.

Cäcilie seufzte, sie gähnte, sie langweilte sich. Diesen Moment mußte Friedrich benutzen, um ein vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. —

„Cäcilie", begann er, „werden Sie mir denn nun endlich den Lohn für meine Treue geben? Schon acht Jahre werbe ich um Ihre Hand, und wenn das so fortgeht, so laufen wir ja Gefahr, die silberne Liebschaft zu feiern."

„Ach Gott!" seufzte Cäcilie, indem sie ihre großen, grauen Augen zu Boden senkte, „was Sie auch immer drängen; kann man sich denn nicht gut sein, auch ohne zu heirathen?" —

Gegen diese Antwort konnte Friedrich, trotz seiner Aufgeklärtheit, nichts einwenden, und bald hatte sich daher das Gespräch auf gleichgiltigere Dinge gelenkt; Beide sprachen von der Landwirthschaft. Das hinderte aber Jungfer Cäcilie nicht, ihrem Friedrich immer näher zu rücken und die allerdings etwas schwere Last ihres schelmischen Köpfchens an seine Schulter zu lehnen.

Die Landwirthschaft war ja das Feld, auf dem Jungfer Cäcilie zu Hause war; sie war, so zu sagen, eine ächt pommersche Wirthschafts-Mamsell, unter Kühen und Kälbern aufgewachsen! — Das hinderte sie aber nicht, ihren tieferen Gefühlen, durch Anlehnen an den Gegenstand ihrer Liebe, Ausdruck zu geben. Unter süßem Geflüster und dem Vertilgen verschiedener Wurst- und Schinken-Brote, waren sie endlich in Angermünde angekommen.

Die Locomotive ließ jenen grellen Pfiff hören, durch welchen

sie andeutet, daß in fabelhafter Schnelle eine Strecke von mehreren Tagereisen in wenigen Stunden zurückgelegt sei. Nur kurze Zeit hatte der Zug hier gehalten und eben wollte er sich wieder in Bewegung setzen, als noch ein Herr zu unseren Freunden in's Coupé trat und ungenirt auf einem Koffer der Mamsell Cäcilie Platz nahm, gleichzeitig aber auch einer ihrer Hutschachteln einen fatalen Druck beibrachte, daß der inliegende Gegenstand, welcher bestimmt war, in der Residenz Cäcilien's Köpfchen zu schmücken, jedenfalls in die Kategorie des Unbrauchbaren übergetreten war.

Der Zug brauste davon — Cäcilie brauste auf, und nicht mit Unrecht, denn was die Putzsucht anbetrifft, geben die pommerschen Schönen unseren Berliner Damen nichts nach! Aber ehe sie noch Zeit hatte, ihrem gerechten Zorn Ausdruck zu geben, hatte der unhöfliche Fremde bereits die Schachtel ergriffen, geöffnet und daraus ein zierliches, aber stark zerknittertes Hütchen an's Tageslicht befördert. Der Fremde schien bei dem Anblick dieses wesentlichen Gegenstandes der Toilette ein Anderer geworden zu sein. Mit einer höflichen Verbeugung wendete er sich zu Cäcilie.

„Meine Dame!" — redete er sie an, — „Sie müssen mein Unrecht schon verzeihen, umsomehr, da ich gern bereit bin, den Schaden zu ersetzen, soweit sich eben das Aergerniß, welches Sie, schönes Fräulein, durch meine Unbesonnenheit hatten, gut machen läßt!"

Mamsell Cäcilie hatte schon während der schmeichelnden Anrede des Herrn einen wesentlichen Theil ihres Zornes verloren und blickte mit stolzem Selbstbewußtsein auf Friedrich, welcher eben seine breiten pommerschen Hände rieb, in der Ueberzeugung, daß er deren Kraft an den Beleidiger Cäcilien's zu probiren hätte. Noch mehr schwand aber Cäcilien's Zorn und verwandelte sich sogar in freudige Genugthuung, als der Fremde ihr mit den Worten: „Hiermit dürfte wohl der Schaden ersetzt sein!" — eine Kassenanweisung von zehn Thalern überreichte. Zehn Thaler sind für eine pommersche Wirthschafts-Mamsell eine Summe, welche dieselbe kaum in einem Jahre erübrigen kann, und welch' ein zierliches Hütchen kann man sich dafür

kaufen. Sie hatte allen Groll gegen den Fremden vergessen und bald war eine Unterhaltung angeknüpft. Die Reisenden hatten sich nur erst wenige Augenblicke gesehen, doch wie es auf der Reise zu geschehen pflegt, waren sie schon wie alte bekannte Freunde im Gespräch verwickelt.

Der Fremde hatte den Anstrich eines wohlhabenden Bauern und wußte seine Großmüthigkeit damit zu erklären, daß er seinen Reisegesellschaftern mittheilte, er habe einen Theil vom großen Loose gewonnen und fahre eben nach Berlin, um sich seinen Gewinn auszahlen zu lassen.

Wie in den meisten Fällen, hatte sich auch hier bald das Gespräch auf die Verbrecherwelt Berlin's gelenkt.

„Sie haben vollkommen Recht!" nahm der Fremde eben das Wort. „Berlin ist nun einmal eine wahre Lasterhöhle! Nirgends ist man vor Dieben und Bauernfängern sicher. Ja, wer es so haben kann wie die Großen," fuhr er fort, „der kann sich allerdings vorsehen! Aber der gewöhnliche Mann wird nur zu leicht von Gaunern aller Art angelockt."

„Es ist wahr", erwiederte Jungfer Cäcilie, „meine gnädige Frau hat mir sehr viel von diesem Diebsgesindel erzählt, welches die Straßen Berlin's unsicher macht. Wir hören ja auch in Pommern so mancherlei."

„Also aus Pommern sind Sie?" nahm der Fremde wieder das Wort, „das ist überhaupt die schönste Provinz unseres Vaterlandes," fügte er hinzu, „ich habe auf Pommern immer viel gehalten; es ist ja auch eigentlich unsere Vorrathskammer und soll namentlich vorzüglich gutes Rindvieh liefern."

Die letzten Worte waren mit einem hämischen, leicht zu verstehenden Blick an Friedrich gerichtet.

„Ja, Ochsen von der Größe!" — erwiederte Friedrich, indem er seine breite Hand, wie zufällig und vertrauensvoll, auf das Haupt des Fremden legte.

Friedrich hatte Mutterwitz, welcher aber bei ihm, wie bei vielen Menschen, durch die abhängige Stellung, welche er einnahm, unterdrückt wurde.

„So wären wir also nicht sicher," hob Jungfer Cäcilie

wieder an, „in Berlin womöglich im eigenen Quartier bestohlen zu werden?“

„Nein,“ entgegnete der Fremde, „dem Berliner Dieb ist Nichts heilig, kein Ort bietet Sicherheit vor seinem Genie! Ich sage Ihnen, die Berliner Diebe, und vorzüglich die Bauernfänger, sind schreckliche Menschen. Rinaldo Rinaldini und der Schinderhannes sind wahre Kinder gegen sie. Ihnen kommt es nicht darauf an, wo sie ihre Opfer betrügen und wie dasselbe seine paar Pfennige erworben hat. Vor ihren Augen ist keine Tasche sicher.“ —

Mamsell Cäcilie fühlte einen kalten Schauer durch ihren Körper rieseln und schnell griff sie nach der Tasche ihres weiten Faltenkleides, um sich zu überzeugen, ob die strumpfähnliche, selbst fabricirte Börse, mit den messingenen Ringen, noch vorhanden sei. Ja, hätte die Gegenwart des Fremden sie nicht daran verhindert, sie hätte auf die Gefahr hin, vor Friedrich's Augen ihren keuschen Busen zu enthüllen, das Geld an dieser geheiligten Stelle verborgen. Gern wäre sie wieder umgekehrt, um auf Zarnekow bei Stolpe über ihr verwegenes Unternehmen, als welches sie die Reise nach Berlin betrachten mußte, nachzudenken.

„So giebt's also gar keinen Ausweg, auf welchem man diesen Dieben entgehen könnte?“ wendete sie sich ängstlich zu dem Fremden.

„O ja, meine Verehrte!“ — erwiederte dieser, — „es giebt einen Ausweg. Derselbe aber besteht darin, daß Sie sich die Freundschaft eines Menschen zu erwerben suchen, welcher Sie vor den Fallen dieser Gauner warnt und Ihnen deren Schliche und Ränke mittheilt, so daß Sie, mit ihren Manövern bekannt, leicht jedem Schaden ausweichen können. Mit einem Wort, es muß dieser Freund ein Mensch sein, der mit den Berliner Gaunern fertig wird!“

„O, ich will schon mit ihnen fertig werden,“ fiel hier Friedrich ein, „meine Fäuste sind auch nicht zu verachten!“ Und er zeigte bei diesen Worten ein paar Fäuste, die allerdings nicht zu der schlechtesten Sorte gehörten und selbst den Fremden ei-

nen Moment mit Schrecken erfüllten, bei dem Gedanken, daß auch er mit ihnen nähere Bekanntschaft machen könnte.

„Wo aber soll ich solchen Freund hernehmen?" seufzte Mamsell Cäcilie, „ich, die ich gänzlich fremd in der großen Stadt bin?"

„Wenn Sie erlauben," nahm der Fremde wieder das Wort, „so werde ich gern die Stelle eines treuen Freundes, einer so reizenden Dame gegenüber, einnehmen."

Cäcilie horchte hoch auf. Eine reizende Dame, hatte sie selbst Friedrich noch nicht genannt und der Mann, welcher sie reizend fand, wollte sich sogar freiwillig zu ihrem Beschützer aufwerfen. Dankend nahm sie daher sein Anerbieten an.

Friedrich wünschte in diesem Augenblick Berlin, Angermünde, die vierte Klasse und den Fremden zu allen Teufeln. Unwillkürlich ballten sich seine herkulischen Fäuste und er schwor Cäcilien fürchterliche Rache für jeden liebevollen Blick, welchen sie dem Fremden zuwarf, und er hatte deren schon ein halbes Dutzend gezählt.

„So hören Sie meinen Rath," nahm der Fremde wieder das Wort. „Die Berliner Diebe sind frech, gewaltthätig, grausam! Aber sie sind dumm und mit einiger Vorsicht leicht zu täuschen. Wenn man nur seine Pretiosen und sein Geld an einen Ort verbirgt, wo sie dasselbe nicht vermuthen, so darf man sich vor ihnen vollkommen sicher halten. Ich hatte beispielsweise einen Freund, welcher der Vorsicht halber, stets sein Geld im Hute trug, und er wurde nie bestohlen; so also müssen Sie es auch machen und Ihr Geld an irgend einem sicheren Orte verbergen."

Mit einer Schnelligkeit, welcher man der Corpulenz der Mamsell Cäcilie schwerlich zugetraut hätte, wendete sich dieselbe um und practicirte, wie es vorher schon ihre Absicht war, die wohlgespickte Börse in ihren Busen. Der Fremde hatte wohl bemerkt, daß sein guter Rath auf diese Art befolgt wurde. Nach einer Pause begann er von Neuem.

„Am besten thut man allerdings daran, sein Geld zu den übrigen Effecten zu legen, vorausgesetzt, daß man einen verschließbaren Gegenstand mit sich führt."

Mamsell Cäcilie hatte diesen Wink nicht unbenutzt an sich vorübergehen lassen, und in einem Moment hatte sie ihr voriges Manöver wiederholt; dieses Mal jedoch das Geld aus dem verborgenen Orte hervorziehend und es ohne Scheu vor den Augen des Fremden in einen Koffer schließend. Aber ganz ohne Mißtrauen war Mamsell Cäcilie doch nicht, deshalb fand sie es für gut, mit ihrem nicht allzuleichten Körper, den Schatz zu bewachen, indem sie sich auf den Koffer, welcher denselben barg, niederließ.

„So," — sagte sie — „nun sollen diese Berliner Diebe wohl schwerlich zu meinem Gelde gelangen!"

„Das glaube ich selbst!" erwiderte der Fremde, nicht ohne Humor, „wenn Sie darauf sitzen bleiben, dürfte es allerdings schwer fallen. Aber Sie müssen auch in Betracht ziehen, daß wir nicht in diesem Wagen bleiben, sondern denselben nur zu bald verlassen müssen. Für diesen Fall will ich Ihnen noch einige Rathschläge ertheilen. Zwar haben wir in Berlin Dienstleute und Gepäckträger in Hülle und Fülle, die uns, sobald wir auf dem Bahnhofe angelangt sind, förmlich belagern und uns das Gepäck fast mit Gewalt aus den Händen reißen. Diesen Leuten aber dürfen Sie nichts anvertrauen. Ich habe mich während meines häufigen Aufenthalts in Berlin davon überzeugt, daß diese sogenannten Dienstleute meist mit Verbrechern in Verbindung stehen, so daß unser Eigenthum in Frage gestellt ist, sobald wir es ihnen übergeben haben. In Folge dessen habe ich schon seit mehreren Jahren einen bestimmten Arbeiter, welcher mich am Bahnhofe erwartet und dem ich meine Sachen anvertraue. Wenn Sie demselben Ihr Gepäck übergeben wollen, so stehe ich dafür, daß es gut aufgehoben ist, daß Sie sich gar nicht weiter darum zu kümmern haben. Und flink ist dieser Mensch bis in's Fabelhafte. Sie sollen Ihre Freude daran haben, wie schnell er mit Ihrem Gepäck verschwindet. Geben Sie ihm nur den Gasthof an, in welchem Sie absteigen wollen und ich kann Sie versichern, wenn Sie hinkommen, ist von dem flinken Arbeiter gar nichts mehr zu sehen."

Mamsell Cäcilie war überglücklich, einen Menschen gefunden zu haben, welcher ihr mit so gutem Rathe zur Seite stand.

Das langgezogene gellende Signal ertönte endlich wieder; der Zug fuhr in den Berlin-Stettiner-Bahnhof ein und zog sich langsam durch die Reihe von Wagen und Wagenschuppen entlang, bis er, vor dem Perron angelangt hielt Unsere drei Reisenden hatten sich von ihren Sitzen erhoben und schauten mit der Neugierde zum Fenster hinaus, mit welcher man eben den Bahnhof einer großen Stadt, als den Culminationspunkt ihres Treibens betrachtet.

Vom Fenster aus machte der Fremde eben Mamsell Cäcilie auf einen Herrn aufmerksam, welcher auf dem Perron stehend, mit seinen Blicken in jeden Waggon zu dringen schien, als wollte er die Insassen derselben, der sorgfältigsten Prüfung unterwerfen.

„Hüten Sie sich vor diesen Menschen," nahm der Fremde das Wort, er ist einer der gefährlichsten Verbrecher und um so gefährlicher, da er den Unwissenden gegenüber frech genug die Rolle eines Polizeibeamten spielt. Ja, es ist sogar vorgekommen, daß seine Complicen in die Uniform der Schutzmannschaft erschienen. Natürlich ist das alles Verstellung, um das Opfer desto sicherer zu machen. — Sehen Sie nur," — fuhr er fort — „wie scharf mich dieser Kerl fixirt, gerade als ob ich ein Wunderthier wäre."

Der in Rede stehende Herr, welcher allerdings ein Sicherheitsbeamter war, fixirte den Fremden allerdings, und diesem schien dabei gar nicht wohl zu Muthe zu sein.

Der Zug hielt; gleich darauf drängten sich eine Menge Dienstmänner und Gepäckträger an die verschiedenen Waggons und boten mit dem Eifer, welcher diesen Leuten zur zweiten Natur geworden scheint, ihre Dienste an.

„Fort da!" rief Friedrich empört über diese Zudringlichkeit. „Ich werde mich wohl hüten, mich von Euch bestehlen zu lassen. Ihr wärt mir grade die Rechten!" und schnell hatte er sich mit seinen derben Fäusten einen Weg gebahnt.

Hier kam aber Friedrich sehr schlecht an. Von des Fremden Unterhaltung irre geführt, hielt er die Dienstleute und Gepäckträger für Diebe, welchen Gedanken er, in ächt pommerscher Treuherzigkeit, auch sofort in Worten kund gab. Die Berliner

Dienstleute und Gepäckträger sind aber, fast ohne Ausnahme, grundehrliche Leute und waren durchaus nicht gewillt, eine solche Beleidigung ruhig hinzunehmen.

Im Nu hatte sich um Friedrich eine dichte Menge dieser Beleidigten gruppirt, welche dem kecken Kammerdiener gegenüber, eine nur zu drohende Haltung einnahmen. Drohungen wurden laut, Fäuste hoben sich und ein schweres Unwetter schien sich über Friedrich's Haupt entladen zu wollen.

Freudig überrascht war er daher, als plötzlich zwei Männer erschienen, welche ihn im pommerschen Dialect anredeten und für ihn Partei nahmen, indem sie seine Ausdrücke, seiner Unkenntniß der Berliner Verhältnisse zurechneten. Den Beiden gelang es auch, die Beleidigten zu besänftigen und in ihrer Mitte verließ Friedrich den Bahnhof, ohne sich weiter um Mamsell Cäcilie zu kümmern.

Wie wir wissen, war er empört über das freundliche Entgegenkommen, mit welchem Mamsell Cäcilie den Fremden beglückt hatte; es schien ihm also ganz gerecht, daß er derselben dadurch, daß er sich jetzt heimlich von ihr entfernte, einen kleinen Streich spielte.

Zudem war ja auch unter ihnen verabredet, daß sie im „blauen Affen" absteigen wollten. Friedrich wußte also, wo er Cäcilie wieder finden würde und durfte sich unbesorgt eine kurze Zeit den Freuden der Residenz hingeben.

Während Friedrich auf dem Bahnhof mit den ehrenwerthen Dienstleuten und Gepäckträgern seinen Streit ausfocht, hatte der Fremde einen Mann gewinkt, welcher in einer blauen Blouse gekleidet, anscheinend theilnahmlos und ohne auf die Menge zu achten, auf dem Perron stand. Ihm hatte Cäcilie auf Anrathen des Fremden ihre Sachen übergeben und wunderbar, wie dieser ihr vorher gesagt, kaum hatte der Mann die Gegenstände in Empfang genommen, als er auch schon mit denselben, ohne sich nach der Adresse zu befragen, wohin diese befördert werden sollten, von dem Perron verschwunden war. Mit ihm aber war auch zugleich der gefällige Fremde dem Gesichtskreis der schönen Cäcilie entschwunden.

Jetzt erst stieg in Mamsell Cäcilie eine dunkle Ahnung auf,

daß sie Betrügern in die Hände gefallen war und ein Schrei des Entsetzens entglitt ihren Lippen.

Im Augenblick hatte sich eine große Menge von Menschen um sie versammelt. Unter diesen befand sich auch der fremde Herr, auf welchen Cäcilie durch den Fremden aufmerksam gemacht worden war.

„Sie sind bestohlen worden?" wendete sich derselbe an die Weinende.

Das schien Cäcilie trotz ihres Schmerzes zu viel; diese Frechheit ging ihr denn doch zu weit.

„Das werden Sie natürlich am besten wissen," antwortete sie dem Beamten, „und ich fordere Sie auf, mir meine Sachen wieder zu verschaffen. Denn daß Sie ein Erzspitzbube sind, ist mir schon bekannt. Der Herr, mit dem ich fuhr, hat mich schon vor Ihnen gewarnt. Wenn er nur hier wäre, dann sollten Sie sehen, wie er Sie zum Sprechen bringen würde."

Der Beamte konnte sich nur mit Mühe des Lachens enthalten. Er winkte mehreren Schutzleuten, welche in der Nähe standen und welche sofort zu ihm traten.

„Halten Sie denn diese Herren auch für Diebe?" fragte er lächelnd.

„Gewiß!" schluchzte Cäcilie. „O, ich kenne diese Spitzbubenschliche sehr gut; es ist Alles Verkleidung!" Sie hatte, bisher in ihrem Schmerz versunken, kaum auf die Umstehenden geachtet. Jetzt aber schlug sie die Augen auf und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß alle Umstehenden den Herrn, der ihr als Spitzbube bezeichnet worden war, mit großem Respect behandelten. —

„Wenn Sie kein Erzspitzbube sind, lieber Herr," nahm sie naiv das Wort, „dann war ohne Zweifel ein solcher der Herr, der Sie mir mit diesem Namen bezeichnete."

„Das wird seine Richtigkeit haben, mein Kind!" entgegnete der Criminal-Beamte. „Ich kann Ihnen sogar mehr über Ihren Begleiter sagen; derselbe ist einer unserer gewiegtesten Bauernfänger und sein Name Dierks, ist allen Gaunern Berlins wohl bekannt!"

„Da irren Sie sich denn doch," entgegnete Cäcilie, „derselbe

Herr hat sich mir selbst als Herr Schulze vorgestellt und er kann unmöglich ein gewöhnlicher Bauernfänger sein, dazu hatte er viel zu feine Manieren!“

Mittlerweile hatte Cäcilie unruhig umhergeblickt. Der Beamte hatte ihre forschende Blicke bemerkt und ihr, im Tone des Bedauerns erklärt, daß sie hier auf dem Bahnhofe schwerlich ihre Sachen wiederfinden würde.

Auf die Frage, was sie nun beginnen und wohin sie sich begeben würde, hatte Cäcilie den Gasthof zum „blauen Affen“ als ihren nächsten Bestimmungsort angegeben, dabei aber den eigentlichen Zweck ihrer Reise, wohlweislich verschwiegen.

Der Beamte, welcher ja selbst gesehen hatte, daß Cäcilie viel Gepäck bei sich führte, ohne in dem Gedränge bemerken zu können, wem sie dasselbe anvertraute, schenkte ihren Worten vollkommen Glauben. Er erbot sich, da er sie von allen Mitteln entblößt glaubte, die dringendsten Kosten für den ersten Tag ihres Aufenthalts in Berlin, vorläufig aus der Polizei-Kasse zu bestreiten, bis sie dieselben wieder zurückerstatten könne.

Der Beamte wollte in seinem menschenfreundlichen Eifer eben einen Dienstmann, dem er den Auftrag gab, Cäcilie nach ihrem Gasthofe zu bringen, im Voraus bezahlen. Da aber kam Cäcilie der Gedanke an die Kassenanweisung, welche sie von dem vermeintlichen Herrn Schulze als Entschädigung für ihre Hutbeulen erhalten hatte. Sie entsann sich, daß sie diese Kassenanweisung nicht zu dem übrigen Gelde im Koffer gethan, sondern diese noch in der Tasche aufbewahrte. Schnell zog sie daher den Zehnthalerschein hervor und reichte ihn dem Dienstmann hin, mit der Bitte, ihr das übrige Geld herauszugeben.

Der Dienstmann betrachtete denselben mißtrauisch und auch der Criminalbeamte hatte unwillkürlich sein Auge darauf geheftet. Einen nichts weniger als schmeichelhaften Blick, ließ er von demselben auf Cäcilie gleiten.

Die Kassenanweisung war ein grob ausgeführtes Falsificat.

„Ich muß diesen Kassenschein confisciren,“ wandte er sich dann im strengsten Amtston an Cäcilie.

„So sind sie also doch ein Erzspitzbube,“ schrie diese, mit beiden Händen nach dem Zehnthalerschein, der jetzt ihr ganzes

Hab und Gut repräsentirte, greifend. „Ich dachte es mir gleich,“ fügte sie hinzu, „daß mich der Herr Schulze nicht so grob belügen konnte!“

Unsere Berliner Polizei-Beamten sind die Liebenswürdigkeit selbst, im Verkehr mit „ehrlichen Leuten,“ sobald sie sich aber einem „Verbrecher“ gegenüber glauben, hört bei ihnen die Gemüthlichkeit auf und sofort räumt die Zuvorkommenheit, dem schroffsten Amtston den Platz ein.

Der Criminal-Beamte befand sich in solcher Lage. Eben noch glaubte er, sich einer armen Bestohlenen gegenüber zu befinden und jetzt entdeckte er in derselben, nach seiner Meinung, das Mitglied einer Falschmünzer-Gesellschaft, welches frech genug war, vor den Augen der Hochlöblichen Behörde, ihre Fabrikate an den Mann zu bringen. Er glaubte jetzt, daß Cäcilie eine freche Verbrecherin und ihre Naivetät, nichts als Verstellung sei. —

„Wo haben Sie dieses Papier her,“ herrschte er sie daher an.

Unsere arme Wirthschaftsmamsell befand sich allerdings in einer verzweifelten Situation. Die ruhige Ueberlegung war jetzt bei ihr zurückgekehrt, und sie sagte ihr nur zu deutlich, wie schlimm ihre Lage sei. Was sollte sie auf die Frage des Beamten antworten? Die Wahrheit selbst, daß sie das Geld von einem Menschen angenommen, mit dem sie erst eben, während weniger Minuten bekannt geworden war, mußte auf ihren Character ein mehr als zweifelhaftes Licht werfen. — Und auf Character hielt Mamsell Cäcilie. — Wer aber würde ihr auch glauben, daß ein fremder Herr, welcher von Angermünde nach Berlin vierter Klasse fährt, so mir nichts dir nichts, dem ersten besten fremden Mädchen zehn Thaler schenken würde?

O! wie sehnte sich Cäcilie nach Zarnekow zurück; nach Stolpe, wo ein Jeder sie kannte. — In Stolpe wäre ihr nie dergleichen passirt. — „O! dieses Berlin!“ seufzte sie für sich, indem Thränen über ihre Wangen rollten. „O! hätte ich diese Stadt nie gesehen, die mir schon, bevor ich sie noch betreten, so viel Unheil bereitet!“

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten sie und würden

sie wohl noch lange beschäftigt haben, wenn der Criminal-Beamte derselben nicht ein schreckliches Ende gemacht hätte.

„Sie sind meine Arrestantin!" rief er ihr barsch zu, deren Antlitz in diesem Augenblicke eine geisterhafte Blässe überzog. An allen Gliedern zitternd, schien sie einer Ohnmacht nahe, und die Polizei-Beamten mußten sie per Droschke nach ihrem nächsten Bestimmungsorte, dem in der Nähe belegenen Revier-Polizei-Bureau, und von dort aus nach der Stadtvoigtei befördern. —

Vierunddreißigstes Capitel.

Die bürgerlichen Bauernfänger.

Kehren wir jetzt zu Friedrich zurück. Wir haben gesehen, wie derselbe im Moment der drohendsten Gefahr, von einer Anzahl Dienstleuten und Gepäckträgern, deren vereinter Kraft selbst seine starken, pommerschen Fäuste nicht gewachsen waren, heftig bedroht, plötzlich von zwei Männern befreeit wurde, welche sich ihm als Landsleute zu erkennen gaben.

Kein Wunder war es, daß Friedrich ein solches Entgegenkommen, im Moment der größten Gefahr, nicht undankbar vergessen konnte. Treuherzig wie alle Pommern, hatte er sich seinen Befreiern sofort angeschlossen, und begab sich, von denselben mehr überredet, als seinem eigenen Willen folgend, mit ihnen in der Stadt, um in irgend einer Restauration, bei einem Glase Bier, das friedliche Ende des Kampfes zu feiern.

Sehen wir uns die beiden Männer, welche Friedrich so erfolgreich aus seiner peinlichen Situation gerissen hatten, etwas näher an.

Wir finden in ihnen alte Bekannte. Der Eine von ihnen ist Ligny, welcher sich unter den Namen „Blaubart" einen respectablen Ruf unter den Bauernfängern gegründet hatte, und welcher es nicht verschmäht, auch einmal, wenn sein Geschäft in

den feineren Kreisen nicht florirte, auf die Unerfahrenheit des gewöhnlichen Mannes zu speculiren. Der andere aber ist der Banquier.

Beide haben sich sehr verändert; der elegante Schliff, die Tournüre, welche sie noch vor wenigen Tagen in den Salons der Frau von Hochheim zur Schau trugen, war gänzlich verschwunden. Namentlich hätte Jemand, welcher Ligny in eleganter Toilette, an dem bewußten Tage im Museum und in der Loge der Oper gesehen, schwerlich in ihm den noblen Herrn wieder erkannt.

Ligny und der Banquier waren vorzügliche Comödianten. Mit der eleganten Hülle hatten sie zugleich jede Spur gesellschaftlichen Lebens, durch welche sie sich in Ton und Geberden verrathen konnten, abgestreift. Sie waren nicht mehr die stolzen Barone Lichtenberg, welche mit vornehmer, liebenswürdiger Herablassung den Herren von Zarnekow und Harden entgegen getreten waren. Sie waren andere Menschen geworden.

Wer sie jetzt sah, hielt sie für zwei schlichte Provinzialen, etwa der Provinz angehörig, mit welcher zunächst die Berlin-Stettiner Bahn den Verkehr mit der Residenz vermittelt.

Sie hatten daher auch diesen Bahnhof zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt und sehr bald in dem ehrlichen Friedrich den Mann erkannt, welchen sie brauchen konnten, um ihre Taschen um etwas schwerer, die seinigen aber um eben so viel leichter zu machen.

Der Streit, in welchem Friedrich durch seinen Irrthum, mit den Gepäckträgern und den Dienstleuten gerieth, gab ihnen einen passenden Anknüpfepunkt und mit richtiger Berechnung hatten sie sich ihm als Landsleute zu erkennen gegeben; denn auf Nichts giebt der Pommer mehr als auf die Landsmannschaft.

Wie wir gesehen haben, ist ihnen ihr Manöver geglückt und Friedrich befand sich bereits in ihrem Netz, ohne daß er selbst eine Ahnung davon hatte.

Während sie jetzt alle drei, Arm in Arm, den Bahnhof verließen, unterhielten sie sich lebhaft über den eben stattgehabten Vorfall. Friedrich wollte sich noch immer nicht zufrieden geben und nur mit Mühe konnten ihn seine Begleiter besänftigen.

Als sie den Bahnhof verlassen hatten, gingen sie die Invalidenstraße bis zur Gartenstraße entlang. In diese bogen sie links ein und gelangten so, dieselbe verfolgend, bald an der Stelle, wo der Schienenstrang der Berlin-Stettiner Bahn die Gartenstraße kreuzt.

Friedrich kam es allerdings sonderbar vor, daß dieser Weg zur Stadt führen sollte, da die Gegend immer einsamer wurde; er sprach auch bald genug seine Verwunderung darüber aus. Seine Begleiter aber wußten bei ihm alle Befürchtungen zu verdrängen und malten ihm die Freuden und Genüsse, die ihrer an dem nächsten Ziel ihres Weges, einem Vergnügungslokal, harrten, in so reichen Farben aus, daß Friedrich gern in ihrer Begleitung blieb und auch bald jeder Verdacht, den er etwa noch hegte, erstickt wurde. —

Endlich hatten sie das erwähnte Lokal erreicht; dasselbe sah aber schon äußerlich nichts weniger als behaglich aus. Ein mit einer wahren Schmutzkruste überzogenes Schild, auf welchem in ungeschickter, greller Malerei ein Paar Branntweinflaschen und Biergläser prangten, bildete die Firma.

Friedrich überkam doch ein gewisses Frösteln, als er auf dieses saubere Firmaschild blickte. Er zögerte! —

Hat der Berliner Bauernfänger aber erst einmal den „Freier" an den Ort seiner Bestimmung, dann muß ihm derselbe zum Opfer fallen, dann hält er ihn, wie mit eisernen Fesseln. Er weiß ja auch nicht, wie lange es dauert, bis ihm wieder einmal ein Opfer in die Hände fällt. Wenn auch nach seinem Wahlspruch, die Dummen nicht alle werden, so ist ja damit noch nicht gesagt, daß sämmtliche Dummen nach Berlin kommen, um sich von ihm „ledern" zu lassen.

Schnell entschlossen, hatten Blaubart und der Banquier, Friedrich in die Mitte genommen, und ehe er sich's versah, war er auch schon in das Lokal hineingezogen.

Auf den ersten Anblick hin, mußte man dieses Lokal für eine jener Schänken halten, welche unter dem Namen „Budiken", wohl einem Jeden bekannt sind.

Hinter einem nichts weniger als sauberen Tisch, welcher mit verschiedenen kalten Speisen bedeckt war und auch jenen

Blechkessel zeigte, der zum Kochen jener beliebten „Warmen" bestimmt ist, stand mit blauer Schürze und aufgeschlagenen Hemdärmeln, der Eigenthümer des Lokals, welcher sich schon durch sein Costüm als solcher erwies und den man, wie allen seinen Standesgenossen, durchaus keine Noth ansah.

Mit halb dummen, halb selbstbewußtem Blick begrüßte er die Eingetretenen, indem er Blaubart und dem Banquier die Hand bot, ein Zeichen seiner besonderen Achtung.

Der Budiker betrachtet nämlich seine Gäste in den meisten Fällen als seine Untergebene, die nur dazu da sind, durch Vertilgung seiner Würste, Schinken und Eisbeine, seines Bieres und seiner Kümmel, seinen Reichthum zu mehren; im Uebrigen aber, tief unter ihm stehen.

Es hat dies seinen guten Grund. Der Budiker ist von Natur Hausknecht oder Hausdiener. Er ist es geworden, nachdem er in der Residenz bei der Garde stehend, seine dreijährige Dienstzeit zurückgelegt hat. Dem strengen Commando aller Vorgesetzten, vom Vice-Gefreiten bis zum Herrn Obersten, folgte das Willkürcommando seines Herrn, der Madame und eines halben Dutzend unglücklicher Commis, die ihm den Verlust jeden Thalers, den sie, trotz ihres knappen Salairs, im „Orpheum" oder in der „Villa Nova" vergeudeten, durch allerhand Quälereien entgelten ließen.

Der Hausdiener ist dem Commis das, was der Schusterjunge dem pflichtgetreuen Gesellen ist. An dem Hausdiener erprobt der Commis seinen nicht immer zu zarten Witz.

Nimmt der Unglückliche alle Witze geduldig hin, so ist er ein Prachtstück von einem Kerl, besonders wenn er nebenbei noch einzelne kleine Calamitäten, welche sich bei dem Commis kurz vor dem Ersten einzustellen pflegen, auf liberale Art und Weise, das heißt durch Vorschuß, abhilft.

Wenn aber der Hausdiener sich gegen derartige Attentate, die theils gegen seinen gesunden Menschenverstand, theils gegen seine Börse gerichtet sind, sträubt, so ist er ein Rinozeros, ein untauglicher Patron, der das ganze Geschäft noch ruiniren wird. Kurz, er muß dann alle Unbilden ruhig ertragen, die ihm vom Geschäfts-Personal aufgebürdet werden.

Der Hausdiener hat eine Herkules-Natur. Dieselbe ist auf den Sandwegen nach dem Kreuzberge, welche er noch vor kurzer Zeit, in glühender Sonnenhitze, in Reih und Glied, mit hochstehendem, die Kehle fast zuschnürendem Kragen und drückendem Tornister, zurücklegen mußte, abgehärtet.

Er erträgt alles mit Geduld! Den fadesten Kalauer des Commis findet er geistreich; für den „Esel," mit welchem er titulirt wird, hat er nur ein freundliches Lächeln; für den „Schafskopf," den Blick eines ruhigen Dulders! Weiß er doch sehr gut, daß diese Herren, welche ihn jetzt übermüthig mit dergleichen Prädikaten beehren, nach Jahren, alt und elend, nicht mehr im Stande, ihre Bücher zu führen, in seinem bescheidenen Locale friedlich ein Mittagessen für zwei und einen halben Silbergroschen verzehren und mit Dank den Kümmel entgegennehmen werden, den er ihnen, großmüthig ihre Scherereien vergessend, aus alter Freundschaft verabreicht.

Denn der Commis hat nicht gespart; ihm galt gie Gegenwart Alles und die Zukunft war ihm eine Zeit, welche er sich im jugendlichen Uebermuthe mit den schönsten Farben ausmalte.

Der Hausdiener aber hat Alles zu Rathe gehalten. Zu seinen zwanzig Thalern jährlichen Gehalts, kamen noch monatlich zehn Thaler an Trinkgeld. Seine Lebensart war eine äußerst solide. Er, der auf seinem Dorfe und später beim Militair, mit der gewöhnlichsten Kost zufrieden sein mußte, kannte keinen Luxus. Einen großen Theil seiner Bedürfnisse bestritt „Geheimraths-Juste," welche ihm ja schon die schweren Pflichten des Kriegers durch Kaffee und Bratenstullen erleichterte.

Deshalb war es auch sein Bestreben, ihr dereinst das Leben zu erleichtern und der Wunsch „Budiker" zu werden, war der Culminationspunkt aller seiner Wünsche, weil er sich das Leben eines Budikers, an der Seite seine „Juste," mit Recht als ein wahres Götterleben vorstellte.

Er hat endlich sein Ziel erreicht; er ist Budiker, und was mit dem Stand eines ordentlichen Budikers fast immer identisch ist — Hauseigenthümer geworden!

Wer will es ihm verargen, wenn er, der so schwer Geprüfte,

Gedrückte und Gemaßregelte, um endlich, wo er es zu einer gewissen Behäbigkeit gebracht hat, nun auch den Tribut verlangt, den nun einmal der Bemittelte verlangen kann. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt lassen!

Deshalb tritt der Berliner Budiker seinen Gästen mit einer gewissen Vornehmheit entgegen; deshalb erwidern dieselben seinen freundlichen Blick mit warmem Händedruck!

Der freundliche Leser wolle uns diese Abweichung verzeihen. Unsere Erzählung spielt ja in Berlin.

Die Bauernfänger bilden das wesentliche Thema derselben; diese aber ersehen wiederum meist die sogenannten Budiken zum Felde ihrer Thätigkeit, und deshalb glaubten wir, dem Leser entgegenzukommen, wenn wir die Budiker selbst, welche unter den Einwohnern Berlin's eine besondere Species bilden, näher bezeichneten.

Der freundliche Leser hat in Obigem gewissermaßen eine getreue Naturbeschreibung der Berliner Kellerwirthe, und nur in Bezug auf sehr Wenige dürfte dieselbe von der Wahrheit abweichen. — —

Blaubart und der Banquier erwiderten den Gruß des Wirthes freundlich. Dann aber durchschritten sie den kleinen Vorraum, welcher das eigentliche Gastlocal bildete und traten, Friedrich fast mit sich ziehend, durch eine im Hintergrunde befindliche Thür, in ein Nebengemach ein.

Sie befanden sich jetzt in einem schmalen, niederen Zimmer, dessen Wände, sauber tapeziert, im Gegensatz zu dem Schanklocale selber, von einem wahren Luxus zeugten.

Ein Gasarm mit zwei Flammen verbreitete eine angenehme Helle, und die Gesellschaft, welche sich hier befand, schien sich vollkommen wohl zu fühlen. Auf einer terrassenartigen Erhöhung hatte eine sogenannte „Sängerin“ Platz genommen, welcher soeben ihre schauderhaft schönen Melodien dem Auditorium in die Ohren gellte. Das Publikum schien aber nicht sehr wählerisch zu sein; denn eine jede Zeile der Gassenhauer, welche hier vorgetragen, wurde rasend applaudirt.

Sie hatte den Gesang beendet und trat nun von ihrem erhöheten Standpunkte in die niedere Sphäre ihres Auditoriums,

um an Stelle der Lorbeeren, den Dank in Scheide-Münze entgegenzunehmen.

Doch nur spärlich wurde hier geopfert. Unter den Dreiern und Sechsern befand sich selten eine größere Münze, und die „Sängerin“ leerte mit mißmüthigem Blick ihre Sammlung in die Tasche ihres Kleides aus.

Friedrich, welcher noch nie weiter als bis Stolpe oder Schlave gekommen war, fand es allerdings hier ganz behaglich, um so mehr, da sich ihm eben zwei wirklich hübsche Mädchen nahten, welche ihn, nachdem er denselben, von Blaubart und dem Banquier, als Freund und Landsmann vorgestellt worden war, Schwestern gleich, mit ihren weißen Armen umfingen.

Das war Friedrich auf Zarnekow nie passirt. Hätte er geahnt, daß dieselben Damen auch seinen gnädigen Herrn verführt hatten, er hätte sich wohl diesen Umarmungen entzogen.

Die beiden Damen waren nämlich keine anderen, als Elisabeth und Alma. Doch wir sind unseren Lesern noch eine kleine Erklärung schuldig und wollen dieselbe hier kurz einschalten.

Wir verließen Elisabeth und Alma in dem Hause der Kanonierstraße, in dem Moment, als Ligny und der Banquier durch das Fenster entsprungen waren und von der Polizei verfolgt wurden.

Es fand dann noch ein heftiger Kampf statt, während welchem plötzlich die Lichter erloschen. Elisabeth und Alma aber waren nicht allein liebenswürdige, sondern auch entschlossene Damen. Beide wußten ja auch sehr gut, daß ihnen, im Fall ihrer Verhaftung, eine längere Strafe bevorstand und die Furcht davor, sowie der Gedanke an ihr prächtiges Haar, welches dann unfehlbar in der Stadtvoigtei zurückbleiben mußte — den prostituirten Dirnen wird bei rückfälligen Strafen, stets das Haar bis in den Nacken abgeschnitten — verlieh ihnen doppelten Muth.

Sie wußten wohl, daß das Verlöschen der Flammen kein zufälliges war, sondern daß auf das Geheiß der Mutter Käthe, welche hier als Frau von Hochheim figurirte, der Haupthahn

der Gasleitung zugedreht worden war, um den Gästen noch etwas Zeit zur Flucht zu geben.

Beide benutzten dann auch die kurz gemessene Zeit. Wie Furien beißend und kratzend, stürzten sie sich auf die beiden Beamten, welche die geheime Thür noch immer besetzt hielten.

Diese, welche auf solchen Angriff nicht gefaßt, durch die totale Finsterniß aber verwirrt waren, leisteten nur schwachen Widerstand und so gelang es den beiden entschlossenen Mädchen, über eine Treppe, nach dem Hof zu entkommen.

Hier schied ein niederer Zaun das Grundstück von einem Hause der Behrenstraße. Schnell hatten Beide den Zaun überklettert und befanden sich momentan in Sicherheit. Doch sie durften nicht lange zögern. Jeder Augenblick konnte ihnen Gefahr bringen, denn daß die Polizei bald nach ihrem Entlaufen, ihren jetzigen Aufenthalt entdecken mußte, lag nur zu klar auf der Hand. Da die Thür des Hauses nach der Straße zu besetzt war, so mußten die Verfolger sofort auf die richtige Spur geleitet werden.

Es waren peinliche Minuten, welche Alma und Elisabeth hier, in ihrem Versteck zubrachten!

Schon hörten sie vom Nachbarhause her lebhafte Rufe; da plötzlich öffnete sich die Thür des Hauses und ein junger Mann, auf dessen Antlitz sich die wüste Leidenschaft nur zu deutlich ausprägte, trat durch dieselbe in das Haus ein. — Elisabeth und Alma hatten sofort erkannt, daß der junge Herr ganz die geeignete Person war, ihnen Beistand zu leisten.

Beide bestürmten ihn mit der Bitte sie zu beschützen. Welch junger Mann träte nicht gern als Beschützer junger schöner Damen auf — und schön waren beide, Elisabeth und Alma. Der junge Herr mit dem verlebten Gesicht, erklärte sich bereit, das Zimmer, welches er in dem Hause bewohnte, mit ihnen zu theilen.

Gern gingen Beide darauf ein und so waren sie denn wieder einmal den Händen der Gerechtigkeit entzogen. Jetzt sehen wir sie denn wieder in voller Heiterkeit, wenn auch unter veränderten Verhältnissen.

Beide hatten ihre weichen Arme um Friedrich geschlungen

und dieser ließ es gerne geschehen, daß sie ihn in einen Sessel drückten.

Er flog aus einer Umarmung in die andere, er wurde von Küssen fast berauscht und gab sich den seligen Gefühlen hin, welche eben ein Mensch empfindet, der sich von zwei hübschen Mädchen geliebt wähnt.

Ein wahres Kreuzfeuer von Liebkosungen war es, mit welchem Friedrich bestürmt wurde. Bald fühlte er selbst das Bedürfniß, sich solchen Liebesergüssen gegenüber, dankbar zu zeigen und reichlich floß nun der Gerstensaft und der Liqueur.

Alma und Elisabeth wußten vorzüglich mit Champagner umzugehen. Sie nahmen aber auch wohl mit einem „feinen Kümmel" vorlieb, wenn es einmal sein mußte.

Bald war Friedrich in der Geistesbeschaffenheit, in welcher ein „Freier" sein muß, wenn der Bauernfänger seine Erndte eine ergiebige nennen will. Bier und Liebe hatten ihn vollkommen berauscht, er war für alles Uebrige blind.

Blind muß aber auch derjenige sein, welcher auf die List der gewöhnlichen Bauernfängerei „reinfällt." Wir meinen das sogenannte „Kümmelblättchen," welches sich mit Recht, den Urvater der Bauernfängerei nennen und woran man daher nicht denken kann, ohne zugleich den Begriff Betrug vor Augen zu haben.

Der freundliche Leser, welcher nun schon mehrere Manöver, der Bauernfänger kennen gelernt hat, wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir, bevor wir fortfahren, den Hauptkniff der Bauernfängerei, „das Kümmelblättchen," in seiner mächtigen und zugleich dummen Kunst, etwas beleuchten. Es wäre uns lieb, wenn Einer oder der Andere unserer Leser, soviel Nutzen daraus zieht, um sich vorkommenden Falls gegen diese Prellerei zu schützen.

Das Kümmelblättchen=Spiel, welches dem „Freier" in der Regel von dem „Macher" in Form einer Wette gezeigt wird, besteht aus folgendem Manöver.

Der „Macher" zeigt drei Karten, von äußerst gleicher Beschaffenheit. Eine dieser Karten, wir wollen annehmen Pique=Aß, liegt in der Mitte derselben und zeichnet sich durch irgend einen unge=

schickten und auffälligen Fehler, etwa einen Dintenklex, oder einen Kniff an einer Ecke, vor den andern beiden Karten aus.

Nun zeigt der „Macher" auf das Pique=Aß und behauptet, daß der „Freier" diese Karte nicht zu errathen im Stande ist, nachdem er vor seinen Augen mit den drei Karten eine Volte geschlagen hat. Der „Freier" lächelt über solche Zumuthung, denn, da das Pique=Aß ein so sicheres Zeichen an sich trägt, so muß nach seiner Meinung selbst ein Kind diese Karte errathen.

Der „Macher" schlägt seine Volte, sobald der „Freier" auf die betreffende Wette eingegangen ist und der „Freier" gewinnt. Lächelnd steckt er das gewonnene Geld ein und wundert sich nur darüber, daß Jemand sein Geld in so närrischer Weise auf's Spiel setzt.

Der „Macher" bietet ihm zum zweiten Mal die Wette an, Diesmal aber zu einem vier= oder achtmal so hohen Betrage, als beim vorhergehenden Spiel. Der „Freier" geht mit einem Lächeln des Mitleides über solche Dummheit darauf ein.

Nun aber ändert sich die Sache. Der „Macher" hat das Pique=Aß doppelt, und außerdem noch eine Karte in Reserve, welche auf der Rückseite dem fehlerhaften Pique=Aß täuschend ähnlich sieht. Er schlägt seine Volte, läßt aber dabei, auf allerdings sehr geschickte Art, das fehlerhafte Pique=Aß verschwinden, an dessen Stelle nun ein anderes, gut erhaltenes, tritt. Ebenso bringt er in demselben Moment die fehlerhafte Karte, welche dem Pique=Aß auf der Rückseite so täuschend ähnlich sieht, an Stelle einer andern Karte, etwa der Herzen=Neun, unter den Dreien.

Nun läßt er den „Freier" rathen. Dieser greift natürlich sofort nach der mit dem Zeichen versehenen Karte und ist erstarrt vor Schreck, daß er an Stelle des so genau gezeichneten Pique=Aß die Herzen=Neun in Händen hält und somit den achtfachen Betrag der Summe verlor, welche er vorher gewonnen hatte. Jetzt erfaßt ihn eine blinde Spielwuth, er ist um so besessener, den Verlust durch einen Treffer auszugleichen, je weniger er eben im Stande ist, einen solchen Verlust zu ertragen. So hört er nicht auf zu wetten, bis er, in der Hoffnung, sein Geld

wieder zu erlangen, das Letzte verspielt hat, was er überhaupt besessen. —

Doch kehren wir wieder zu Friedrich zurück. Noch immer saß er, von den Armen Elisabeth's und Alma's umschlungen, welche nichts dagegen hatten, daß er ihre blendenden Nacken mit glühenden Küssen bedeckte.

Während Mamsell Cäcilie hinter Schloß und Riegel, in dem Verdachte der Falschmünzerei, eine schauderhafte Nacht verbrachte, schwelgte Friedrich, ohne an seine treue Liebe zu denken, in den Armen der Buhlerinnen.

„Noch ein Glas!“ rief Alma, deren Wangen heiß erglühten, und willig gab Friedrich ihren Wünschen nach. Hier floß der Gerstensaft in Strömen, wie noch wenige Wochen vorher der Champagner in dem Hause der Frau von Hochheim!

Blaubart und der Banquier hatten Friedrich keinen Augenblick aus den Augen verloren.

Ein richtiger Bauernfänger weiß den Moment wohl abzupassen, in welchem sich sein „Freier“ in der günstigsten Laune befindet. Dieser Moment schien ihnen jetzt bei Friedrich da zu sein.

Von gleichgiltigen Dingen sprechend, nahmen sie an demselben Tische, ihm gegenüber, Platz. So saßen sie eine längere Zeit plaudernd bei einander.

„Höre,“ begann der Banquier zu Blaubart gewendet und mit einem scharfen Seitenblick auf Friedrich, „ich habe da neulich eine seltene Wette gemacht, die ich Dir wohl einmal erzählen möchte; unser neuer Freund dort ist ja von den Damen zu sehr in Anspruch genommen, um auf unsere Unterhaltung zu achten.“

„Da wäre ich doch begierig,“ erwiderte Blaubart, „Deine Neuigkeit zu hören.“

„Nun,“ nahm der Banquier wieder das Wort, „in voriger Woche war ich bei Lehmann, wo ich, wie Du weißt, immer des Dienstags verkehre, weil ich ein großer Verehrer von frischer Wurst und Eisbeinen bin. Da traf ich denn auch mit dem Inspector Krämer zusammen, welchen Du ja von Stolpe aus kennen mußt. Wir unterhielten uns erst von gleichgiltigen Din=

gen und, launig, wie der Inspector von jeher war, sagte er, er wolle mich ein Kunststück lehren. Nun weißt Du ja, mein Wahlspruch ist immer der, daß der Mensch nie zu viel lernen kann, und infolge dessen bat ich den Inspector, mir sein Kunststück zu zeigen."

„Das wird auch etwas Rechtes gewesen sein, lachte Blaubart, „und ich wäre Dir wirklich dankbar, wenn Du mich mit diesem Kunststück verschonen möchtest; Du weißt ja, ich habe für dergleichen Kunststücke leider eine sehr schwere Auffassung."

„Das muß ich Dir aber erzählen; denn ich habe dergleichen noch nie gesehen," erwiederte der Banquier. „Denke Dir, der Inspector nahm drei Karten, die ich mir vorher genau besehen konnte. Dann mischte er dieselben, deckte sie auf und zeigte mir das Careau-Aß, welches in der Mitte lag. Er sagte mir, wenn er die Karten noch einmal gemischt habe und ich könnte ihm das Careau-Aß zeigen, so wolle er meine Zeche bezahlen. Natürlich lachte ich darüber; denn ich hatte mir das Careau-Aß ganz genau gemerkt. Dasselbe hatte auch noch einen Fleck, welcher es kenntlich machte, und dennoch, Du wirst darüber lachen, trotz meiner Aufmerksamkeit, konnte ich es doch nicht wieder finden. Ich hatte die Wette verloren und mußte für diesmal meine Zeche schon allein bezahlen."

„Das sieht Dir auch ganz ähnlich," entgegnete Blaubart, „wer weiß, was das für ein dummes Kunststück ist; denn dumm muß es schon sein, wenn der Inspector es aufgiebt und Du Dich darüber wunderst."

„Na ich werde es Dir auch mal zeigen und neugierig bin ich, ob Du denn klüger bist, als ich."

Mit diesen Worten hatte der Banquier drei Karten, auf die eben beschriebene Weise auf den Tisch ausgebreitet.

„Merke Dir diese Karte genau;" mit diesen Worten zeigte er Blaubart die Herzen-Neun, welche sich auf der Außenseite durch einen Dintenfleck auszeichnete.

„Eins, zwei, drei! Alle mal die Mittelste! Nur die Mittelste und immer die Mittelste, die Herzen-Neun gewinnt."

Mit diesen Worten hatte er die Karten gemischt und legte

dieselben, nach einer schnellen, geschickten Volte, wieder auf den Tisch.

„Ich halte einen Vierpfünder,“ fuhr er zu Blaubart gewendet fort, „dagegen, daß Du die Karte nicht räthst. Aber merke Dir wohl,“ fügte er wie besorgt hinzu, „nur die Herzen-Neun gewinnt, jede andere Karte hat verloren!“

Blaubart hatte mit der Miene der äußersten Aufmerksamkeit jede Bewegung des Banquiers verfolgt und den „Freier“ so täuschend nachgeahmt, daß selbst ein gewiegter Bauernfänger schwerlich in ihm den „Fallenleger“ vermuthet hätte.

Mit einer zwischen Zweifel und Triumph getheilten Miene, hob er die durch den Fleck kenntliche Karte auf und dieselbe hoch emporschwingend, rief er lachend:

„Das wußte ich ja, daß Deine Kunststücke nicht weit her sind! Ich bitte mir also den Vierpfünder aus. Das mußte übrigens ein rechter Esel sein,“ fuhr er fort, „der diese Karte nicht räth.“

Anscheinend wüthend warf der Banquier ein Viergroschenstück auf den Tisch.

„Dann muß ich mich geirrt haben,“ rief er, „aber es gilt jetzt für „acht Gute“, fügte er hinzu, „ich will Dir doch zeigen, daß ich kein Esel bin.“

„Topp!“ rief Blaubart, „ich nehme die Wette an.“

Der Banquier machte dasselbe Manöver mit demselben, anscheinend traurigen Erfolge. Blaubart hatte auch diesen Einsatz gewonnen. Eine wahre Spielwuth schien Blaubart ergriffen zu haben, immer und immer verdoppelte er den Einsatz, bis etwa zehn Thaler, in verschiedenen Münzsorten, vor ihm auf den Tisch lagen.

„Nun ist's genug!“ rief er. „Ich will Deine Kasse nicht ganz matt machen.“

Mit diesen Worten scharrte er das vor ihm liegende Geld ein und anscheinend dasselbe einsteckend, ließ er es auf geschickte Weise in die Tasche des Banquiers gleiten.

Friedrich hatte trotz aller Umarmungen die Spieler nicht aus den Augen gelassen; wie erstaunte er, als der Banquier,

welcher sich mit seinem Kunststück so gebrüstet hatte, Zug auf Zug verlor.

„Sieh nur,“ hatte ihm Alma gleich Anfangs zugeflüstert, „was Dein Landsmann dumm ist, daß er auf diese Art sein schönes Geld verliert.“

„Er wird wohl betrunken sein,“ fiel Elisabeth ebenfalls flüsternd ein, „sonst könnte er unmöglich so gleichgültig bei dem Verlust bleiben; denn mit Rothschild hat er doch wahrhaftig sehr wenig Aehnlichkeit. Wie wäre es denn,“ raunte sie Friedrich in's Ohr, „wenn Du auch einmal Dein Glück versuchen wolltest. Denn, Du mußt es mir nicht übel nehmen, ich habe selten einen dümmeren Menschen, als Deinen Landsmann, gesehen. Mach nur schnell,“ fügte sie hinzu, „denn wenn er erst merkt, daß ich mit Dir vertraulich spreche, dann hat er die Lust zu seinem Kunststück verloren. — Er ist nämlich in mich verliebt bis über die Ohren. — Ich kann ihn aber nicht leiden und Du wirst doch selbst sagen, daß mir ein Mann nichts nützen kann, der sein Geld dem Ersten, Besten an den Hals wirft. — Da gefällst Du mir besser,“ fuhr sie schmeichelnd fort, „Du weißt wenigstens das sauer Verdiente zusammen zu halten; aber eine bessere Gelegenheit, ein paar Thaler zu verdienen, findest Du so leicht nicht wieder. Dem ist es ganz recht; ob Du ihm sein Geld abnimmst oder ein Anderer, bleibt sich gleich, alle wird's ja doch.“

Elisabeth hätte nicht halb so viel Worte anzuwenden brauchen. Friedrich war, wie jeder Pommer, sparsam und ihm, der jährlich nur dreißig Thaler Gehalt hatte, mußte es allerdings verlockend genug sein, in wenigen Minuten mehrere Thaler zu gewinnen. Die Habgier ist ja nun einmal der meisten Menschen Vormund und wer wollte es Friedrich verargen, daß sie sich auch bei ihm regte?

Eben wollte der Banquier den Tisch verlassen. Anscheinend unmuthig und auf Blaubart ärgerlich, schickte er sich an, die Karten einzustecken.

„Halt!“ rief Friedrich. „Da Du doch mal dabei bist, so könntest Du mir wohl auch das Kunststück zeigen, ich bin neugierig, ob ich eben so glücklich bin, als Dein Kamerad.“

„Das fehlte mir noch!" rief der Banquier wie empört. „Da könnte ich heute einen ganzen Jahrlohn los werden. Einmal will ich es Dir zeigen, aber es darf nur ein ganz niedriger Einsatz sein."

„Ach was," rief Friedrich, durch die Besorgniß des Banquiers nur noch mehr angeregt, „ich setze einen Thaler und wenn Du Deines Kunststücks so sicher bist, dann kann es Dir ja gleich sein."

„So will ich es Dir zu Liebe noch einmal versuchen!" rief der Banquier; „aber ich kann nicht dafür, wenn Du Deinen Thaler verlierst."

Gleich darauf hatte er sich wieder gesetzt.

„Also die Herzen-Neun und immer die Herzen-Neun!" rief er. „Nur die Herzen-Neun gewinnt! Nur die Mittelste, die Herzen-Neun hat gewonnen, jede andere verliert!"

Mit diesen Worten hatte er, wie vorher, die Karten gemischt und eine Volte geschlagen. Jetzt bereitete er dieselben mit der Miene ängstlicher Erwartung auf den Tisch aus. Mit einer wahren Hast griff Friedrich nach der durch einen Fleck bezeichneten Karte.

Eine helle Freude breitete sich auf seinem Gesicht aus. Er hatte den Thaler gewonnen. —

Mißmüthigen Blick's warf der Banquier einen Thaler hin, welchen Friedrich mit behaglichem Lächeln einstrich. Er war in die Falle gegangen. —

„So, nun habe ich genug verloren!" rief der Banquier, „Jetzt aber halte ich zehn Thaler entgegen, daß Du die Karte nicht findest!"

Ein, zwischen Habgier und Schadenfreude getheilter Zug, glitt über Friedrich's stupides Antlitz. Schnell hatte er seine blauwollene Börse gezogen und warf dieselbe, nebst dem gewonnenen Gelde, welches er bisher in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch, indem er gleichzeitig mit seiner derben Faust auf die Tischplatte schlug, daß Flaschen und Gläser klirrten.

„Ich habe nur noch acht Thaler!" rief er. „Ich riskire sie, damit Du siehst, daß Dein Landsmann kein schlechter Kerl ist!" —

Dabei lächelte er vor sich hin; er mußte sich für sehr schlau halten. Auch der Banquier lächelte. Gleichgiltig und seines Sieges bewußt, schlug er die Volte, bei welcher Gelegenheit er das kleine Manöver ausführte, welches wir oben schon näher beschrieben haben.

Friedrich deckte die gezeichnete Karte, welche er für die Herzen-Neun hielt, mit sichtlicher Freude auf. Seine Freude verwandelte sich bald in tödtlichen Schrecken. Die Herzen-Neun hatte sich verwandelt und zwar in Pique-Bube. Einen Augenblick starrte Friedrich die Karte an, er schien an seinen Verstand zu zweifeln. Nicht die leiseste verdächtige Bewegung hatte er bemerkt, und doch hielt er eine andere Karte in Händen und sah mit wuthschäumendem Munde, wie der Banquier seine schönen, harten Thaler einsteckte. —

Er glaubte zuletzt, daß er sich in seinem Rausche geirrt und daß er eine andere Karte für die Herzen-Neun angesehen habe. Denn unmöglich konnte sich die Herzen-Neun in den Pique-Buben verwandelt haben.

Er wollte seinen Verlust ersetzen. Schnell holte er eine silberne Spindeluhr von wenigen Thalern Werth aus der Tasche. Sie war das Letzte, was er überhaupt werthvolles besaß.

„Ich halte sie gegen drei Thaler!" rief er. „Ich will doch sehen, ob ich mein Geld nicht wieder gewinne?"

„Laß das, Landsmann," erwiederte der Banquier, „ich stehe nicht dafür ein, daß Du gewinnst. Und hast Du die Uhr verloren, dann giebst Du am Ende mir die Schuld!"

Der Banquier wußte sich zu benehmen, er war ein nur zu gewiegter Bauernfänger.

„Das wäre noch schöner!" rief Friedrich wüthend. „Nun ich verloren habe, willst Du nicht weiter spielen!"

„Gut!" erwiederte der Banquier gleichgültig. „Ich will Dir den Willen thun. Du sollst nicht sagen, daß ich ein schlechter Kerl bin."

Der Banquier schlug seine Volte. Auch Friedrichs Uhr war verloren.

Es giebt, wie es ja schon von den namhaftesten Dichtern und den bedeutendsten Psychologen veranschaulicht und festgestellt

ist, unter der gesammten Menschheit, keinen eigenthümlicheren Character, als den eines Spielers! — —

Fast sinnlos setzt er sein Hab und Gut auf die bunt beklexten, fluchwürdigen Papierstreifen — Karten genannt! Für einen Moment der spannendsten, schrecklichsten, zwischen Hoffnung und Furcht getheilten Erwartung, opfert er sein Hab und Gut — sein Lebensglück — das Glück seiner greisen Eltern, seiner liebenden Gattin, seiner Kinder — die sich um den Ernährer schaaren! — —

Erst in dem Moment, wo die verführerische Karte, oder das kreisende Roulette, sein Vermögen verschlungen hat, macht sich bei dem Spieler die ruhige Besonnenheit und mit ihr Reue und Verzweiflung, über sein thörichtes Beginnen, geltend. — So auch bei Friedrich. —

Mit dem Verluste seiner Uhr, hatte er den Verstand, trotz seines Rausches, wiedererlangt. Sein, noch einen Augenblick vorher, von der Wuth der Leidenschaft aufgeregtes, mit fieberhafter Röthe bedecktes Gesicht, zeigte jetzt eine tödtliche Bläße.

„Ihr habt mich betrogen!“ schrie er und ehe es Jemand verhindern konnte, hatte er sich auf den Banquier gestürzt.

Jetzt aber änderte sich die Scene. Die harmlosen Gäste, welche noch eben, scheinbar theilnahmlos, an den verschiedenen Tischen saßen, hatten sich sofort um die Streitenden geschaart. Sie nahmen Partei für die Bauernfänger — ihre Genossen! Die Stätte, wo noch eben die lauteste Freude zu herrschen schien, bot jetzt einen schauderhaften Anblick dar.

Knüttel wurden erhoben! Messer blitzten! — —

Fünfunddreißigstes Capitel.

Im Circus Renz.

Die prächtigen Räume des Circus waren dicht gefüllt.

Schmetternde Fanfaren ertönten und unter dem enthusiastischen Zuruf des dicht gedrängten Auditoriums sprengten kühn und verwegen, als wollten sie dem Tode Hohn sprechen, die Damen auf feurigen Andalusiern aus der Manege in die Bahn. Donnernder Zuruf begrüßte die Künstlerinnen und mancher Lieutenant sendete sein schmachtendes, mit dem großen Operngucker bewaffnetes Auge nach den graciösen Damen, welche auf flüchtigem, feurigem Roß, bewaffnet mit dem blitzenden Speer, in wahrhaft classischen Formen lebhaft an das antike Ritterthum erinnerten.

In einer Loge des ersten Ranges erblicken wir drei Personen, die uns aus unserer Erzählung schon bekannt sind, deren Aeußeres aber sich seit der Zeit, wo wir ihnen zuletzt begegnet sind, wesentlich verändert hat.

Es sind dies Alice, Moral und Mutter Käthe, welch Letztere wir bereits unter dem Pseudonym der Frau von Hochheim kennen gelernt haben.

Alice hatte die jugendliche Frische ihrer Wangen wieder erlangt. Ein zartes Roth hob den ursprünglichen Alabaster-Teint ihres Antlitzes, vortheilhaft hervor. Unter der zärtlichen Sorgfalt Bianca's hatte sie auch die Frische ihres Geistes wieder erworben und den liebenswürdigen Humor erlangt, der ein junges Mädchen so ungemein anziehend macht.

Neben ihr saß Moral. Er hatte Alice's Hand ergriffen, wie die einer Schwester. Auch er hatte in dem Dienst des Fabrikanten Solph Zeit und Muße genug, um bei einem anständigen Salair, welches noch hin und wieder durch die Frei-

gebigkeit des Herrn von Treville und des Lieutenants von Hoch vermehrt wurde, seiner zerrütteten Gesundheit aufzuhelfen.

Er war einen wesentlichen Schritt auf dem Wege der Besserung vorgegangen. Das krankhafte Roth, bei Brustleidenden stets ein Zeichen der nahen Auflösung, war von seinen Wangen gewichen. Er gab wieder der Lebenshoffnung Raum. Mit dieser Hoffnung aber zugleich fühlte er sich mächtig hingezogen zu dem Mädchen, welches er, mit Gefahr seines Lebens, aus der lasterhaften Umgebung befreit und so körperlich und moralisch vom Verfall gerettet hatte.

Er lauschte dem Gespräch, welches Alice mit einer, in derselben Loge neben ihr sitzenden Dame führte; einer ältlichen, prächtig gekleideten Matrone, die, wie der Leser bereits ahnen wird, Niemand anders, als die Frau von Hochheim war.

„Das Hütchen kleidet Ihnen aber auch allerliebst!" nahm Frau von Hochheim nach längerer Pause das Wort. „Sie müssen mir sagen, liebes Kind, wo Sie dasselbe kauften. Ich habe zu Hause auch ein so schelmisches Mädchen, ganz eben solch reizendes Lockenköpfchen, wie Sie. Meine Nichte würde vor Freuden in die Hände klatschen, wenn ich ihr ein solches Hütchen brächte. Ist es doch ein wahres Cabinetstück! Der Hut muß doch unbedingt in Paris angefertigt sein. Ich kaufe doch auch dergleichen Putzgegenstände in den ersten Geschäften, aber solch' ein Facon ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Und das Alles," fuhr sie mit wohlwollendem Lächeln fort, „verdanken Sie der liebenswürdigen Fürsorge des Fräulein von Hoch? O, die Dame muß ein Engel von Gemüth sein!"

Frau von Hochheim war durch Alice schon zu gut unterrichtet. Das arglose Mädchen hatte mit liebenswürdiger Mittheilsamkeit Alles erzählt, was sie zu dem Lobe ihrer Wohlthäterin nur irgend erzählen konnte, nicht ahnend, daß sie durch ihr Gespräch, durch ihre naive Offenheit, von Neuem dem Unglück anheimfallen sollte.

„Ach, noch weit mehr verdanke ich dem Fräulein!" rief Alice. „Wahrlich, ich weiß gar nicht, womit ich die Güte des Fräulein Bianca verdient habe und wie ich mich dafür dankbar

zeigen soll. Giebt sie mir doch jeden Tag neue Beweise ihres Wohlwollens."

„Sie sind wirklich ein liebes, offenes und dankbares Gemüth, mein Kind," entgegnete Frau von Hochheim, „und dessen darf Fräulein von Hoch überzeugt sein, daß sie ihre Liebe, Ihnen gegenüber, an keiner Unwürdigen verschwendet."

„Wie könnte ich auch so viel Liebe je vergessen," erwiderte Alice fast verletzt, „ohne mich der Sünde zu fürchten!"

„O, ich weiß ja schon, mit welch' seltener Perle ich hier Gelegenheit habe, bekannt zu werden," unterbrach Frau von Hochheim Alice's Ergüsse, und wie von einer momentanen Regung überwältigt, küßte sie Alice's weiße Stirn.

„Sie müssen schon verzeihen, mein Engel," sprach sie, „doch ich gehöre zu jenen Menschen, welche ihre Gefühle nicht in das Joch des Ceremoniellen zu zwängen vermögen."

Die Loge, in welcher unsere drei Bekannten saßen, lag neben dem Proscenium und war etwas eingebaut. Die Loge vis-à-vis war nicht besetzt, und so konnten sie sich ungestört und unbemerkt ihrer Unterhaltung hingeben; umsomehr, da sie, sei es aus Absicht oder aus Zufall, auf den hintersten Sesseln Platz genommen hatten.

„Und könnte ich denn nicht," fuhr Frau von Hochheim fort, „diese liebenswürdige Dame kennen lernen, der Sie, liebes Kind, so viel verdanken?' Ich ersehne den Augenblick Ihrer Gönnerin aufwarten zu können, umsomehr, da ich voraussetze, daß dieselbe Ihnen, reizendes Kind, ähnlich ist. Ist sie denn nicht mit Ihnen hier?"

Alice ahnte wohl nicht, daß diese so leicht hingeworfene Frage, eine so inhaltschwere sei. Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, sie würde dieselbe nicht mit so liebenswürdiger Offenheit beantwortet haben.

„Fräulein von Hoch macht heute die Honneurs in den Salons ihres Verlobten, des Herrn von Treville, und nur, um mir ein Vergnügen nicht zu versagen, das ich, seitdem ich in Berlin weile, erst heute zum zweiten Male genieße, gestattete sie mir, den Circus zu besuchen; von hier aus begebe ich mich direct zu der Soirée des Herrn von Treville, zu wel-

chem Zweck mich auch ihr Wagen bereits erwartet. Sonst bin ich immer in der unmittelbaren Gesellschaft des Fräulein Bianca," fügte Alice mit einem gewissen Selbstgefühl hinzu.

Ein unheimlicher Zug hämischer Freude zuckte in diesem Moment in dem Antlitze der Frau von Hochheim auf.

Sie war wieder ganz die Mutter Käthe; denn die Kupplerin hatte ihren Zweck erreicht. Gleich darauf nahm ihr Gesicht wieder den Zug liebevollen Wohlwollens an.

„Für heute kommt ihre liebenswürdige Freundin," nahm sie das Wort, „meinen Wünschen nur entgegen; denn ich kann mich so Ihrer wohlthuenden Unterhaltung ungestört hingeben, und wenn Sie gestatten, erlaube ich mir, Sie zu bitten, in meinem Wagen Platz zu nehmen. Ich selbst werde, um mich Ihnen dankbar zu zeigen, dem Herrn von Treville, dem ich nicht ganz fremd bin, heute meine Aufwartung machen und so Gelegenheit haben, die reizende Wirthin persönlich kennen zu lernen, welche in dessen Salons schaltet und von der Sie mir so viel Liebenswürdiges sagten!"

Hier öffnete sich die Thür der Loge. Ein reich gallonirter Diener trat durch dieselbe ein und neigte sich, mit dem Zeichen der größten Ehrfurcht, zu Frau von Hochheim. Diese flüsterte ihm wenige Worte zu, worauf derselbe die Loge wieder verließ.

Auch der Diener ist unseren Lesern bereits bekannt. Es ist der „schlappe Anton," ein Gauner, den wir schon zu wiederholten Malen, namentlich in der Spelunke in der Stralauer Straße begegnet sind.

„O, das ist köstlich, das ist allerliebst, daß mich die Frau Baronin begleiten wollen!" rief Alice in reizender Naivität, „ich will aber auch dem Fräulein Bianca erzählen, wie freundlich Sie sich meiner angenommen haben."

Moral hatte diesen freudigen Ergüssen gelauscht, ohne gerade sehr erbaut davon zu sein. Ein gewisses Etwas, das er sich selbst nicht erklären konnte, hatte ihn vom ersten Momente an gegen diese vornehme Matrone eingenommen und schwer wurde es ihm, seine Zustimmung zu geben, als Alice durch ein schelmisches Lächeln ihn zu fragen schien, ob sie die Einladung der Frau von Hochheim annehmen dürfe. Er hatte aber schon

so viel vom gesellschaftlichen Ton sich angeeignet, um eine solche Bitte nicht abschlagen zu können, um so weniger, da die Frau von Hochheim ja direct zur Soirée des Herrn von Treville fuhr und er ja auch Alice in demselben Wagen begleiten konnte.

Die Vorstellung war beendet. Dicht gedrängt wälzte sich die Menge der Zuschauer die Treppen, welche zu den Ausgängen führten, herab.

Moral hielt sich dicht an Alice und er konnte es um so mehr, da die Eingänge zu den besseren Plätzen von denen der andern getrennt sind.

So waren unsere Bekannten vor der Thür des Circus angelangt, woselbst eine lange Reihe prächtiger Equipagen hielt, um auf einen Wink der Diener vor das Portal zu fahren und ihre Besitzer aufzunehmen.

„Der Wagen der Frau von Hochheim vorfahren!" ertönte eine übermäßig laute, kommandoartige Stimme.

Ein prächtiger Wagen rollte heran. Im selben Moment fühlte sich Moral von zwei kräftigen Armen festgehalten, welche ihn zu erdrücken schienen.

Frau von Hochheim und Alice wurden von dem Diener der Ersteren mit der Grazie in den Wagen gehoben, welche den Dienern guter Häuser eigen ist.

„Zu Herrn von Treville," rief der Diener dem Kutscher zu und fort rollte der Wagen, nicht aber um Alice in das Haus ihrer Beschützerin zu führen, sondern um sie den Händen einer verworfenen Kupplerin zu überantworten.

Das böse Geschick, welches Alice schon von Jugend auf verfolgte, sollte über den guten Engel, welcher ihr in Gestalt Bianca's entgegen getreten war, triumphiren. Wieder sollte sie das Opfer niederer Gemeinheit werden. — —

Sechsunddreißigstes Capitel.

Eine Conferenz in der Müllerstraße.

Geht man in Berlin durch das Oranienburger Thor, die Chausseestraße entlang, so kommt man ohne es zu bemerken, in die Müllerstraße, in welche die Chausseestraße mündet.

Die Müllerstraße zieht sich bis beinahe eine Meile von Berlin hinaus und ihre Grenze wird durch das schattige Wäldchen gebildet, welches sich, mit Ausnahme kleiner lichter Unterbrechungen von der Müllerstraße bis nach Tegel, dem einstigen Lustsitz und der jetzigen Ruhestätte des größten Naturforschers, Alexander von Humboldt, hinzieht.

Zeigt die Chausseestraße durch die Fülle mächtiger Essen so recht das Fabrik- und Productionsleben der Residenz, so bietet wiederum die Müllerstraße ganz das Bild eines winzigen Landstädtchens oder Fleckens.

Hier liegen die Häuser nur sehr vereinzelt. Ein Grundstück wird von dem andern durch Gärten und Gehege abgezweigt. Ja, man könnte sich hier recht behaglich fühlen, wenn nicht langjährige Erfahrungen, zu denen auch das Jahr 1848 nicht zu wenig beigetragen hat, den Beweis lieferten, daß hier eine große Anzahl derjenigen Einwohner Berlins von ihrem Niederlassungsrechte Gebrauch gemacht haben, welche von dem Mein und Dein nur sehr unklare Begriffe haben, und welche außerdem oft eine Körperstärke besitzen, die selbst ihren unklarsten Begriffen über diesen Gegenstand der Polizei gegenüber Geltung zu verschaffen weiß.

Am Ende der Müllerstraße befindet sich ein Haus, welches durchaus keinen Anspruch auf architektonische Schönheit zu machen scheint. Ueber einem von der Vergänglichkeit alles Irdischen zeugenden Gemäuer wölbt sich ein Dach, welches von einem ausgewachsenen Manne bequem mit der Hand erreicht werden kann.

Die Thür des Hauses hängt schräg in ihren Angeln und ist, nach der Müllerstraße zu, weit geöffnet, während zum Theil verfaulte, zum Theil gespaltene Laden die Fenster verdecken und so dem neugierigen Auge das Eindringen in diese alterthümlichen Räumlichkeiten wehren.

In dieses Haus nun müssen wir unsere Leser führen und sie dürfen uns unbesorgt folgen. Ja, sie müssen uns schon folgen, weil nun einmal der Lauf unserer Erzählung es erheischt.

Es war etwa um die eilfte Stunde vor Mitternacht. Tiefe Finsterniß bedeckte den Horizont und der Regen rauschte in mächtigen Strömen hernieder.

Es mochte wohl unheimlich sein in jenem halbverfallenen Hause, durch dessen Räume der Sturm heulte und dessen Thür derselbe kreischend in ihren Angeln drehte. Die Männer aber welche hier im eifrigen Gespräch in einem kleinen Gemach, welches nur dürftig von einer Oellampe erleuchtet war, beisammen standen, schienen davon keine Notiz zu nehmen.

„Es muß sein!" rief Einer von ihnen, in dem wir sofort Herrn von Pronintsky wiedererkennen.

„Es muß sein! Ich darf diesen Schurken nicht freie Hand lassen; denn kehrte ich ihnen, wie jetzt, den Rücken, so haben sie die beste Gelegenheit, mich zu verderben. Deshalb ist es besser, daß ich ihnen männlich die Zähne weise!"

„Was aber soll aus dem Kinde werden?" fragte der Andere mit dem Zeichen wirklicher Besorgniß.

„Das darf Dich wenig kümmern!" rief Pronintsky. „Du weißt, der schwarze Jacques weiß wohl, was er thut. Wenn ich also das Kind unter meinen Schutz gestellt habe," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „so möchte ich den sehen, der ihm ein Haar krümmt!"

„Ich habe aber," antwortete der Angeredete, in dem wir auf den ersten Blick den sauberen Gastwirth Claus erkennen, „durchaus kein Verlangen, mich zum zweiten Male mit dem Kinde auf die Wanderschaft zu begeben; denn ohne Salomon's Empfehlung wäre es mir beinahe schon in Hamburg sehr trübe ergangen."

„Dennoch wirst Du thun, was ich Dir befohlen habe.

Wehe dem, der sich meinen Befehlen widersetzt!" rief Pronintsky, und blickte Claus mit seinen feurigen, schwarzen Augen durchdringend an.

„Du weißt nun, weshalb ich die Reise nach London aufgegeben habe. Und daß ich das Kind nicht aus den Augen lasse, weißt Du ebenfalls. Du wirst also vorläufig hier in diesem Hause Deinen Wohnsitz aufschlagen; für die nöthige Bequemlichkeit habe ich gesorgt und es wird Dir hier an Nichts fehlen. Hüte Dich aber auch nur durch das leiseste Zeichen Deine Anwesenheit zu verrathen! — Du weißt, daß ich von Euch jederzeit Rechenschaft verlangen kann. Nun aber begieb Dich auf Dein Zimmer und halte mir das Kind gut, ich werde Dir heut noch einzelne Verhaltungsmaßregeln geben, bis dahin laß mich ungestört und allein, denn ich habe wichtige Sachen zu ordnen."

Mit einer höflichen Verbeugung, wie man sie dem ungeschlachten Burschen kaum zugetraut hätte, verließ Claus das Gemach.

In tiefes Brüten versunken, durchmaß Pronintsky noch mehrere Male das niedere Zimmer. Seine hohe, fast imposante Gestalt bildete einen seltsamen Contrast zu der mehr als dürftigen Umgebung.

„Es muß sein!" rief er, indem seine Stimme eine Energie verkündete, welche auf hohes Selbstvertrauen schließen ließ. „Es muß sein! Ich muß dieser Natternbrut den Fuß auf den Nacken setzen, wenn ich nicht in den Augen des Herrn von Treville und des Lieutenants von Hoch als Schurke dastehen will!" —

„Ha! Diese elende Brut will meinen guten Namen dazu benutzen, um einen Schurkenstreich zu bemänteln! Doch es soll ihr wahrhaft nicht gelingen!" —

„Ich habe meine Netze gut gespannt, die giftige Spinne soll sie mir nicht zerreißen!"

„Wo nur Salomon bleibt?" fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. „Ich hatte ihn doch heute um Mitternacht herbestellt und er säumte noch nie meinen Befehlen pünktlich nachzukommen."

„Wahrlich!" rief er mit gehobener Stimme, „wenn er diese Stunde versäumte, es würde hinreichen, die ganze Bande der

Dankbarkeit, die mich an ihn fesseln, zu zertrümmern! — Ha!" rief er, immer erregter, „der Schurke ist mir einmal entronnen! Er glaubt von Polen aus seine Schurkenstreiche ungestraft ausführen zu können! Diesmal aber hat er in meiner Willenskraft einen Feind gefunden, der ihnen gewachsen ist! — — Abscheulicher Sünder! Das junge Mädchen steht unter meinem Schutz. — Hölle und Teufel, sie soll Deinen Lüsten nicht zum Opfer fallen!" —

„Angelika!" sprach er mit bewegter Stimme. „Heimath, Vaterland, Glück und Frieden habe ich dafür eingesetzt, Dich zu rächen. O, bete Du zu Gott, daß mir das Rachewerk gelinge! Er wird das heilige Flehen Deiner reinen Seele erhören und mir Kraft und Muth geben, auszuharren!" —

„Ich, der stolze Edelmann," begann er von Neuem, „wandle unter Verbrechern. Während in meinem Vaterlande der ehrenvolle Tod des Märtyrers meiner harrt, erwartet mich hier die Strafe des Straßenräubers. O! der Gedanke ist unerträglich! — Ein Pronintsky! — Der letzte Pronintsky, der Chef von Dieben und Räubern! Meine Eltern, hättet Ihr es geahnt, daß der Sohn, der einzige Sohn, auf den Ihr die Hoffnung des ganzen, edlen Geschlechts übertragen habt, so sinken könnte, Ihr hättet Euer Haupt gramerfüllt in die Gruft gesenkt!" —

„Doch es muß sein!" rief er mit flammenden Augen. „Das Ziel, was ich mir gesteckt habe, ist ein zu edles, als daß mich kleinliches Zagen an der Verfolgung desselben behindern sollte! Ich werde mein Ziel erreichen; ich muß es erreichen! Es stirbt sich auch auf dem Schaffot groß, wenn man dasselbe für eine ehrenhafte Sache betritt! Ja wahrlich, es liegt ein großer männlicher Werth in der Todesverachtung. Doch — in der Selbstverleugnung ein größerer, ein edlerer!"

In diesem Moment wurde die Thür des Gemachs leise geöffnet und die kleine Gestalt des Juden wurde durch dieselbe sichtbar.

Ein Zug der Freude blitzte aus den dunklen Augen Pronintsky's, während er, der stolze Mann, dem Eintretenden die rechte Hand entgegenstreckte, und die dargebotene Salomon's kräftig und innig drückte.

„Ich wußte es ja," rief er, „daß Du, treue Seele, mich nicht verlassen würdest! O Salomon! Du bist jetzt der Einzige, den ich Freund nennen kann! Ein Jude der einzige Freund des stolzen Edelmannes. Aber ich wußte es ja, daß man Euch Unrecht thut, indem man Euch herzlos alles Gefühl für das Bessere abspricht. Salomon, mein Unglück ist zum Probirstein der menschlichen Seele geworden! Alles verließ mich; nur der Jude hielt treu an meiner Seite aus. Er, dem ich in einer Anwallung menschlicher Regung sein Kind rettete, er allein opferte seine Heimath, das Glück seiner Familie, um aus Dankbarkeit dem Edelmanne zu folgen, dessen Eltern ihn einst vielleicht schwer bedrückten."

„Dem Edelmann zu folgen, der jetzt zum Abenteurer, zum Verbrecher herabgesunken ist! Salomon, die Zeit wird kommen, wo ich Dir vergelten kann! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich in dem Strudel dieses Lasterlebens nicht zu Grunde gehen werde."

„Dann aber will ich Dir's danken, ich will Dich hoch erheben. Ich will es aller Welt donnernd zurufen, daß man Euch Unrecht thut, daß ich unter allen Menschen, welche ich mit Wohlthaten überhäufte, nur einen dankbaren gefunden habe, und daß dieser eine — ein Jude war!"

Salomon hatte innig gerührt den fast überschwänglichen Dankesworten Pronin'sky's gelauscht. Es war das erste Mal, daß in ihm seine Religion und die Mitglieder derselben lobend erwähnt wurden. —

Er war ja aus Polen. Er stand ja unter dem glorreichen russischen Scepter, dessen weise Räthe es für ihre erste Aufgabe hielten, eine Nation geistig zu fesseln, welche durch ihren Scharfsinn verdient, an der Spitze der bildenden Cultur zu stehen.

Alle Fürsten Europa's haben dies längst eingesehen. Rußland nur ist dafür blind und wird — die Weltgeschichte wird es lehren — über kurz oder lang für diese Blindheit gestraft werden! —

„Wie könnte ich auch vergessen," erwiederte Salomon sichtlich ergriffen von Pronintsky's Worten, „was Sie gethan haben an mir und meinem Kinde. Wäre ich doch nicht werth, daß

mich würde bescheinen die Sonne und könnte ich doch nicht gehen in Frieden zu meinen Vätern, wenn ich wollte undankbar vergessen Ihre Wohlthaten!"

„Ich weiß, daß Du ein treues Herz bist," erwiederte Provintsky; „doch laß das jetzt. Wir haben heute viele und wichtige Gegenstände zu besprechen."

Provintsky war jetzt wieder ein Anderer geworden. Der Gefühlsmensch in ihm hatte sich in den praktischen, thätigen Mann verwandelt. Er hatte jene Festigkeit, jene Macht über sich selbst, über seine Gefühle erlangt, die Unglück und Verachtung reifen lassen.

„Du weißt," begann er nach einer Pause, „daß ich, indem ich meine Reise nach London auf Deinen Rath hin aufgab, auch dem Claus den Befehl zugehen ließ, mit dem Kinde zurückzukehren. Claus ist bereits hier angelangt und befindet sich in diesem Hause. Ihm selbst möchte der Aufenthalt hier wohl behagen, denn der Bursche hat ein langes Sünden-Register und ist hier vor allen Nachforschungen gesichert. Anders aber sieht es mit dem Kinde aus, ihm möchte der Aufenthalt in diesen feuchten Räumen schwerlich gut thun. Es liegt mir aber eben nicht nur daran, das Kind am Leben zu erhalten, sondern auch seine Gesundheit zu pflegen, um es dereinst, wenn alle Gefahr vorüber, der Mutter, kräftig an Leib und Seele, übergeben zu können." —

„Hier nun, Salomon, sollst Du Rath schaffen und mir behülflich sein bei der Unterbringung des Kindes, so daß es vor allen Verfolgungen sicher ist."

„Am liebsten wäre es mir, wenn Du es in Deiner Familie einbrächtest. Deine Tochter ist ein braves Mädchen, die dem Kinde nur Gutes thun wird; doch muß ich vor allen Dingen wissen, ob Du Frau und Kind auch sicher geborgen hast?"

„O, Salomon," rief er, sichtlich ergriffen, „wüßtest Du, wie es mein Herz zerfleischt, ein unschuldiges Wesen von der Mutter zu reißen, um es schon in zartester Jugend den Händen fremder Leute zu übergeben! Doch ich kann ja nicht anders, wenn ich es der Mutter erhalten will. Salomon, laß dies mein Geheimniß sein! Ist aber das Kind einst vor allen Verfolgungen

sicher, kann ich es seiner sorgenden Mutter in die Arme legen, dann soll auch die Glückliche erfahren, wem sie die Pflege ihres zarten Lieblings zu danken hat.“

Salomon hatte einen Augenblick nachgedacht. Ihm war jene Ueberlegung eigen, welche seine Nation characterisirt und die dem Juden nie gestattet, ohne reifliche Ueberlegung auch nur auf den geringfügigsten Umstand einzugehen.

„Meine Frau und Tochter,“ erwiederte er, „befinden sich in vollkommener Sicherheit. In der Wohnung des „tauben Leib“ sind sie vor allen Verfolgungen sicher, und ich werde noch heut das Kind zu ihnen bringen. Das Wetter ist solchem Unternehmen günstig. Die „Lampen“ sitzen lieber im Trockenen, als daß sie sich sollten aussetzen so einem gewaltig furchtbaren Unwetter. Ich werde also nehmen das Kind sofort und werde es bringen zum „tauben Leib,“ wo es wird hüten meine Tochter wie ihren Augapfel!“

„Gut,“ erwiederte Pronintsky, „das wäre in Ordnung. Ich habe Dir aber noch einen Auftrag gegeben; hast Du ihn befolgt?“

„Gewiß!“ antwortete Salomon. „Der „wilde Paul“ harrt draußen Eurer Befehle; er schien mir der sicherste und treueste Bursche.“

„Ja, das ist er!“ fiel hier Pronintsky ein. „Der wilde Paul ist ein treuer Bursche, auf den ich mich verlassen kann, und was mir das liebste an ihm ist, er scheut, trotz seiner übernatürlichen Körperkraft, Menschenblut, und deshalb achte ich ihn am höchsten von allen Verbrechern, mit denen ich bisher in Berührung gekommen bin. Er ist treu wie Gold und in ihm ist noch nicht jede Spur von Menschlichkeit erstickt worden. Laß ihn eintreten!“

Salomon öffnete die niedere Thür und gleich darauf trat der wilde Paul durch dieselbe ein und blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor Pronintsky stehen.

Einen Augenblick heftete Pronintsky seine dunklen, tiefschwarzen Augen auf den Eingetretenen, als wollte er bis in die tiefste Tiefe seiner Seele dringen.

„Wilder Paul,“ begann er, nachdem er sich überzeugt hatte,

daß der Angeredete seinen Blick mit der Ruhe aushielt, die eben nur ein reines Gewissen verleiht, „ich habe mich von Deiner Treue überzeugt. Du hast mir bisher große Dienste geleistet. Du hast Dein Leben und Deine Freiheit blindlings eingesetzt, um meinen Befehlen zu gehorchen; ich danke Dir!"

„Schlage den Dank nicht zu niedrig an," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „ich, der schwarze Jacques, danke Dir, und so lange Du auf meine Dankbarkeit Anspruch machen kannst, soll Dir kein Haar gekrümmt werden."

„Ich habe einen neuen Auftrag für Dich. Ich weiß, daß in Dir noch nicht alles Ehrgefühl getödtet ist. So höre denn! Es ist eine heilige Sache, für die Du einstehen sollst!"

„Mensch!" rief er mit Stentorstimme, „führst Du diesen Auftrag zu meiner Zufriedenheit aus, so soll mein Dank ein unermeßlicher, ein fürstlicher sein."

„Befehlen Sie, Herr!" rief Paul mit Leidenschaft, „und ich lasse mich für Sie in Stücke reißen. Zeigen Sie mir Ihren Feind und ich will ein Hundsfott sein, ich will Ihnen nie wieder vor Augen treten, wenn ich ihn nicht vernichte! Herr," fuhr er fort, „bis jetzt habe ich mein Gewissen vor Blutflecken bewahrt, doch Ihnen zu dienen, würde ich vor keiner That zurückschrecken!"

„Wilder Paul," entgegnete Pronintsky, „ich kenne Dich. Ich weiß sehr gut, daß Deine Hand nur ungern einen Mord begehen würde. Doch trotzdem bin ich überzeugt, daß Du selbst Menschenblut nicht scheust, wenn es gilt, für mich einzutreten. Aber mein Auftrag ist ein schwieriger. Nicht auf Körperkräfte kommt es dabei an, nur Verschlagenheit und List kann hier zum Ziele führen und ich weiß nicht, ob Dein offener Charakter fähig ist, zum Vigiliren sich herzugeben, selbst wenn es einer gerechten Sache gilt."

„Die Falschheit," erwiderte der wilde Paul, „und die Hinterlist waren nie meine Eigenschaften, ich verachte sie, wie auch Sie dieselben verachten. Wenn Sie aber es verlangen, so muß selbst die List ein Beweis von Muth und eine Ehrensache sein, und dann werde ich auch Ihren Auftrag zur Zufriedenheit vollziehen."

„Du hast Recht, wilder Paul," nahm Pronintsky das Wort, „auch Hinterlist kann Ehrensache sein, wenn es sich, wie hier, darum handelt, einen Menschen vom Verderben zu retten. Doch höre meinen Auftrag. Du kennst Claus und ebenso dessen Frau, die alte Käthe. Diese nun bewohnt unter dem angenommenen Namen einer Frau von Hochheim die Belle-Etage des Hauses Leipziger Straße Nr.** Bei ihr befindet sich ein junges Mädchen, unter Gott weiß welchem Namen; sie hat dasselbe unter falscher Vorspiegelung entführt und beabsichtigt es an einen reichen Wüstling zu verkuppeln. Du wirst nun mit mehreren Deiner Kameraden, doch nur solchen, denen Du Vertrauen schenken kannst, das Haus bewachen und mir von Zeit zu Zeit, so oft es thunlich ist, über alle Vorgänge daselbst Nachricht zukommen lassen."

„Namentlich wirst Du darauf achten, daß das Mädchen, dessen Portrait ich Dir hiermit überreiche, — bei diesen Worten übergab er dem wilden Paul eine Photographie — das Haus nicht verläßt."

„Im Nothfall wirst Du Dich dem mit Gewalt widersetzen und die Unglückliche ihren Begleitern entreißen, um sie bis auf Weiteres hierher zu führen. Bist Du bereit, meinen Wünschen nachzukommen?"

„Gewiß Herr!" rief Paul; „Sie sollen mit mir zufrieden sein. Denn wenn ich recht gehört habe, so habe ich schon halb gewonnen. Der „schlappe Anton" erzählte mir vor wenigen Tagen Etwas von einer vornehmen Dame, bei welcher er eine Dienerstelle angenommen habe und wenn nicht alles trügt, so ist diese Dame die Mutter Käthe; denn wie der Herr, so der Diener!" setzte er nicht ohne Humor hinzu.

„Es ist richtig," erwiederte Pronintsky, „auch ich weiß, daß der schlappe Anton bei der Entführung die Hand im Spiele hatte. Es wird nur noch darauf ankommen, ob wir dem schlappen Anton vertrauen können."

„O," rief der wilde Paul, „für den schlappen Anton stehe ich ein; er ist Ihnen eben so ergeben wie ich und hätte seine Hand gewiß aus dem Spiele gelassen, wenn er ahnen konnte, daß Ihnen die Sache nicht recht ist."

„Nun gut," nahm Pronintsky wieder das Wort," so gehe an Deine Arbeit. Richte alles gut aus und Du sollst mit mir zufrieden sein. Nimm vorläufig dieses," sagte er dann, indem er ihm eine wohlgefüllte Börse übergab, „Du könntest Geld brauchen. Jetzt verlaß mich! Wo Du mich findest, weißt Du."

Der wilde Paul verließ das Zimmer.

Pronintsky wandte sich nun wieder zu Salomon: „Auch Du, treuer Freund, wirst mich jetzt verlassen müssen, um Deinen Auftrag auszuführen. Ueber den Hof in einem Schuppen findest Du Claus; er wird Dir das Kind geben, und Du bringst es sofort in Sicherheit. Verfolge aber nicht diese Straße bis zum Oranienburger Thor, denn diese Gegend ist selbst während der Nacht lebhaft, schlage Dich links über die Felder und suche so die Gartenstraße zu gewinnen. Von da aus wirst Du, glaube ich, sicherer zur Stadt gelangen."

Auch Salomon verließ jetzt das Zimmer.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Eine Täuschung.

Pronintsky war wieder allein. Unruhig ging er auf und ab und eine gewisse Spannung lagerte auf seinem Antlitz. Das geringste Geräusch ließ ihn hoch aufhorchen; es war, als ob er Jemanden sehnlich erwarte.

„Ich bin doch sehr begierig," begann er im Selbstgespräch, „ob er kommen wird. Daß er ein Schurke ist, welcher vor keinem Bubenstreich zurückweicht, weiß ich nur zu gut, und es wäre mir interessant, zu erfahren, daß der stolze Herr von Neudorf — der Räuber und Giftmischer — auch ein Feigling ist. Ha!" fuhr er auf, „Feigling oder nicht, er soll mich gerüstet finden!" — —

In diesem Augenblick wurde ein leiser, scharrender Ton von einem der Fensterläden her, hörbar. Pronintsky öffnete vorsichtig die Thür und gleich darauf trat ein noch junger Mann, dessen aristokratische Gestalt bis zum Haupte dicht in einem Mantel gehüllt war, durch dieselbe ein.

Es war Herr von Neudorf. Doch bot sein Antlitz jetzt einen eigenthümlichen Anblick dar. Eine fahle Blässe bedeckte dasselbe, die Gluth seiner Augen war erloschen und fast leblos stierten dieselben einen jeden Gegenstand des dürftigen Gemaches an, um sich dann wieder, wie die eines Irren, einen andern Halt zu suchen.

Pronintsky betrachtete seinen unheimlichen Gast mit einem Blick, in welchem sich Verachtung und Mitleiden theilten; dann winkte er ihm, mit einer stummen Verbeugung auf einen der dürftigen Holzstühle deutend, Platz zu nehmen. Herr von Neudorf verstand diese Einladung und ließ sich nieder. Pronintsky setzte sich ihm gegenüber, so daß beide durch den einzigen hinfälligen Tisch, den das Gemach aufzuweisen hatte, getrennt waren.

Es bot einen eigenthümlichen Anblick dar, die beiden Männer, welche einander bis auf den Tod verfeindet waren, hier bei einander sitzen zu sehen. In Beider Gesicht spiegelte sich nur zu deutlich der mit Gewalt niedergehaltene Zorn. Dennoch war dieser Ausdruck bei beiden ein sehr verschiedener.

Das Antlitz Pronintsky's war frei von jeder Gemeinheit, die sich auf dem Neudorf's nur zu deutlich ausprägte. So saßen sie sich beide eine Zeit lang stumm gegenüber. Einer schien aus den Zügen des Andern seine Gedanken errathen zu wollen. Eine peinliche Stille herrschte in dem öden Raum, welche Pronintsky endlich unterbrach.

„Sie haben mich ersucht, Herr von Neudorf," begann er, „Ihnen meine Adresse zukommen zu lassen; ich ging darauf ein und es ist mir lieb, daß Sie mich gefunden haben."

„Wir sind hier ohne Zeugen, deßhalb dürfen Sie frei und ohne Rückhalt sprechen; nur muß ich Sie ersuchen, sich möglichst kurz zu fassen, denn meine Zeit ist gemessen."

„Gut," entgegnete Herr von Neudorf, jedes Wort scharf

betonend, „ich werde mich kurz fassen, da ich wohl weiß, daß der „schwarze Jaques“ seine Zeit nicht nutzlos vergeudet.“

„Lassen wir das! Werfen wir die Maske ab,“ fiel ihm Pronintsky ins Wort, ohne von dem beleidigenden Ton verletzt zu scheinen, „lassen wir das und geben uns, wie wir sind.“

„Sie wissen sehr wohl,“ fügte er hinzu, „daß Sie in mir nicht einen Verbrecher vor sich sehen. Sie haben mich ja zu oft in Umgebungen gesehen, die Ihnen keinen Zweifel über meinen rechten Stand ließen. Wozu also Verstellung! Nennen Sie mich kurz bei meinem Namen. Ja ich bitte Sie sogar in Ihrem eigenen Interesse,“ fügte er mit einem leicht verständlichen Blick auf zwei auf dem Tische liegende Pistolen hinzu, „in mir nicht den schwarzen Jaques, sondern den Edelmann, den Grafen von Pronintsky, zu sehen!“

„Haha!“ lachte Neudorf, „Sie haben sich ja verdammt feine Manieren angewöhnt, seitdem wir das letzte Mal in der bewußten Angelegenheit unterhandelten. Doch es mag sein, ich will Ihren Begriffen von Ritterlichkeit nicht zu nahe treten und werde deshalb mit Ihnen, als mit dem Herrn von Pronintsky unterhandeln und mir Mühe geben, den schwarzen Jacques zu vergessen.“

„Daran werden Sie sehr wohl thun!“ sagte Pronintsky gelassen. „Doch jetzt zu unserem Geschäft.“

„Wie Sie befehlen, Herr von Pronintsky!“ erwiderte Neudorf nicht ohne Ironie. „Um mich kurz zu fassen, werde ich gleich direkt auf das Ziel lossteuern. Mein Besuch betrifft jene beiden Dokumente, welche ich Ihnen an dem bewußten Tage übergab — —“

„Und die Sie durch einen abgefeimten Schurken mir wieder stehlen lassen wollten!“ fiel ihm Pronintsky ins Wort.

Herr von Neudorf besaß die seltene Gabe, nie aus der Fassung zu kommen, wenn er dadurch sein Ziel erreichen konnte. Er schien daher auf die Beleidigung Pronintsky's nicht zu achten, oder doch dieselbe als etwas Natürliches anzusehen.

„Mag sein,“ entgegnete er vollkommen ruhig, „das sind Vortheile, die sich ein jeder nach eigenem Ermessen zu verschaffen sucht und Sie selbst sind ein viel zu erfahrener Prak-

tiker, als daß Sie dergleichen Vorkommnisse für etwas Anderes halten sollten, als — —"

„Für einen Schurkenstreich, dessen nur ein Mensch Ihres Charakters fähig ist!" rief Pronintsky, indem er sich erhob und Herrn von Neudorf mit einem Blick tiefster Verachtung maß.

Herr von Neudorf hatte sich ebenfalls erhoben; auch ihm schwollen die Stirnadern unter der Wucht der Beleidigungen, die ihm hier in's Gesicht geschleudert wurden. Doch er hielt an sich; das Bewußtsein seiner Schuld lähmte seine Thatkraft. Die Schuld allein raubte ihm die Kraft der Vertheidigung, aber die Klugheit hieß ihm schweigen; denn nur durch Ruhe und Besonnenheit konnte er hier zum Ziele gelangen.

„Mein Herr," begann er endlich, „es giebt auf unserem Erdtheil ein schönes Land; man nennt es das Reich der Liebe, des Glaubens und der schönen Künste. In diesem Lande nun dingt der freie Mann den Dolch eines Mörders, um zu seinem Zweck zu gelangen!"

„Niemand verachtet daselbst das Werkzeug; doch ein Jeder scheut den Henker! Dennoch," fuhr er gelassen fort, „wird es der Mörder nie wagen, von seinem Auftraggeber Rechenschaft zu fordern. Ich glaube, Sie haben mich verstanden, Herr von Pronintsky?" frug er, jedes Wort scharf betonend.

„Gewiß!" antwortete dieser. „Nur scheinen mir Ihre Andeutungen hier nicht ganz am Platze zu sein. Doch davon später. Sie kommen also, um jene Dokumente von mir zurückzufordern, und ich weigere mich, Ihnen dieselben auszuhändigen; denn noch sind die Bedingungen nicht erfüllt, für welche mir diese Papiere Garantie leisten!"

„So werde ich sie jetzt erfüllen!" entgegnete Neudorf, indem er zwei Paquete mit Banknoten aus der weiten Tasche seines Mantels nahm und auf den Tisch warf.

„Zählen Sie, mein Herr; es fehlt kein Pfennig daran!" Er hatte sich erhoben, um Pronintsky den Tisch zum Zählen frei zu lassen, während er ihn mit einem Blick der Verachtung maß.

Pronintsky hatte jede Bewegung Neudorf's mit Aufmerksamkeit verfolgt. Einen Augenblick starrte er das Geld an,

welches vor ihm auf dem Tische lag; dann ergriff er plötzlich beide Werthpaquete und schleuderte sie Neudorf in's Gesicht.

„Das also," rief er wuthschäumend, „ist das Sündengeld, erbärmlicher Wicht, für welches Du mich dem Henker verschachern willst?"

Neudorf war entsetzt einige Schritte zurückgetreten.

„O, jetzt begreife ich erst," rief er, was für ein Thor ich war, daß ich, einem gemeinen Diebe, einem Räuber trauend, mich in seine Höhle begab. Nun, da ich einem Banditen gegenüberstehe, so werde ich auch mit einem solchen unterhandeln."

„Das Geld, zu dessen Sicherheit die Documente ausgestellt sind, zahle ich hiermit, verlange jedoch dagegen die augenblickliche Auslieferung der Papiere! Auch ich kann meinen Worten Nachdruck geben! Ich wußte, was ich wagte, als ich dieses Räuberneſt betrat und habe mich sehr wohl darauf vorbereitet!"

Mit diesen Worten hatte Neudorf einen Revolver gezogen und hielt dessen Mündung auf Pronintsky gerichtet.

Dieser hatte Neudorf nicht aus den Augen gelassen und mit einem gewaltigen Schlage schmetterte er die auf ihn gerichtete Waffe zu Boden und nur das gut construirte Schloß des Geschosses trug die Schuld, daß sich dasselbe nicht entlud.

„Elender Feigling!" donnerte Pronintsky dem unter dem Eindruck dieses schnellen Angriffs bleich und zitternd Dastehenden entgegen. „Du nennst mich einen Räuber, einen Banditen! — Nun wohl, Du magst in gewisser Beziehung Recht haben. Doch höre auch, was ich von Dir, elende Creatur, denke."

„Du verlangst jene beiden Documente von mir zurück und Du magst guten Grund dazu haben, das jetzt von mir zurückzukaufen, was Du Dir nicht durch Diebstahl zueignen konntest!"

Neudorf stand noch immer bleich und zitternd da. Das einzige Mittel, was er zu seiner Vertheidigung bei sich geführt hatte, der Revolver, war ihm von seinem Gegner entrissen, und ein Giftmischer, wie Neudorf, kann nur bis an die Zähne bewaffnet seinem Gegner gegenüber treten. Deshalb stand er jetzt zitternd da. Der Nichtswürdige sah sich hier einem Manne gegenüber und seine eigene Niedrigkeit ließ ihn erbleichen.

„Jene Dokumente," fuhr Pronintsky fort, „habe ich wahrlich nicht verlangt, um dadurch zu Deinem Golde zu gelangen, und damit Du mich ganz kennen lernst, werde ich Dir sagen, weshalb ich die Auslieferung der Papiere verlangte."

„Als Du zu mir kamst, zu dem Räuber, zu dem Chef einer Gaunerbande, zum „schwarzen Jacques," war ich längst auf Deinen Besuch vorbereitet! — Ich wußte ja, daß es Dir nur darum zu thun war, das rechtlich erworbene Besitzthum Deines verstorbenen Bruders an Dich zu bringen. Nicht wahr," fuhr er höhnisch fort, „die Baronin von Neudorf ist noch eine ganz passable Partie? Sie verbindet mit einer anmuthigen Erscheinung den Besitz von vielleicht nahe an eine und eine halbe Million Thalern, welche aber zum größten Theile ihrem Sohn zufallen müssen."

Helle Schweißtropfen perlten auf Neudorf's Stirn.

„Das unschuldige Kind war wirklich eine recht leidige Zugabe," sprach Pronintsky weiter, „es mußte auf alle Fälle beseitigt werden."

„Der stolze Herr von Neudorf war aber zu feig zu solcher Handlung. Er dingte deshalb einen Mann, den er für einen Räuber hielt. Für gutes Geld sollte dieser das störende Wesen beseitigen; so konnte der Herr von Neudorf wenigstens zur Beruhigung sein Gewissen belügen!"

Neudorf zitterte heftig. Unfähig, sich aufrecht zu halten, ließ er sich auf einen der Holzstühle niedergleiten.

„Ich war jener Räuber. Ich durchschaute die Pläne des stolzen Herrn und nur, um das Kind der Mutter zu erhalten, willigte ich damals ein. Ich weiß ja" — diese Worte sprach Pronintsky langsam und gedehnt, jedes einzelne derselben scharf betonend, — „ich weiß ja, daß der Herr von Neudorf das Gift nicht scheut, wenn es gilt, einen Lästigen aus dem Wege zu räumen und für ein Kind ist eine ungleich schwächere Dosis nöthig, als für einen alten Diener!" —

Neudorf war einer Ohnmacht nahe! — Doch Pronintsky schien wenig darauf zu achten. Er stand seinem Feinde gegenüber und hatte beschlossen, ihm seine Niedrigkeit so klar vor

Augen zu führen, bis dieser selbst, in dem Bewußtsein derselben, zusammenbrach.

„Deßhalb lieh ich meinen Arm zu dieser That. Ich kannte aber Herrn von Neudorf zu gut, und ließ ich mir deshalb jene Dokumente ausfertigen. Damit Sie den Werth derselben nicht unterschätzen, werde ich mir erlauben, Ihnen den Inhalt noch einmal in's Gedächtniß zurückzurufen!"

Proninteky hatte ein sauber zusammengefaltetes Papier aus einem zierlichen Portefeuille genommen und langsam, mit einer gewissen ceremoniellen Förmlichkeit, las er:

„Ich Unterzeichneter, beauftrage hiermit den Arbei- „ter Franz Jacob, genannt der „schwarze Jacques," „einen, der Baronin von Neudorf gehörigen Knaben, „aus deren näher bezeichneten Villa zu entführen und „denselben fern von Berlin in Pflege zu geben, auch „dafür zu sorgen, daß das Kind von armen Leuten „adoptirt wird, Niemand aber auch das Geringste über „seine Abkunft erfährt.

„Sollte das Kind bei der Entführung beschädigt „werden, oder gar das Leben verlieren, so ist mir der „schwarze Jacques in keiner Weise dafür verant- „wortlich. Außer einem Aufgelde von tausend Tha- „lern, zahle ich dem „schwarzen Jacques" sofort „nach meiner vollzogenen Verlobung mit der Baronin „von Neudorf, die Summe von Zehntausend Tha- „lern. Ebenso eine Summe von gleichem Betrage, „nach meiner ehelichen Verbindung mit meiner Schwä- „gerin. Doch muß bei jeder Zahlung eines der beiden „Documente an mich zurückgeliefert werden.

Carl Eugen v. Neudorf."

Neudorf hatte sich abgewendet. Er hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Er schämte sich, einem Manne gegenüber zu stehen, den er in seinem Hochmuth für den Abschaum der Menschheit gehalten und der doch weit edler war, als er selbst.

„Nun," nahm Proninteky von Neuem das Wort, „dadurch, daß ich Ihr Geld zurückweise, mein Herr, wird Ihnen wohl

klar sein, daß ich dieser Papiere zu einem anderen Zweck bedarf und ich will Ihnen denselben auch unverholen mittheilen."

„Ein frecher, feiger Schurke beauftragte mich, ein Verbrechen zu begehen, für das er den lästigen Mitwisser entweder ganz beseitigen, oder zur Zeit unschädlich machen konnte. Diese Dokumente werden ihn daran verhindern! — Ein elender Bösewicht, welcher Ihnen nur zu wohl bekannt ist, benutzte eines meiner Taschentücher, welches er sich in einer Gesellschaft durch Diebstahl aneignete, um mich des schamlosesten Bubenstücks zu verdächtigen, was ihm nur zu wohl gelang! — Derselbe Schurke — hören Sie ganz genau, Herr von Neudorf — beging einen feigen Giftmord und benutzte ebenfalls meinen Namen als Deckmantel dafür. Gegen diesen Elenden nun sollen mir diese Dokumente als Waffe dienen!"

„Hören Sie auf!" stöhnte Neudorf. Er drohte umzusinken. —

Pronintsky hatte die rechte Hand erhoben. Wie ein Racheengel stand er dem Elenden gegenüber.

„Ich will Dich nicht strafen, Elender!" rief er. „Die einzige Strafe, die ich für ein Scheusal, wie Du, habe, besteht in meiner Verachtung! — Bis jetzt hindert mich eine Ehrensache daran, offen gegen Sie aufzutreten. Doch merken Sie wohl, wenn mein Name nicht binnen hier und wenigen Tagen durch Ihre Vermittelung von jedem Verdachte gereinigt ist, dann werde ich Sie dem Richter zu übergeben wissen, auch ohne mich dadurch zu compromittiren!"

Pronintsky war dicht auf Neudorf zugetreten.

„Das schwört Ihnen der Graf von Pronintsky," rief er, „und ich habe mein Wort und meinen Eid stets gehalten!" —

Nach diesen Worten wendete er Neudorf den Rücken und verließ mit stolzen Schritten das Zimmer. —

Am andern Morgen saß in einem weichen Sessel seines kostbar möblirten Zimmers der Herr von Neudorf. Leichenblässe bedeckte sein Antlitz; er hielt den Kopf auf die Hand gestützt und blickte starr, wie in tiefen Gedanken versunken, vor sich nieder. Zum ersten Mal mochte in diesem verhärteten Menschen das Gewissen erwacht sein.

Er hatte geglaubt, daß er es in Pronintsky mit einem Gauner, einem Glücksritter zu thun habe. Der Gauner hatte die Maske abgeworfen. Er stand ihm als Richter gegenüber, jeden Augenblick bereit, Rechenschaft von ihm zu fordern. Er hatte sich getäuscht — schwer getäuscht!! — — —

Achtundreigstes Capitel.

Eine Schreckensbotschaft.

Wir verließen den jungen Moral in dem Augenblicke, als er eben am Ausgange des Circus Renz von kräftigen Armen umspannt, aufgehalten und so verhindert wurde, Alice zu folgen. Moral stieg sofort in die ihn nnd Alice erwartende Equipage und befahl dem Kutscher, dem ersten Wagen zu folgen. Das war aber nicht mehr möglich, da derselbe einen zu großen Vorsprung gewonnen hatte, und so mußte er denn seinen Weg zum Hôtel des Herrn von Treville nehmen, in der Hoffnung, daselbst Alice nnd ihre neue Freundin anzutreffen.

Schnell hatte das leichte Fuhrwerk, von feurigen Rennern gezogen, den kurzen Weg vom Circus Renz bis zum Hôtel zurückgelegt.

Moral fühlte sich von einer eigenthümlichen Angst niedergedrückt. Er hatte diesem Abend, der ja seinen Wohlthäter so unaussprechlich glücklich machte, mit froher Hoffnung entgegengesehen und nun erbleichte er, als er das Hôtel des Herrn von Treville betrat. Es war ihm, als stünde ihm hier Etwas bevor, von dem er sich bis jetzt noch keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Schon war er an der reich mit Teppichen belegten Treppe angelangt, als er fast unwillkürlich seinen Schritt hemmte und in die Wohnung des alten Eilberg eintrat.

Der greise Haushofmeister hatte schon seit mehreren Tagen mit dem gewohnten Pflichteifer für den Glanz des heutigen Festes Sorge getragen. Er fühlte sich von all' den Anstrengungen erschöpft und hatte es, in dem Bewußtsein, daß Alles gut besorgt war, vorgezogen, den Festabend selbst in stiller Zurückgezogenheit zu verleben. Die einzigen Gesellschafter, welche zu seiner Erheiterung beitrugen, waren ein paar bereits entkorkte Flaschen Madeira, und der Greis mußte sich mit reger Aufmerksamkeit ihrer Unterhaltung hingegeben haben, denn seine Augen zeigten das Feuer der Jugend und seine Wangen glühten im schönsten Roth.

Er hatte den Eintritt seines Lieblings nicht bemerkt, und seine Aufmerksamkeit wurde erst durch die fast ungestüme Anrede Moral's auf dessen Anwesenheit gelenkt.

„Vater Eilberg," wandte sich Moral mit Hast an diesen, „wissen Sie, ob Fräulein Alice bereits anwesend ist?"

Es giebt ein gewisses Interesse, welches man für Personen empfindet, die einem durch irgend welche Umstände nahe geführt wurden. Man liebt solche Personen wie einen Bruder, wie eine Schwester. Man opfert ihnen Alles, ohne selbst zu wissen warum. Es mag ein solches Interesse auf eine Sympathie der Seelen beruhen; doch thatsächlich ist es, daß ein solches Interesse existirt. —

Wir haben gesehen, daß Eilberg für Moral, den Sohn seines früheren Kampfgenossen, dieses Interesse hegte und dasselbe demnächst auch auf Alice übertrug.

Bei der hastigen Anrede Moral's fuhr der Alte aus seinen Träumen empor; die Frage nach Alice hatte ihn vollkommen entnüchtert.

„Bist Du denn aber nicht mit Fräulein Alice bis jetzt zusammen gewesen?" fragte er Moral, während sich sein Blick ängstlich und forschend auf den jungen Mann richtete.

In kurzen Worten hatte Moral seine Erlebnisse vom heutigen Abend dem Alten erzählt. Er hatte ihm nichts verschwiegen und mit jener Offenheit gesprochen, die ein braver Sohn seinem Vater schuldet.

Der alte Eilberg hatte ihm mit wachsender Aufmerksam-

keit zugehört. Dann war er plötzlich, als hätte er die ganze Kraft seiner Jugend in einem Moment wieder erlangt, aus seinem weichen Sorgenstuhl emporgeschnellt.

„Wenn das nicht wieder ein Schurkenstreich ist, so will ich meinen ehrlichen Namen nicht länger führen!" rief er. Dann aber kehrte die Besonnenheit des Alters in ihm zurück und ruhig sprach er: „Wir wollen vorläufig noch nichts verloren geben, ehe wir uns überzeugt haben, ob Alice nicht schon hier ist."

Mit einer Schnelligkeit, die man seinem Alter nicht zugetraut hätte, verließ er seine Wohnung und eilte flüchtigen Fußes über die prächtige Treppe, zu den Salons seines Herrn.

Moral hatte nur wenige Minuten auf die Rückkehr des alten Eilberg zu warten, aber jede dieser Minuten schien ihm eine Ewigkeit, in jeder derselben überhäufte er sich mit Vorwürfen über seine Unachtsamkeit, der er allein das Unglück zuschrieb.

Der alte Haushofmeister war wieder zurückgekehrt. Wenige Worte, die er mit der Dienerschaft gewechselt hatte, genügten, ihn von der Abwesenheit Alice's zu überzeugen.

„Unglücklicher!" rief er Moral entgegen, „bis jetzt ist keine Spur von Fräulein Alice entdeckt worden; weder sie selbst, noch eine Nachricht von ihr ist eingetroffen."

„O! was war ich doch für ein Thor," fuhr er, sich selbst mit Vorwürfen überhäufend, fort, „als ich meine Einwilligung dazu gab, daß man Fräulein Alice unter Deinen Schutz stellte! Wußte ich doch, daß Du von Deinem Vater, der ein ganzer Kerl war, nichts geerbt hast, als die Guthmüthigkeit, im Uebrigen aber ein Hasenfuß bist, der vor einem Flintenschuß ins Blaue läuft!"

„Vater Eilberg," entgegnete Moral tief erschüttert, „Ihr thut mir Unrecht, — schweres Unrecht. Ihr wißt am Besten, was ich für Alice gewagt habe! Ihr wißt, daß ich trotz meines krankhaften Zustandes mehr als einmal mein Leben preisgab, Alice zu retten. Ihr könnt aber nicht wissen, was Alice mir, seit meiner ersten Begegnung mit ihr, geworden ist. Ihr wißt nicht, daß ein Blick ihrer Augen mir neue Lebenskraft giebt! Ihr wißt nicht, daß jedes Wort aus ihrem Munde mein Herz wie wärmender Sonnenschein erquickt, daß ich in Alice

meine ganze Lebenshoffnung sehe. Sie war einst meine Schwester, sie ist mir mehr geworden!"

Eilberg hatte erschüttert der offenen Mittheilung des jungen Mannes zugehört. Er fühlte, daß er demselben wehe gethan habe und es drängte den biederen Mann, sein Unrecht wieder gut zu machen.

„Armer Junge!" sagte er bewegt; „verzeihe mir, wenn ich in meinem Eifer zu hart mit Dir verfahren bin; es war wahrlich nicht so böse gemeint. — Glaube mir, mich drückt dieses Unglück eben so schwer nieder, als Dich selbst, und auch meinen braven Herrn und Fräulein Bianca wird diese Nachricht schwer treffen. Doch unnützes Lamentiren kann hier zu Nichts führen. Alice hat Feinde, mächtige Feinde! — Wir müssen also Alles in Bewegung setzen, wenn wir das unglückliche Mädchen nicht von Neuem dem Elende preisgeben wollen! Du weißt ja, mein Junge, daß ich Dich stets wie einen Sohn geliebt habe und daß mir schon deshalb Alice, einer lieben Tochter gleich, nahe steht!"

„O, ich Unglücklicher!" klagte Moral. „Ja, ich weiß es, Vater Eilberg; aber ich Leichtfertiger bin der Güte nicht werth, die Sie, die Herr von Treville an mich verschwenden. O! wäre ich doch an jenem Abend, an welchem Alice zum ersten Male mir entrissen wurde, unter den Streichen ihrer Verfolger gefallen. Es wäre besser gewesen, denn ich kann ja diesem Engel doch kein Beschützer sein. Ich fühle es, daß ich in meiner Machtlosigkeit ihrer unwürdig bin!"

Nach diesen Worten ließ sich Moral in einen Sessel gleiten, eine krankhafte Schwäche, die sich seiner bei jeder Erregung bemächtigte, hatte ihn ergriffen und niedergeworfen, und es kostete ihm Anstrengung, ein Glas des köstlichen Weines zu leeren, welches ihm Eilberg, um seine Gesundheit besorgt, bot. — —

Indeß herrschte in den Salons des Herrn von Treville die heiterste Freude. Eine Unzahl festlich geschmückter Gäste durchwogte die, durch hunderte von Flammen reich erleuchteten Räume Leicht beschwingte Paare flogen über das spiegelglatte Parquet dahin, in zierlichen, anmuthigen Wendungen sich den reizenden Melodieen eines Lanner, Strauß oder Gungl anschmiegend.

Neben dem eleganten Gesellschaftsfrack, auf welchem hin und wieder ein Stern blitzte, schimmerten in bunter Pracht glänzende Uniformen.

Selbst die verschiedenen Gesandtschaften waren durch ihre Attaché's vertreten. Die ganze Aristokratie der Residenz hatte zu diesem Fest ihr Contingent geliefert und nie vorher hatten die stets von der gewähltesten Gesellschaft besuchten Salons des Herrn Severin von Treville, eine so glänzende, fröhliche Versammlung in ihren Räumen vereinigt.

Boten schon die Herren einen blendenden Anblick dar, um wie viel mehr die Damen, welche in jeder ihrer Bewegungen jene Grazie zur Schau trugen, die nicht angeeignet werden kann, die ein Vorrecht der Geburt und — wir müssen es bekennen — der Aristokratie ist.

Wer wäre hier im Stande gewesen, die Schönste der Schönen herauszufinden aus dem Kreise der in Jugend, Anmuth und Fülle prangenden feenhaften Erscheinungen!

Fräulein Bianca von Hoch machte heute zum ersten Male die Honneurs in dem Hause ihres Verlobten. Sie war schon früher als eine der ersten Schönheiten der Residenz bekannt. Der Ruf ihrer Schönheit und ihrer Anmuth war durch das Duell zwischen dem Lieutenant von Hoch und dem Baron von Ligny nur noch gewachsen. Durch dieses Duell hatte Bianca, wie dies stets zu geschehen pflegt, einen eignen Reiz erhalten und so kam es denn, daß sich Alles drängte, die seltene Schönheit zu bewundern und ihr einige jener Schmeicheleien zu sagen, welche selbst das schönste Mädchen gern und nie zu oft hört.

Bianca bot aber auch heute einen reizenden Anblick dar. Die mädchenhafte Scheu war unter dem Eindruck der glänzenden Versammlung, deren bedeutendste Persönlichkeiten in Aufmerksamkeiten gegen die reizende Wirthin sich zu überbieten suchten, gewichen.

Naivität und Liebenswürdigkeit, mit anmuthiger Würde gepaart, zeigten sich in der Erscheinung Bianca's und selbst die jungen Schönen, welche sonst immer von einem gewissen Vorurtheil eingenommen sind, wenn es gilt, die Schönheit einer Dame anzuerkennen, vermochten ihr nicht zu zürnen, da sie

für jede dieser respectablen Schönheitsrichterinnen ein freundliches Wort, ein artiges Compliment hatte.

Ein Kleid von schwerem, weißem Atlas, mit Gold durchwirkt, hielt ihre wahrhaft klassische Figur umfangen, schmiegsam genug, um die jugendlichen, schönen Formen dem verehrenden Bewunderer zu verrathen. Blitzende Brillanten schmückten gleich Thautropfen das wie flüssiges Gold ihr edles Haupt umwallende Haar. Wohl nur selten hatten die Gäste des Herrn von Treville eine so reizende Wirthin gesehen.

Herr von Treville war glücklich im Anschauen dieses holden Wesens, welches einem Engel gleich, in seinem Hause waltete und das er nun bald sein Eigen nennen konnte, da in kürzester Zeit seine Vermählung mit Bianca stattfinden sollte.

Er malte sich die Zukunft an der Seite Bianca's in den schönsten Ferben aus, und er war auch berechtigt dazu, sich an der Seite Bianca's ein Paradies zu träumen.

Eben hatte das rauschende Orchester eine Quadrille angestimmt und Treville führte Bianca zum Tanz. — —

Als er jetzt zufällig seine Blicke auf die Eingangsthür des Saales richtete, bemerkte er dort seinen alten Haushofmeister, welcher ihm einen bedeutungsvollen Wink gab.

Treville nickte ihm verstohlen zu, konnte aber jetzt, ohne die Aufmerksamkeit der Gäste zu erregen, den Saal nicht verlassen, da die Quadrille eben ihren Anfang nahm und sich die Quarrée's bereits geordnet hatten. Vergebens sann er darüber nach, was wohl den alten Eilberg veranlaßt haben mochte, ihm auf oben beschriebene Weise anzudeuten, daß er ihn zu sprechen wünsche. Und daß nur wichtige Gründe den ceremoniellen Haushofmeister dazu bewegen konnten, ihn inmitten des Festes ans der Gesellschaft abzurufen, davon war er überzeugt.

Indeß nahm die Quadrille ihren Fortgang. Unter den rauschenden Klängen des Orchesters verschlangen sich die Touren zu einem unentwirrbaren Chaos, um im nächsten Augenblick die Paare in schönster Ordnung auf ihre ursprünglichen Plätze zu bringen.

Bianca schwebte an der Seite ihres Verlobten leicht und

graziös dahin und bemerkte in ihrem Glücke nicht die nachdenkliche Miene, welche das Gesicht Treville's angenommen hatte.

Unruhig erwartete dieser das Ende des Tanzes, und als dieses endlich erfolgte, suchte er sich unter irgend einem Vorwande von Bianca's Seite zu entfernen und begab sich in eines der Nebengemächer, wo ihn der alte Haushofmeister, ängstlich und aufgeregt, erwartete.

In fliegender Eile machte dieser seinem Herrn die Mittheilung von der wahrscheinlichen abermaligen Entführung Alice's.

Erstaunt hörte Treville die Eröffnung seines Haushofmeisters an und wurde jetzt erst aufmerksam, Alice, welche der Verabredung gemäß, nach beendeter Vorstellung im Circus, in der Soirée erscheinen sollte, noch nicht bemerkt zu haben. Es war ihm dieser Umstand bei der Aufregung des Festes nicht aufgefallen. Er gab jetzt dem alten Eilberg die Weisung, über den Fall gegen Jedermann zu schweigen, damit die Freude des Festes nicht gestört würde.

Tief bekümmert begab sich Eilberg wieder in seine Wohnung, um hier den armen Moral zu trösten, und ihn auf die Thätigkeit seines Herrn zu verweisen, welcher gewiß nichts unterlassen würde, um den Aufenthalt Alice's zu erfahren und eine ihr etwa drohende Gefahr abzuwenden.

Herr von Treville dagegen ging wieder in die vom Fest belebten Säle zurück. Tiefer Unmuth lagerte auf seiner hohen Stirn, denn es hatte ihn unangenehm berührt, daß grade heute, wo er so unaussprechlich glücklich war, wieder ein feindseliges Geschick das arme Mädchen verfolgte, für welches er und alle seine Lieben sich so lebhaft interessirten.

Sorgfältig suchte er es jetzt zu vermeiden, Bianca zu begegnen, um ihr nicht Gelegenheit zu geben, Fragen wegen seines Mißmuths an ihn zu richten, Fragen, denen er bei der biederen Offenheit seines Charakters, doch nicht lange ausweichen konnte. Und er wollte um alles in der Welt nicht, daß auch die glückselige Stimmung seiner geliebten Bianca durch diese Schreckensbotschaft berührt würde. Er wußte ja, mit welcher Innigkeit sich beide Mädchen aneinander angeschlossen hatten und wie tief und schmerzlich Bianca die Nachricht von

dieser Schandtthat, denn offenbar war eine solche an Alice verübt worden, berühren mußte.

Er suchte sich daher, um seinem vollen Herzen Luft zu machen, zuerst seinen Freund und künftigen Schwager, den Lieutenant von Hoch, auf.

Bald fand er auch diesen inmitten einer Gruppe bekannter Herrn. Ein kleiner Wink bedeutete ihn, daß ihn Herr von Treville zu sprechen wünsche. Bald saßen sie denn auch zusammen in einem entlegenen Cabinet, den Vorfall besprechend.

Arthur von Hoch war nicht wenig überrascht von den Mittheilungen, welche ihm Treville machte. Auch er hatte bis jetzt die Abwesenheit Alice's nicht beachtet.

Nachdem sie übereingekommen waren, den Vorfall der Gesellschaft, vorzüglich aber Bianca zu verbergen, verabredeten sie zunächst die Mittel und Wege, welche man am andern Tage einzuschlagen hätte, um das unglückliche Mädchen aufzufinden, da für heute doch jeglicher Schritt vergeblich war und die ganze Angelegenheit einer reiflichen Ueberlegung bedurfte.

Es war etwa um die dritte Stunde nach Mitternacht, als die Gäste des Herrn von Treville das Hôtel desselben verließen, und in prächtigen Equipagen ihren Wohnungen zueilten.

Auch Bianca hatte, eine der Letzten, eben ihren Mantel umgeworfen, um in Begleitung ihrer Mutter und ihres Bruders, das Hôtel ihres Verlobten zu verlassen, als ihr plötzlich die Abwesenheit Alice's auffiel.

Ein jäher Schreck durchzuckte plötzlich ihr schönes, von der Aufregung des Festes geröthetes Gesicht. Jetzt wurden ihr mit einem Male die nachdenklichen und sorgenvollen Mienen ihres Verlobten und ihres Bruders, sowie deren auffallende Bemühungen, ihr den Abend über fern zu bleiben, klar.

„Wo ist Alice?" rief sie. „Ihr ist ein Unglück begegnet! O, sagt mir Alles; denn diese Ungewißheit würde mich tödten!"

Verlegen sahen sich Arthur und Treville einander an, nicht wissend, wie sie hier am besten handeln würden.

„O ich Undankbare!" klagte Bianca, „wie konnte ich Dich, armes Mädchen, so vergessen. Während ich in der Freude und im Genusse schwelgte, ist Dir vielleicht ein Unglück begegnet,

welches gut zu machen, jetzt zu spät ist. Und ich nannte mich Deine Freundin, schwur Dir, Dich niemals von mir zu lassen im Glück und im Unglück!"

Ein heftiger Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen und sie bedeckte, heftig weinend, ihr Gesicht mit den Händen. Ihre zartfühlende Seele hatte das Unglück, welches ihre Freundin betroffen, eher gefühlt und geahnt, als ihr die wirkliche Mittheilung wurde.

Auch Frau von Hoch drang jetzt in die beiden Männer, ihnen die volle Wahrheit zu sagen, da hier ein Geheimhalten, selbst der schlimmsten Thatsachen, das Unglück doch nicht verringern, sondern ihre und Bianca's Sorge nur noch vergrößern würde.

Diese entschlossen sich denn endlich, den Frauen den Hergang der Sache zu erzählen, indem sie mit der Versicherung schlossen, morgen in aller Frühe die nöthigen Schritte zu thun, um den Hergang aufzuklären, und Alice aus den Händen ihrer Entführer zu befreien.

Schweren Herzens stieg Bianca mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in den bereitstehenden Wagen, welcher schnell ihrer Wohnung zueilte.

Auch Moral verließ jetzt erst die Wohnung des alten Eilberg und suchte betrübt und mit Verzweiflung im Herzen seine Behausung auf.

Neununddreißigstes Capitel.

Durch Gift zum Ziel.

Noch lange saß Herr von Neudorf an jenem Morgen nach dem Zusammentreffen mit Pronintsky, in düsterem Schweigen auf seinem Zimmer. Er hatte sich in seinen Voraussetzungen in Bezug auf die Persönlichkeit des schwarzen Jacques schwer getäuscht.

Schon glaubte er sich dem Siege nahe, schon glaubte er seine Hand ausstrecken zu dürfen, nach den auf verbrecherische Weise erworbenen Gütern seines Bruders, da wurde er plötzlich aus dem geträumten Himmel in einen Abgrund gestürzt, dessen gähnende Tiefe sich endlos vor seinen Augen öffnete.

Er glaubte in Pronintsky mit einem Räuber zu unterhandeln. Er unterhandelte aber mit einem Räuber, der hoch über ihm stand — an Gesinnung, an Edelmuth! Ihm konnte der Elende nicht imponiren, ihn konnte das gestohlene Geld nicht blenden. Der gedungene Räuber stand plötzlich vor ihm als Richter, nm ihn dem Racheschwert der Nemesis zu überweisen.

Centnerschwer lastete dieser Gedanke auf Neudorf's schuldbefleckter Seele. Die Dokumente, das wußte er nur zu gut, reichten hin, seine glänzenden Aussichten zur Illusion zu machen, seine stolzen Pläne zu zertrümmern — ihn selbst in das Nichts zu schleudern.

Bisher hatte er den äußerlichen Schein zu wahren gewußt. Sein glänzender Name reichte hin, zum Deckmantel seiner Schandthaten zu dienen. Da plötzlich trat das Gesetz, gleich einem grinsenden Todtenschädel an ihn heran, ihm ein donnerndes memento mori zurufend.

Lange Zeit saß Neudorf mit seinen Gedanken allein; eine Vergangenheit voll Glück und Hoffnung, eine Gegenwart voll Schaam und Reue, eine Zukunft voll Schmach und Schande, zogen an seiner Seele vorüber.

Doch nicht lange währten diese Eindrücke. Neudorf war ein viel zu abgehärteter Bösewicht, als daß er auf die Dauer der Stimme des Gewissens Gehör geschenkt hätte; gewaltsam hatte er auch bald die warnende Stimme seines Inuern betäubt. Die Vergangenheit, die Gegenwart waren für ihn verloren. — Die Zukunft sollte sein werden, mit all' den Genüssen, welche man sich durch Reichthum erwerben kann, und zum Reichthum wollte er gelangen, denn er war der Mann, seinen Willen durchzusetzen.

Schnell hatte er sich erhoben und leerte mit einem Zuge ein mächtiges Kelchglas, welches bis zum Rande mit schäumendem Champagner gefüllt war.

„Fort mit den Knabengedanken," rief er, „die meine Thatkraft zu lähmen drohen! Dem Muthigen gehört die Welt und mir fehlt es wahrlich nicht an Muth, wenn mich auch dieser Gauner einen Feigling nannte!"

„Ha! ich werde auch mit ihm seiner Zeit abrechnen, diese Nacht soll ihm ewig unvergessen sein!"

Er griff in die Tasche holte und ein kleines Fläschchen daraus hervor, welches mit einer Flüssigkeit bis weit über die Hälfte gefüllt war. Mit einem grauenerregenden, unheimlichen Blick, hielt er dasselbe gegen das Fenster, durch dessen dicht geschlossene Vorhänge sich das Tageslicht nur schwach hindurch stahl.

„Noch habe ich dich ja!" rief er mit hämischer Freude. „Ich habe nicht umsonst dem alten Juden mein schweres Gold hingeworfen. Ich habe deine Kraft erprobt; du sollst mir noch viele gute Dienste leisten!"

Und wieder stand er eine Weile sinnend. Er bot jetzt einen entsetzlichen Anblick dar. Gier und Mordlust belebten seine bleichen Züge; seine Augen quollen fast aus ihren Höhlen hervor. Zogen doch an seinem Geiste die Bilder derer vorüber,

welche ihm hinderlich waren und die er nun für immer zum Schweigen bringen wollte.

Herr von Neudorf hatte den Muth eines Schurken, der die todbringende Waffe in die Hand eines Dritten zwängt, um sich selbst zu täuschen — sich scheinbar schuldlos vor sich selbst hinzustellen. Er hatte den Muth eines hinterlistigen Verräthers! —

„Doch wo finde ich," begann er nach einer kurzen Pause, „eine zuverlässige Hand, die tauglich wäre, mir diesen Liebesdienst zu erweisen? Ich selbst darf mich mit dergleichen Experimenten nicht mehr befassen. Seit meinem ersten Versuch bei Treville ist man ungeheuer mißtrauisch geworden und mir kommt es vor, als ob der einfältige Kerl von Haushofmeister mir eine Aufmerksamkeit widmet, die durchaus keine schmeichelhafte für mich genannt werden kann. Und doch müssen sie aus dem Wege geschafft werden, Pronintsky sowohl als auch meine liebenswürdige Schwägerin, wenn ich nicht unterliegen soll.

„Zwar thut mir das arme Weib leid; sie ist noch zu jung und zu schön, um jetzt schon dem Leben Valet zu sagen. Außerdem fängt sie ja schon an, mich angenehm zu finden, und ich würde mich an ihrer Seite ganz behaglich fühlen, wenn sie nicht immer und immer wieder auf ihren verlorenen Jungen zu sprechen käme!"

„Sie müssen sterben, sie und Pronintsky, wenn ich mich der hinterlassenen Güter meines Bruders, die mir rechtmäßig zukommen, erfreuen soll. Ich aber darf meine Hand dabei nicht im Spiele haben. Wo also nehme ich diese Hand her, die Kraft und Muth genug besitzt, für mich als Rächer einzutreten!"

„Doch was spreche ich da von Kraft?" fuhr er fort. „Was gehört denn für Kraft dazu, um durch ein paar Tropfen dieser köstlichen Essenz einem Menschen aus diesem Jammerthal in's Reich der ewigen Seligkeit zu befördern? Muth gehört dazu, der Muth der Verzweiflung! Das habe ich selbst empfunden, als ich die paar Tropfen in den Wein goß, den der Tölpel von Diener in gewohnter Naschhaftigkeit austrank."

„Armer Schelm," fügte er hinzu, „könntest heut noch leben, denn Du warst mir wahrlich nicht im Wege; doch Du hast mir

wider Deinen Willen den Beweis geliefert, daß mein Mittelchen ein probates ist."

„Ha!" rief er plötzlich, sich vergnügt die Hände reibend; „da kommt mir ein trefflicher Gedanke! Ich Thor, daß ich auch so lange grübeln konnte! Sie ist in meiner Gewalt, sie muß sich meinem Willen fügen! — Sie liebt mich ja und was thut solch' ein dummes Ding nicht aus Liebe. Sie glaubt ja auch, daß ich sie heirathen werde. Und wer wollte mich daran hindern?" — fuhr er, als wollte er sein Gewissen dadurch beruhigen, fort. — „Wer wollte mich daran hindern, daß ich, selbst reich und mächtig geworden, die kleine Helfershelferin meiner Thaten ebenfalls erhebe und mich so ihrer Verschwiegenheit versichere?" —

„Doch nun schnell zu ihr, ich muß sie für meine Pläne zu gewinnen suchen und frisch gewagt, ist halb gewonnen."

Herr von Neudorf durchschritt mit sichlicher Hast die Reihe seiner glänzenden Gemächer, bis er endlich von einer Tapetenwand des letzten Gemaches stehen blieb. Hier drückte er an einer, kaum dem schärfsten Auge sichtbaren Feder und öffnete so eine Thür, durch welche er in ein einfaches, aber sauber möblirtes Zimmer trat.

Es war dies das Gemach, welches Elise seit jener Nacht, wo sie aus dem Hause der Frau von Hoch geflüchtet war, zum Aufenthalt gedient hatte. Beim Eintritt Neudorf's erhob sich Elise aus einem Fauteuil, in welches sie sich niedergelassen hatte. Seinen Gruß erwiederte sie kaum. Neudorf hatte sie zu grob vernachläßigt, als daß sie noch ferner an die Aufrichtigkeit seiner Liebe glauben konnte.

Neudorf aber kannte das weibliche Herz und dessen Schwächen sehr gut. Er war sich seines Sieges über das Herz dieses Mädchens zu sicher, als daß er nicht sofort die rechten Worte gefunden hätte, sie zu versöhnen.

„Elise," begann er, indem er seiner Stimme einen gewissen Schmelz verlieh, „Elise, Du wirst mir böse sein, daß ich Dich so lange vernachläßigen konnte. Doch glaube mir, mein Engel," fuhr er fort, indem er ihr zärtlich das Haar strich und sich neben ihr niederließ, „wichtige Geschäfte hielten mich fern

von Dir und ich benutze den ersten freien Augenblick, ihn Dir zu widmen.

Elise horchte hoch auf. Mit solcher Innigkeit hatte Neudorf lange Zeit nicht zu ihr gesprochen, sie fing von Neuem an, an seine Liebe zu glauben. Ein Mädchenherz glaubt ja so gern, und glaubt um so leichter, wenn es hofft.

„Ich glaube Dir!" entgegnete sie daher, durch sein Benehmen getäuscht. „Du warst ja stets gegen mich so lieb und so gut, wie könntest Du mich täuschen!"

„Nie könnte ich ein so engelreines Herz, wie das Deine, täuschen, meine Elise!" entgegnete Neudorf, innerlich erfreut über den Sieg, den er so schnell errungen hatte.

„Doch, Du kennst das gesellschaftliche Leben der höheren Stände nicht, mein Kind," fuhr er mit trüber Stimme fort, „Du weißt nicht, Dein reines Herz ahnt nicht, welche Ränke und Intriguen sich dem Mann von Geburt entgegenstellen, wenn er rückhaltlos der Stimme seiner Neigung folgen will. O, Elise! wie gern hätte ich schon längst den Bund unserer Herzen durch Priesterhand segnen lassen, um so die Schmach von Dir zu nehmen, die ich in einer schwachen Stunde auf Dich häufte!" — —

Der Heuchler hatte das richtige Thema gewählt, um Elise ganz für sich und seine finsteren Pläne zu gewinnen.

„Wer wollte Dich daran verhindern, mir Dein gegebenes Wort zu halten?" rief Elise heftig aufgeregt. „O, ich kann mich mit den stolzen Damen messen, die, auf ihre hohe Geburt pochend, mich, weil ich von bürgerlichem Herkommen bin, übersehen! Nenne mir diejenigen, die sich unserem Glück in den Weg stellen, und ich werde sie herausfordern mit der Würde einer Ebenbürtigen!"

„Laß das, mein Kind," sprach Neudorf, indem er eine tiefe Bewegung heuchelte; „soll ich denn zu Deiner unglücklichen Liebe, zu Deinem trostlosen Hoffen und Vertrauen, noch die Schmach fügen, mit welcher Dich meine Verwandten überhäufen würden? Soll ich Dir denn alle die Worte wiederholen, mit welchen die hochgeborenen Damen Dich beflecken? Erspare mir diesen Gram; Du bist nicht stark genug, soviel Kränkung zu erdulden!" —

Der Schurke wußte sehr gut, wen er vor sich hatte. Kein Auge verwandte er von Elise; er schien in ihrem Innern zu lesen. Die Röthe, welche die Entrüstung auf ihre Wangen trieb, ließ ihn frohlocken. War sie ihm doch ein Zeichen, daß jedes seiner Worte, einem giftigen Pfeile gleich, das Herz des armen Mädchens verwundete und es zur Rache anspornte.

Die Rache eines gekränkten Mannes ist schrecklich. Die Rache eines, in seinen edelsten Gefühlen empörten Mädchenherzens ist fürchterlich — grauenhaft!

Elise hatte mit wachsender Erregung auf jedes seiner Worte gehorcht. — Sie war eine Gefallene; doch war sie nicht ehrlos gefallen. Sie war den Verlockungen, den süßen Liebesschwüren eines Mannes erlegen, der ihr Reichthum, Hand und Herz angetragen hatte. Jetzt, wo ihr Geliebter seine Schwüre einlösen, wo er ihr die verlorene Ehre wiedergeben wollte, traten fremde Personen zwischen sie und ihm, um den Geliebten von ihrer Seite zu reißen! —

In solchem Augenblick ist auch das schwächste Mädchen stark — unüberwindlich stark! —

„O, schone mich nicht!" rief die Bethörte, ihre Hände fast flehend zu Neudorf erhebend. „Wenn Du mich liebst, so schone mich nicht! Nicht in diesem Augenblick, wo es gilt, meine Ehre zu retten! Ich bin nicht so schwach; wie Du vielleicht glauben magst! Ich bin kräftig und stark, also sage mir Alles und verschweige mir kein Wort, wenn ich Dir noch ferner vertrauen soll!" — —

„Ich wußte es," begann Neudorf, „daß Du meiner würdig bist. So höre denn, was ich Dir zu sagen habe, denn jedes Wort, was Dich beleidigte, mußte auch mich kränken, und nur vereint können wir unseren gemeinsamen Feinden entgegentreten!"

„Meine eigene Schwägerin ist es, die sich meinen heißesten Wünschen entgegenstellt. Verschiedene Gründe sind es, die sie dazu veranlassen. — Mein Bruder heirathete dieselbe als ganz junges Mädchen. Auch sie war ihm nicht ebenbürtig, aber er war selbstständig und von ihrer allerdings großen Schönheit geblendet, reichte er ihr seine Hand."

„Wenige Jahre darauf segnete er das Zeitliche. Er starb

und ließ in einem Knaben von wenigen Monaten, den Erben seiner unermeßlichen Reichthümer zurück. Dieses Kind nun, welches auch mir durch seine sprechende Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen sehr lieb war, wurde bei der Gelegenheit eines Einbruchs, der Mutter entrissen und entführt!"

„Vergeblich waren alle meine Bemühungen, eine Spur desselben ausfindig zu machen. Das Kind ist verschollen und wird schon längst unter den Händen seiner Räuber geendet haben." —

„Nun aber kein Erbe mehr vorhanden ist, muß mir ein Theil der Nachlassenschaft meines Bruders zufallen und meine Schwägerin ist geizig — sehr geizig! — Sie kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Theil ihrer unermeßlichen Reichthümer dereinst mir zufallen soll. Außerdem aber fühlte sie sich auch durch mich vernachlässigt. Der Gedanke an den Verstorbenen ließ mich taub für ihre nur zu deutlichen Anspielungen!"

„Meine Schwägerin ist jung, schön, sie darf Epoche machen. — Ja, sie ist dazu berechtigt durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch ihren Reichthum. Sie kennt meine derangirten Verhältnisse sehr genau und sie, die an Huldigungen gewöhnt ist, kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich ihre Hand zurückwies!" —

Tropfenweis goß der Elende das Gift in das unschuldige Mädchenherz. Tropfenweis häufte sich dasselbe an, um zu einem lodernden Quell des Hasses, der Rache und der Eifersucht in Elisens Herzen empor zu lodern! —

Nicht die aristokratische Dame mehr war es allein, welche sich der Mesalliance des Barons, ihres Schwagers, in den Weg stellte; die stolze, reiche und schöne Nebenbuhlerin stand ihr gegenüber! Mit ihr galt es, einen Kampf aufzunehmen, einen Kampf auf Leben und Tod!

Nicht durfte Neudorf erst der Gekränkten das Gift in die Hand drücken, sie lechzte danach — unbewußt, es aus den Händen des feigen Mörders entgegen zu nehmen!

Neudorf hatte die gewaltsam zurückgehaltene Aufregung,

zwischen Neid, Eifersucht, glühendem Haß und die Sehnsucht nach Rache, welche ihr Inneres durchwühlte, wohl bemerkt.

Jetzt oder nie schien ihm der Augenblick gekommen.

„Wohlan denn," rief er, indem er sich schnell erhob, „auch ich, Elise, brenne vor Verlangen, mich an der Stolzen zu rächen, die es wagt, sich unserer Liebe entgegenzustellen. Doch es gehört Muth und Kraft dazu, sie aus dem Wege zu räumen — sie unschädlich zu machen!" —

Elise erbleichte; sie hatte ihren Geliebten verstanden. Einmal war sie durch ihn zur Verrätherin geworden, sie hatte den Verrath mit ihrem Lebensglück bezahlt. Sollte sie auch durch ihn zur Mörderin werden? — Hatte sie denn die Ueberzeugung, daß seine Worte nicht wiederum Lug und Trug waren? —

Das ganze Benehmen des Herrn von Neudorf zog in diesem Augenblick an ihrer Seele vorüber. Sie gedachte der Betheuerungen, der Schwüre, mit welcher er sie einst überhäufte, um gleich darauf ein Verbrechen von ihr zu verlangen. Sollte er sie noch einmal täuschen? Sollten alle seine Schwüre, seine Liebkosungen, ihm ein Mittel sein, ihre Hand zum Mord gefügig zu machen? — Wer konnte es wissen! — — — —

Herr von Nendorf hatte ihre Gedanken errathen. Doch gewandt, wie er war, hatte er auch bald das rechte Mittel gefunden, ihre Bedenken zu bekämpfen.

Einen heißen Kuß drückte er auf ihre Stirn und mit seinen Umarmnngen erstickte er die mahnende Stimme, welche in Elise wach wnrde.

„Es muß sein, Elise, wenn wir Beide nach allen Leiden endlich glücklich vereinigt werden sollen. Ist sie nicht mehr, dann bin ich als nächster Verwandter der Herr ihres Schlosses, ihres Vermögens, dann ist es meine Pflicht — die Pflicht der Selbsterhaltung, jeden Verdacht von Dir fern zu halten und diese Pflicht wird mir eine süße sein, denn Du gehörst mir ja denn ganz an!"

Noch lange saßen Beide in zärtlichem Geflüster beisammen. Die Stimme der Liebe drohte die warnende Stimme des Gewissens in Elisen's Herz zu betäuben.

Erst spät am Nachmittage verließ Neudorf ihr Gemach und schritt seinem Zimmer zu.

Teuflische Freude spiegelte sich auf seinem Antlitz, während er sich vergnügt und siegesbewußt die Hände rieb.

Kaum hatte Neudorf Elise's Zimmer verlassen, als auch das Gewissen in ihr erwachte. Unter dem Eindruck der Liebe war sie blind, war sie taub für alles Andere. Sie sah nur das liebeglühende Auge des geliebten Mannes, sie hörte nur seine süßen, schmeichelnden Worte und wenn Herz und Gewissen im Streite liegen, behält das Erstere wohl meist die Oberhand

Elise war allein. Ihr Gewissen, ihr Verstand erwachte. Sie schauderte vor dem Gedanken zurück, ein fremdes Menschenleben zu vernichten. Das Gift, welches ihre Nebenbuhlerin tödten sollte, reichte ja auch hin, ihrem eigenen Dasein ein Ende zu machen! —

Lange noch dachte Elise über diesen Gedanken nach, und ohne daß sie es bemerkte, war der Abend hereingebrochen, war es Nacht geworden.

Fast mechanisch suchte sie ihr Lager auf. Doch kein Schlaf kam in ihre Augen. Unruhig wälzte sie sich in ihrem Bett umher, und finstere Bilder zogen an ihrer Seele vorüber. Das Gewissen regte sich in ihr auf, unwillkürlich dachte sie der Vergangenheit. Sie dachte ihres Verrathes, den sie an Bianca von Hoch begangen, an Bianca, welche sich ihrer so liebevoll angenommen hatte.

Elise war die Tochter eines schlesischen Handwerkers. Sie hatte ihre Eltern früh verloren und war in Folge dessen in dem großen Friedrich-Wilhelms-Waisenhause zu Berlin erzogen.

Einem angeborenen Triebe folgend, hatte sie mit Eifer jede Gelegenheit benutzt, um sich Kenntnisse zu erwerben und sich so mit Hülfe ihrer Lehrerinnen und Erzieher einen Bildungsgrad angeeignet, der weit über die Grenze dessen hinausging, was man von den Zöglingen besagter Anstalt beanspruchte.

Nach ihrer Confirmation kam sie durch besondere Fürsprache in das Haus der Frau von Hoch und wurde durch Bianca, welche sich der jungen Waise mit Liebe annahm, noch mehr ausgebildet.

Bianca aber glaubte sich in Elise eine Freundin zu erziehen, der sie alle die köstlichen kleinen Geheimnisse anvertrauen konnte, deren ein junges Mädchenherz ja so viele hat. Elise rechtfertigte in der ersten Zeit vollkommen das Vertrauen ihrer reizenden Gebieterin, welche ihr bald eine liebende, mittheilende Freundin geworden war. Da lernte sie den Herrn von Neudorf kennen und unsere Leser wissen ja bereits, welchen schädlichen Einfluß Neudorf auf das jugendliche Gemüth Elise's ausübte. —

Neudorf war eine Erscheinung, welche nur zu leicht selbst ein erfahreneres Mädchen blenden konnte. Seine stattliche, imponirende Gestalt, sein aristokratisches Wesen, verbunden mit einem anscheinend gewissermaßen liebenswürdigen Leichtsinn, hatten ihm schon während seiner Militair-Carriére den Weg zu den Herzen mancher Spröden geebnet, bis er seiner Verschwendung und seiner Schulden halber vom Regimente entlassen wurde.

War es da ein Wunder, daß Elise, das einfache, schlicht erzogene Waisenmädchen, seinen Betheuerungen nur zu leicht ihr Ohr lieh? Daß sie sich stolz fühlte in dem Bewußtsein, von einem so vornehmen Herrn geliebt zu werden?

Sie gab sich ihm hin mit der ganzen Gluth der ersten Liebe, bis sie gefallen war! —

Hier nun begann ihr Verrath an Bianca, welchen sie auf die Veranlassung Neudorf's beging und von diesem Tage an datirte ihr Unglück. — —

Elise erhob sich wieder von ihrem Lager, ihre Brust drohte zu zerspringen in dem engen Raum des kleinen Stübchens.

Unwillkürlich öffnete sie das Fenster und blickte hinaus in die reine stille Nacht, welche vor ihr ausgebreitet lag.

Einen langen, langen Blick sandte sie nach oben. Dort wähnte sie ja ihre Eltern. Ob dieselben jetzt schirmend auf sie herabblickten? Sie glaubte es. Noch war nicht jede Spur von Glauben in ihrem Herzen erstickt, noch konnte sie beten und sie betete aus vollem Herzen.

Lange stand sie so da, das thränenfeuchte Auge zum Himmel gerichtet, als wollte sie aus jenen Höhen sich Hülfe und Rath holen. — Friedlich leuchteten die Sterne am dunkelblauen Ho-

rizont. Sie, die Boten des Friedens senkten auch Frieden in die Brust des unglücklichen Mädchens.

Mit dem Frieden hatte sie aber auch die ganze Kraft ihrer Geistesstärke wiedererlangt. Elise trocknete ihre Thränen; sie wollte nicht mehr weinen — sie wollte handeln! — — Was sie beginnen wollte, war ihr selbst noch unklar; aber eins stand unwiderruflich fest bei ihr — ihre Hand rein zu halten von einem Verbrechen. Sie wollte nicht dazu beitragen, den elenden Verführer zum Ziel zu führen. — Zum Ziel — durch Gift! —

Vierzigstes Capitel.

Dunkle Naturen und widernatürliche Verbrechen.

In Berlin herrschte am Montag, den 18. Januar 1869, eine gewaltige Aufregung. Schaarenweise wanderten die unter Polizei-Aufsicht stehenden Personen, in Begleitung von Schutzleuten, den Gefängnissen des Molkenmarktes zu, um sich daselbst über ihren Aufenthalt am vorigen Tage auszuweisen.

Es mußte dies wohl einen besonderen Grund haben, denn so zahlreich wie heute, hatten wohl noch nie Sistirungen und Verhaftungen stattgefunden. Doch wir werden später auf den Grund dieser Maßregel zurückkommen.

Am Abend dieses Tages, spät nach Mitternacht, gingen zwei Männer, dicht in ihre Mäntel gehüllt, durch die Leipziger Straße. Beide waren stattliche Gestalten und machten auf den ersten Moment einen vortheilhaften Eindruck. In dem einen, dem Jüngeren, erkennen wir sofort den Herrn von Neudorf. Sein Begleiter, der ein würdiges Aussehen zur Schau trägt,

war einer unserer gewiegtesten und verwegensten Verbrecher, Namens Kulicke, in der Verbrecherwelt unter dem Namen der „Herr Pastor“ bekannt.

Seine ganze Erscheinung bot aber auch das Bild eines würdigen Geistlichen dar; die hohe, eher schlanke, als corpulente Gestalt, war in einen langen ornatförmigen Rock gehüllt, dessen schmaler hochstehender Kragen gerade so weit unter's Kinn hinaufreichte, um noch ein Halstuch von blendender Weiße zeigen zu können. Schneeweißes kurzes Haar bedeckte sein Haupt. Das ruhige Auge heftete sich mit jener Sicherheit auf jeden Gegenstand, wie man dieselbe bei einem Verbrecher sonst nicht vermuthet. Nicht jeder Geistliche darf sich rühmen, auf den ersten Blick einen so günstigen Eindruck zu machen, wie dieser Verbrecher.

Nimmt man noch hinzu, daß auch seine Sprache und seine Manieren gewählt und würdevoll waren, so wird man leicht begreifen, daß dieser Verbrecher doppelt gefährlich war.

Beide Männer schritten eine kurze Strecke die Leipziger Straße entlang, bis sie endlich vor einem Kellerlokal Halt machten, welches sich durch die zu beiden Seiten des Einganges auf großen Schildern prangenden Kannen und Tassen, als ein sogenanntes Kaffeelokal, in der Berliner Mundart „Kaffeklappe“ genannt, kennzeichnete.

Die Kaffeelokale nehmen in den Annalen der Berliner Criminal-Polizei nicht den letzten Platz ein. In vielen Fällen bilden sie den Versammlungsort der Verbrecher und, ob auch oft ein solches Lokal aufgehoben wird, so tritt an die Stelle desselben sofort ein neues.

Auch das Kellerlokal, in welches die Beiden sich begaben, gehörte zu dieser Kategorie.

Der Herr von Neudorf glaubte in Elise das Werkzeug gefunden zu haben, sich seiner Schwägerin zu entledigen. Er mußte aber noch eine Hand finden, die bereit war, an Pronintsky den Giftmord zu vollziehen. Es war dies keine leichte Aufgabe, da derselbe, wie wir ja längst wissen, unter dem Namen des schwarzen Jacques, in der Verbrecherwelt nicht allein gekannt, sondern auch allgemein verehrt wurde.

Es galt also hier, einen Verbrecher zu finden, der in dem schwarzen Jacques nur den Herrn von Proninsky sah und so seine Hand zum verrätherischen Mord lieh.

Mit Wissen und Willen verräth der Verbrecher von Profession keinen Kameraden. „Der Sßlichner“ ist dem Verbrecher ebenso verachtet, als etwa der Räuber dem ehrlichen Manne!

Beide hatten jetzt das Kellerlokal betreten und durchschritten den Vorraum, welcher sich von den anderen Räumlichkeiten dieser Art in nichts unterschied. Der Wirth mußte sie kennen, denn ohne daß es einer Aufforderung bedurfte, öffnete er eine Thür, welche zu einem hinteren Gemache führte, und die er, nachdem Beide eingetreten waren, sorgfältig hinter ihnen verschloß.

Sie befanden sich jetzt in einem ziemlich weitläufigen Raum, welcher an Möbeln nur einen langen Tisch und zwei Bänke aufzuweisen hatte. Der Tisch war reich mit Branntwein besetzt, welcher in jedem Berliner Kaffeelokal heimlich geschänkt wird und dem hier eine zahlreiche Gesellschaft fleißig zusprach.

Hier befanden sich unter Anderen auch mehrere, uns längst bekannte Verbrecher. Der schiele Ede, der blonde August und Andere saßen hier in leisem Geflüstrr beisammen.

Beim Eintritt der Beiden hatten sie ihr Gespräch unterbrochen; dann aber, als fühlten sie sich wieder sicher, setzten sie dasselbe ungestört, ja noch lauter als vorher, fort. Während der „Herr Pastor“ ihnen ein alter Bekannter war, war auch Neudorf den Meisten von ihnen persönlich bekannt; selbstverständlich, ohne daß sie seinen wahren Stand kannten.

Die Verbrecher, welche hier beisammen saßen, waren heute kleinlauter als je. Wenn auch Alle, ohne Ausnahme, bereits am Morgen von der eifrigen Behörde sistirt worden und wieder entlassen waren, so fühlten sie doch ein gewisses Bangen. — Denn manch' lieben Kameraden hatten sie durch die eifrigen Recherchen der Polizei verloren, den sie ganz sicher wähnten und der nun infolge seiner Unthaten auf mehrere Jahre aus ihrer Gesellschaft geschieden war. Die Verbrecher haben nun einmal Treue und Anhänglichkeit unter einander!

Der Pastor lud Neudorf durch eine würdevolle Handbewegung ein, an seiner Seite auf einer der Holzbänke, Platz zu nehmen. Neudorf folgte dieser Einladung, während er gleichzeitig seine Blicke spähend auf die Gesellschaft richtete, als wollte er durch dieselben Denjenigen erkennen, der für sein Vorhaben geeignet wäre. Dann that er dem Pastor Bescheid, welcher ihm ein bis an den Rand mit Branntwein gefülltes Glas präsentirte.

Die übrige Gesellschaft hörte aufmerksam und ohne die leiseste Unterbrechung einem Vortrag zu, welchen der blonde August soeben hielt und der wohl in dieser Stunde in ganz Berlin das Thema der Unterhaltung bildete.

„Es ist also ein Adeliger?" unterbrach der schiele Ede den eifrigen Erzähler. „Es ist nur ein Glück, daß mit diesen Vornehmen auch nicht mehr Umstände gemacht werden, als mit Unsereinem!"

„Gewiß," entgegnete der blonde August, „und es wäre auch traurig, wenn unser Drigalsky mit solchen Vornehmen viel Umstände machen wollte. Das muß man Vater Drigalsky lassen, er weiß uns gut zu finden, aber er schont auch nicht die höchste Gesellschaft, wenn etwas „treife"*) darin ist."

Dieses Lob, welches dem Criminal-Direktor Berlin's von den gefährlichsten Verbrechern gespendet wurde, zeugt wohl am besten für dessen Amtstüchtigkeit. Ueberhaupt ist es eine oft bewährte Thatsache, daß der Verbrecher für jeden tüchtigen Criminal-Beamten eine gewisse Achtung hegt, wie er ja im entgegengesetzten Falle, auch den stümperhaften Verbrecher verachtet.

„Ja, es ist ein Adeliger!" nahm der blonde August wieder das Wort, „und zwar aus einer der ersten Familien des Landes!"

Herr von Neudorf zuckte bei diesen Worten merklich zusammen. Er wußte den Namen des hier erwähnten Verbrechers. Er wußte, daß der Name von Zastrow allerdings eine der geachtetsten Familien des Landes repräsentirt und zum ersten Male trat das Bewußtsein klar und deutlich vor seine Seele, daß in einem Rechtsstaate nicht Name und Stand vor dem Gesetze schützen.

---

*) Wenn sich ein Verbrecher darunter befindet.

Doch bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, wolle uns der Leser gestatten, daß wir ihn, soweit uns bekannt, mit dem Thatbestand eines Verbrechens bekannt machen, welches zu dieser Stunde in der „Kaffeeklappe" das Thema der Unterhaltung bildete, wie wohl auch in allen Gesellschaften der Residenz, und weit und breit über das Weichbild Berlins hinaus!

Unter allen Verbrechen, welche die menschliche Seele mit Grauen erfüllen, nehmen wohl diejenigen den ersten Rang ein, die der menschlichen Natur, ja selbst der thierischen Organisation stracks zuwiderlaufen.

Diese Verbrechen, die von einer cynischen Rohheit zeugen und die, wir können es ohne Furcht vor Wiederlegung dreist behaupten, selbst dem Arzt ein mysteriöses, psychologisches Räthsel sind, wiegen deshalb um so schwerer, als sie in der Ausübung zumeist den moralischen Charakter ihrer Opfer tödten und vernichten!

Eben, weil aber derartige Verbrecher in der gesammten Menschheit als ein unlösbares Räthsel dastehen, wissen wir nicht ob wir nicht, indem wir dieselbeu verabscheuen, auch den Stab über sie brechen dürfen, da ihre Schandthaten, — doch wir wagen es nicht zu behaupten, — möglicherweise, was die Triebfeder derselbeu anbetrifft, außer dem Bereich ihres eigenen Ich's liegen und, sie eben in der Ausübung ihrer Verbrechen, einem Naturtriebe folgen, welcher dem normalen und geistigen, wie organischen Zustand des Menschen unbekannt ist. — Doch das müssen wir dem Ermessen des einsichtigen Richters überlassen.

Vollkommen gerecht ist es aber, daß man solche Verbrecher von der menschlichen Gesellschaft, ihrer Gemeingefährlichkeit halber, ausschließt und dieselben, falls sie ihre, hier nicht näher zu erörternden, cynischen Bedürfnisse durch Vorübung von Gewaltthaten überschreiten, mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt, da sie ja eben, mit Ausnahme der betreffenden naturwidriger Eigenschaft vollkommen ihrer Sinne mächtig sind und die Folgen ihrer Handlung, sowohl was die gesetzliche Ahndung derselben, als auch die Zerstörung des geistigen und natürlichen Zustandes ihrer Opfer betrifft, ermessen können! — —

Doch gehen wir nun zu dem Thatbestand des in Rede stehenden, grausamen Verbrechens über.

Am Morgen des 18. Februar, im Jahre 1867, fand man an dem Ufer der Panke, eines kleinen, canalähnlichen Flüßchens, der Berlin nach allen Richtungen durchströmt und seine Arme bis vor die Thore der Residenz erstreckt, die Leiche des Bäckerlehrlings Ernst Corny. Die von dem traurigen Fund in Kenntniß gesetzte Behörde erkannte sofort, daß der Tod des unglücklichen Knaben, die Folge einer gräßlichen naturwidrigen Verstümmlung war.

Ein Schrei des Entsetzens klang bei dieser Kunde durch die Residenz und weit über das Weichbild derselben hinaus. Ueberall machte sich die gerechte sittliche Entrüstung geltend über ein Verbrechen, welches die Annalen der Berliner Criminal-Polizei ähnlich noch nicht aufzuweisen hatten! Den unermüdlichsten regen Bestrebungen der Behörde gelang es nicht, den Urheber dieses Verbrechens zu entdecken und jetzt erst, nach zwei Jahren, nachdem ein Attentat gleicher Art, an einem Knaben, Namens Emil Hancke, verübt worden und die rächende Nemisis den Schuldigen in die Hände der Obrigkeit geliefert hat, giebt man der Vermuthung Raum, daß man in demselben einen am Morde des Corny Mitbetheiligten entdeckt habe! —

Wir geben nun unsern Lesern die Berichte über das neue Verbrechen in ungeschminkter Form, da dasselbe in seiner Wahrheit wohl schaurig genug ist, um in jedem menschlich fühlenden Herzen gerechten Abscheu zu erwecken.

Wir beabsichtigten in unserer Erzählung ein Sittengemälde zu liefern und da muß denn auch natürlich die verfallene Sitte, die Sittenlosigkeit, ihren Platz finden.

Am 17. Januar, eines Sonntags, des Jahres 1869, spielte der fünfjährige Emil Hancke, ein bildhübscher Knabe, mit seinem älteren Bruder vor dem, auf dem Grünen Weg belegenen elterlichen Hause. Die Knaben suchten ihr Vergnügen auf einer durch den plötzlich eingetretenen Frost entstandenen Eisbahn.

Der ältere Bruder entfernte sich auf einen Augenblick und sah, als er kurz darauf zurückkehrte, seinen Bruder Emil in kurzer Entfernung bei einem fremden Manne stehen, welcher

den Knaben lebhaft zu unterhalten schien und mit leicht zu erkennendem Interesse behandelte.

Nach Kinderart nahm der ältere Bruder keine Notiz davon und spielte weiter, um erst, als er später allein nach Hause zurückkehrte und von der Mutter befragt wurde, seine Wahrnehmung mitzutheilen.

Als der Knabe Emil nach Verlauf einer halben Stunde nicht in die elterliche Wohnung zurückkehrte, machte die besorgte Mutter der Polizei Anzeige von dem räthselhaften Verschwinden ihres Sohnes.

Bei den sofort angestellten Recherchen stellte sich heraus, daß die Bewohner des Hauses Grüner Weg Nr. 45 einen Hülferuf, und kurz darauf ein anhaltendes, leises Wimmern gehört hatten, welches vom Dachboden des Hauses zu kommen schien. —

Als die Beamten hinaufeilten, fanden sie den kleinen Knaben Emil Hancke mit dem Kopfe in die Klappe eines russischen Rohrs eingezwängt und mit den Spuren der gewaltsamsten Brutalität schwer verletzt vor. Neben ihm auf dem Boden eine Blutlache, die in Folge der scharfen Kälte bereits zu Eis geronnen war.

Der Knabe schrie von Schmerz bewältigt: „Vater! mein Vater!“ wie Kinder, von Gefahr bedroht, gewöhnlich zuerst an ihre Eltern denken. Als Anhaltepunkt zur Ermittelung des Thäters fand man einen rothen Shawl und einen Stock mit angeleimter Krücke vor, welche Gegenstände der Verbrecher jedenfalls bei seiner Flucht zurückgelassen hatte.

Die Recherchen der Polizei hatten dieses Mal einen unerwartet raschen und glücklichen Erfolg, so daß sogar die Vermuthung nahe lag, daß durch Entdeckung dieses Verbrechers auch das Dunkel gelichtet werde, welches bis dahin auf dem schrecklichen Mord des unglücklichen Corny ruhte.

Den ersten Anhaltepunkt erhielt die Criminalpolizei, wie schon gesagt, am Orte der That, durch einen blutbefleckten Stock, den der Verbrecher auf dem Boden zurückgelassen hatte. Dieser Stock, der bei Verübung der Schandthat genau in derselben Weise, wie ein Besenstiel, den man zur Zeit neben der Leiche

des ermordeten Corny fand, eine schreckliche, nicht näher zu bezeichnende Verwendung gefunden hatte, sollte zur Entdeckung des Verbrechers führen.

Als man in der Gegend des Grünen Weges nachforschte, ob Jemand einen Mann mit einem ähnlichen Stock, wie der bezeichnete, bemerkt habe, meldeten sich mehrere Leute, welche in den letzten Tagen einen anständig gekleideten Mann, von großer Figur und mit langem Haar, welcher einen gleichen Stock besich führte, in der Nähe des Hauses Grüner Weg Nr. 45 gesehen hatten.

Auch in dem Hause selbst wollte man ihn zu wiederholten Malen gesehen haben. Am Montag meldete sich Jemand, der diesen Stock mit Bestimmtheit als den des erwähnten Mannes erkannte und der auch diesen Mann selbst als den ihm bekannten Maler von Zastrow bezeichnete.

Die Wohnung desselben war ihm nicht, wohl aber der Criminal-Polizei bekannt, welche von Zastro schon längst als einen Menschen kannte, der dergleichen unnatürlichen Ausschweifungen zugethan ist. Derselbe war deshalb bereits damals sistirt worden, als der unglückliche Corny ermordet und verstümmelt aufgefunden wurde, mußte aber, da kein Beweis gegen ihn geführt werden konnte, wieder entlassen werden.

Was das Verbrechen selbst anbetrifft, so war es bis in die kleinsten Details in derselben bestialischen Weise ausgeführt, wie bei dem Corny'schen Falle und es schien als ein besonderer Glücksumstand, daß das Kind noch am Leben geblieben und zur ärztlichen Behandlung nach der Diakonissen-Anstalt Bethanien gebracht werden konnte. Der Verbrecher schien selbst sein Opfer für todt gehalten zu haben. Außer den erwähnten Verstümmelungen, hatte er ihm noch einen Messerstich in den Unterleib beigebracht.

Zastrow wurde am Montag den 18. Januar, in seiner Wohnung, in der Potzdamer Straße 83a, verhaftet. Er läugnete die That entschieden und wollte den Stock nicht als den seinen anerkennen, während seine Wirthin sowohl, als seine Aufwärterin, denselben mit der größten Bestimmtheit als sein

Eigenthum recognoscirten. Unter seinen Kleidungsstücken fand man als weiteres Beweismittel, ein mit Blut beflecktes Beinkleid.

Von den oben erwähnten Leuten wurde von Zastrow mit Sicherheit als der Mann rrcognoscirt, der seit etwa acht Tagen wiederholt mit demselben Stock in jener Gegend gesehen worden war, obwohl er behauptete, nie dorthin g ekommen zu sein. Diese Beweismomente waren so dringender Art, daß seine Schuld außer Zweifel stand. Ueberdies war er, ungeachtet seines hartnäckigen Läugnens, nicht im Stande, sein Alibi nachzuweisen. Er stellt sich in seiner Haft, welche in der Zeit, wo wir unsere Erzählung schreiben, noch andauert, äußerst fromm und führt bei den Verhören beständig den Namen Gottes im Munde.

Nachdem der Zustand des Knaben Emil Hancke, welcher zur Zeit wieder hergestellt ist, sich soweit gebessert hatte, daß man seine Aussagen Glauben schenken konnte, fand bereits am Donnerstag nach der Schreckensthat, eine Confrontation mit dem von Zastrow statt, die ein durchaus befriedigendes Resultat ergab.

Der Beschuldigte wurde, mit Ketten geschlossen, in einer Droschke nach Bethanien gebracht, und nachdem man ihm die Fesseln abgenommen, zu dem Knaben, der sich bei vollem, klarem Verstande und den Umständen nach wohl befand, geführt.

Zuerst stellte man dem unglücklichen Kinde mehrere, dem von Zastrow an Größe und Figur ähnliche Personen vor. Der Knabe blieb, während er diese Leute betrachtete, gleichgültig und ruhig.

Als man ihm aber den von Zastrow vorführte, prägte sich im Gesicht des Kindes unverkennbar Angst und Schrecken aus.

Die ganze entsetzliche Qual, die es erlitten, schien in seiner Erinnerung wach zu werden, und es bedurfte einiger Minuten, bis der Knabe sich soweit beruhigt hatte, um mit vollster Bestimmtheit und klarstem Bewußtsein, von Zastrow als denjenigen zu bezeichnen, der ihn vom Spielplatze weg, nach dem Boden des Hauses Grüner Weg Nr. 45 gelockt und dort so schändlich gemißhandelt hatte.

Die Erklärung wurde in so überzeugender Weise abgegeben, daß in den Anwesenden auch nicht der leiseste Zweifel an ihrer Wahrheit aufkommen konnte. Auch auf den Verbrecher schien dieser furchtbare Belastungsmoment Eindruck zu machen. Er faßte sich jedoch schnell wieder und war zu keinem Geständniß zu bewegen.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Antwort, welche er bei seinem ersten Verhör dem Untersuchungsrichter gab, als ihn dieser fragte, ob er sich schuldig bekenne. Er erwiederte darauf nur: „Sehe ich aus wie ein Mörder?" —

Die Criminal-Polizei bemühte sich nun, Zeugen zu ermitteln, an welche von Zastrow etwa unsittliche Znmuthungen gestellt habe, um das psychologisch unerklärliche Motiv des Verbrechens zu ergründen. Die Vermuthung, daß von Zastrow auch dem Corny'schen Mord nicht fern stehe, gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit und werden wir nach beendeter Untersuchung und Urtheilspruch, wie weit sich dieselbe etwa bewahrheiten sollte, sowie auch den Proceß selbst, soweit derselbe nicht seines verletzenden Gegenstandes halber, von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird, mithin auch dem Sittlichkeitsgefühl zuwiderläuft, mittheilen.

Man ruft sich jetzt die Aussage eines Schauspielers ins Gedächtniß, der am Morgen des Corny'schen Mordes zwei anständig gekleidete Herren den „Grützmacher," ein Platz, auf dem der Corny'sche Mord vollzogen wurde und von dem aus die Mörder die Leiche des Unglücklichen erst nach dem Ufer der Panke brachten, hatte verlassen sehen.

Die Beschreibung des einen dieser Herren stimmt mit der Person von Zastrow im Wesentlichen überein. Auch die am andern Tage plötzlich erfolgte Abreise eines Attaché's der griechischen Gesandtschaft, mit dem von Zastrow, als Landwehr-Offizier, wohl im Verkehr gestanden haben kann, giebt neuerdings wieder Ursache zu allerlei Combinationen.

Obgleich nun vielseitig die Zurechnungsfähigkeit des von Zastrow angezweifelt wird, und auch zur Ehre der ganzen Menschheit sei es gesagt, Gründe genug dazu vorhanden sind, juristischerseits scheint man an der Zurechnungsfähigkeit des Ange-

klagten nicht zweifeln zu dürfen, da er sich bei Ausübung der That bewußt war, daß er durch dieselbe die Gesetze verletze und da er auch bis diesen Augenblick darüber keinen Zweifel in der Auffassung zeigte.

Unwiderlegbare Indicien für diese Annahme beruhen einestheils in seinem fortgesetzten Leugnen, sowie anderntheils in dem Umstande, daß er unmittelbar nach Verübung des Verbrechens Schritte gethan, um für den Fall seiner Entdeckung mit dem Beweise seiner Unschuld vortreten zu können.

Die rastlose Thätigkeit der Polizei hat nämlich einen Droschkenkutscher ermittelt, der am Nachmittage des 17. Januars, in der Koppenstraße haltend, gegen fünf Uhr Abends von einem sehr großen Herrn zur Fahrt nach der Potsdamerstraße aufgefordert wurde.

Der Droschkenkutscher vermochte zwar den Angeklagten nicht mit Genauigkeit zu rekognosciren, behauptete jedoch dessen große Aehnlichkeit mit jenem Fahrgaste, soweit die Dunkelheit dieses Abends beim Einsteigen des Fremden eine Beurtheilung erlaubte.

Mit dieser Zeitangabe stimmt das etwas spätere Erscheinen des von Zastrow unweit des Carlsbades — eines Restaurants der besseren Gesellschaft — überein. Hier hat derselbe einen ihm bekannten Bürger — den Küster einer Berliner Kirche — angesprochen und ist dann mit demselben in eine Restauration getreten.*)

Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß dergleichen Thatsachen allerdings für die Ueberlegtheit eines kaltblütigen Verbrechers sprechen.

Von Zastrow beharrt noch fortwährend in standhaftem, hartnäckigem Leugnen. Doch zeugt Alles wider ihn; er ist so gut wie überwiesen. Der Urtheilsspruch der Geschworenen wartet seiner; das Damoclesschwert hängt unheildrohend über seinem Haupte. Wehe ihm, wenn es niederfällt! Wehe, wenn er für die beiden fluchwürdigen Verbrechen, welche ihm zur Last gelegt werden, einstehen muß! —

*) Wir entnahmen diese Schilderung den bestunterrichteten Journalen der Residenz.

Doch kehren wir nun wieder zu unserer Erzählung zurück.

Noch lange unterhielten sich die Verbrecher in dem Kaffeelocale in der Leipzigerstraße über den Zastrow'schen Fall.

„Uebrigens," nahm der blonde August wieder das Wort, „kann man daran sehen, daß es unter den Vornehmen doch weit schlechtere Menschen giebt, als bei Unsereinem. Ich glaube nicht, daß Einer von uns ein armes Wurm so mißhandeln könnte!"

„Du hast Recht," fiel der schiele Ede ein, „wir würden auch nicht viel Umstände mit solch einem Subject, wie dieser Zastrow, machen."

Neudorf und der Pastor hatten anscheinend theilnahmlos auf der Bank gesessen, als Neudorf's Aufmerksemkeit auf einen Menschen gelenkt wurde, der nicht weit von ihm saß und die übrigen Verbrecher mit jener Neugier betrachtete, die der Neuling immer für gereifte Gauner empfindet.

„Das wäre Etwas!" stieß Neudorf den Pastor an.

„Ich glaube selbst," erwiderte Jener, daß der Junge noch nicht „chess" ist; denn er würde sich sonst nicht von den Anderen absondern. Dennoch scheint er ein entschlossener Mensch zu sein; sein Auge spricht dafür. Sicherlich ist es Einer, der gleich beim ersten Male mit einer anständigen That debütirte, und ich glaube, es ließe sich mit ihm unterhandeln."

„Wenn Du meinst," erwiderte Neudorf, „so mache Dich daran, denn viel Zeit zu versäumen haben wir nicht und Du weißt ja, daß ich mit der Sache direct nichts zu thun haben will."

„Gut," sagte der Pastor, „ich werde sofort mit ihm in Unterhandlung treten, wenn ich erst den Beweis dafür habe, daß Sie zahlungsfähig sind. Wohl verstanden," fügte er hinzu „den klingenden Beweis! Sie sind zwar ein vornehmer Herr, dennoch aber kann auch Ihnen das Geld ausgehen und allzu sehr scheint es Sie überhaupt nicht zu drücken, denn sonst würden Sie nicht zu so kleinen Experimenten greifen, bei denen doch immer etwas abfällt! Wollen Sie also so gut sein und mir etwas auf Abschlag zahlen, ehe ich mich auf die Werbung einlasse?"

„Das sollst Du haben," entgegnete Neudorf, indem er den

Pastor eine schwere Geldrolle in die Hand drückte. „Nun aber beeile Dich, denn es könnte leicht Jemand kommen, dessen Anwesenheit mir unlieb wäre.“

Der Pastor hatte sich nicht getäuscht. Er hatte mit dem in Rede stehenden Gauner ein Gespräch angeknüpft und bereits aus den ersten Worten ersehen, daß er es in ihm mit einem Neuling zu thun habe, der erst eben seine erste Strafe auf dem Zuchthause verbüßt hatte und vor wenigen Tagen daraus entlassen war.

Auch was sein Verbrechen anbelangte, hatte der Pastor richtig calculirt, denn der junge Verbrecher hatte zu seinem Debut einen Straßenraub erkoren und besaß also vollkommen die erforderliche Entschlossenheit. Bald saßen der Pastor, Neudorf und der Fremde im eifrigsten Gespräch und wurden darin duach Nichts unterbrochen, als durch die neidischen Blicke, die mehrere Verbrecher auf den Fremdling warfen, da sie wohl wußten, daß ein Mann wie Neudorf nicht umsonst mit Ihresgleichen spricht, und daß derselbe, wenn er ein Geschäft hat, seine Arbeiter auch gut und prompt honorirt.

Das aber hinderte die Drei nicht, ihre Angelegenheit auf's Eifrigste, wenn auch nur im flüsternden Tone, zu besprechen.

Da plötzlich wurde die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf die Thür gelenkt, durch welche ein junger, kräftig und entschlossen aussehender Mann eintrat. Alle Anwesenden streckten demselben die Hände entgegen.

„Guten Abend, wilder Paul!“ riefen die Meisten, und der Begrüßte drückte Einzelnen von Ihnen kräftig die dargereichten Hände.

Es war der wilde Paul, der hier plötzlich eintrat und dessen Erscheinen dem Herrn von Neudorf sehr unlieb war, da er denselben als den treuesten und ergebensten Anhänger Pronintsky's kannte.

Der wilde Paul hatte seinem Auftrag gemäß das Haus der Frau von Hochheim, welches, wie wir wissen, in der Leipziger Straße belegen war, treu bewacht. Auch mit dem schlappen Anton hatte er sich in Verbindung gesetzt und von demselben

soviel erfahren, daß vorläufig von einer Entfernung Alice's aus Berlin nicht die Rede sei. —

Dennoch aber hatte er auf alles Acht, was in dem Hause vorging. Namentlich aber beobachtete er die Personen genau, die in demselben ein- und ausgingen. An dem Abend, von welchem wir eben sprechen, hatte der wilde Paul auch wieder getreulich Wache gestanden, es hatte sich aber nichts Besonderes ereignet und die Frau von Hochheim war eben von einer Ausfahrt zurückgekehrt.

Es war spät nach Mitternacht und der wilde Paul wußte, daß Frau von Hochheim um diese Zeit Nichts vornehmen würde, was auch nur den leisesten Verdacht erregen könnte. Er wollte deshalb seinen Posten auf kurze Zeit verlassen und sich in einem nahe belegenen Locale die Zeit bis zum Morgen vertreiben. Da bemerkte er plötzlich zwei Personen, welche seine ganze Aufmerksamkeit erregten. Es waren Neudorf und der Pastor.

Der wilde Paul, welcher Beide so dahinschleichen sah und der wohl wußte, wie Neudorf dem schwarzen Jacques gegenüber stand, hatte sofort Verdacht gefaßt und beschlossen, Beiden zu folgen, um ein etwaiges Unheil, welches den schwarzen Jacques bedrohte, zu verhindern. Er sah, daß Neudorf und der Pastor sich in ein Local begaben, wo, wie er wußte, Leute verkehrten, die zu jedem Geschäfte brauchbar waren. Er ließ sie eintreten, dann aber, etwa noch einer Viertelstunde, folgte er ihnen.

Der wilde Paul befand sich jetzt unter seinen Kameraden, bei welchen er, seiner Kräfte halber, in hohem Ansehen stand. Er hatte die Begrüßung seiner Complicen freundlich erwiedert, dann aber wandte er sich der Gruppe zu, welche Neudorf, der Pastor und der Fremde bildeten. Durch einen Wink, der ihn gleichsam als den Herrscher unter seinen Genossen charakterisirte, hatte er den Letzteren zu sich geboten.

Der wilde Paul und der Fremde sprachen lange mit einander. Ihr Gespräch mußte wohl Herrn von Neudorf nicht angenehm sein, denn mehrmals wechselte er die Farbe, bis zuletzt sein Gesicht eine Leichenblässe überzog. Vergeblich waren seine spähenden Blicke auf die Thür gerichtet, jedoch dieselbe blieb verschlossen und so war ihm jeder Weg zur Flucht versperrt.

Auch der wilde Paul wechselte mehrmals die Farbe während der Erzählung des Fremden.

„Verdammt,“ murmelte er, „das wäre ja eine saubere Bescheerung geworden!“

Dann aber stürzte er sich plötzlich auf Neudorf und denselben mit aller Kraft vor die Brust packend, schleuderte er ihn in eine Ecke des Gemachs, wo derselbe kraftlos zusammenbrach.

„Hund von einem Verräther!“ schrie er, alle in diesem Raume nöthige Vorsicht vergessend. „Also das wolltest Du? Siehst ja auch erbärmlich genug aus, um einen ehrlichen Mann durch Gift wie eine Katze verrecken zu lassen!“

Im Nu hatten sich alle Anwesenden erhoben und bildeten eine Gruppe um den wilden Paul, bereit, ihm in dem vermeintlichen Kampf gegen Neudorf und den Pastor, beizustehen, um so mehr, als sie den Letzteren seines heimlichen Wesens halber nicht allzu gern hatten.

„Was ist's mit dem?“ riefen viele Stimmen wirr durcheinander.

„Nun, ich will es Euch sagen!“ rief der wilde Paul. „Der elende Hund wollte unseren Hauptmann wie eine Katze ins Jenseits befördern! Dieser elende Feigling — den schwarzen Jacques, den Mann, der vor keiner Gefahr zurückschreckt und der uns Allen schon so viel Gutes erwiesen hat!“

„Tod dem Verräther! Tod dem Schlichner!“ riefen alle Verbrecher und lange Dolchmesser wurden auf Neudorf gezückt, der sein Ende erwartend, leichenblaß und mit geschlossenen Augen, nicht die Kraft hatte, sich zu erheben. — —

Einundvierzigstes Capitel.

Bei der Kupplerin.

In einem zierlichen Gemach, welches von der höchsten Eleganz zeugte, saß an einem kalten Februarmorgen, eine junge, zierliche Mädchengestalt. Trübe und düster, wie die grauen Wolken, welche den Horizont bedeckten, mußte auch wohl ihr Inneres sein. Das zierliche Service, welchem ein aromatischer Chocoladenduft entströmte, stand unberührt und fast kaum beachtet vor der reizenden Bewohnerin des Boudoirs, welche der deutlich genug auf ihrem Antlitze ausgeprägte Seelenschmerz, nur um so lieblicher, um so anziehender erscheinen ließ.

Es war Alice; sie hatte bereits mehrere Tage in dem Hause der Frau von Hochheim zugebracht und wenn es ihr auch an Nichts fehlte, so wußte sie doch, daß sie eine Gefangene war, daß sie allen Denen, die ihr einst Wohlthäter waren und die sie in kurzer Zeit so unaussprechlich lieb gewonnen hatte, entrissen war.

Sie wußte aber noch mehr. Ihr Instinct sagte ihr, daß unter der Maske der Liebe und Uneigennützigkeit, welche die Frau von Hochheim zeigte, Grausamkeit und Eigennutz lauerten, sie ahnte, daß es bald einen Kampf gelten werde für das höchste Gut der Weiblichkeit, für ihre Tugend und sie beschloß, in diesem Kampfe standhaft und fest zu sein.

Die Unglückliche ahnte nicht, wie bald sie eine Probe dieser Festigkeit ablegen sollte, wie bald sie zeigen sollte, daß sie die Kraft besitze, die Stärke des weiblichen Herzens, die eben das Weib unüberwindlich macht.

Das Weib hat Thränen, nichts als Thränen. Doch in dem Moment, wo es gilt, für seine heiligsten Rechte einzustehen, werden diese Thränen zu einem reißenden Strom, der Alles verschlingt, was sich ihm in den Weg stellt. Die Thränen wachsen

zu einem Weltmeere, in welchem alles Nichtige und Ekle verschwindet unter der muthigen und glatten, murmelnden Welle, die selbst bedauernd das Unwürdige verschlingt.

Als Alice an jenem Abend in dem Wagen der Frau von Hochheim gehoben wurde und bald darauf vor dem Hause in der Leipzigerstraße ausstieg, war sie von dem guten Eindruck, den die Frau von Hochheim auf ihr kindliches Gemüth gemacht hatte, noch so eingenommen, daß sie sich willig fügte, um so mehr, da Frau von Hochheim ihr erklärte, daß sie nur ihre Toilette vervollständigen wollte, um dann in ihrer Gemeinschaft zur Soirée des Herrn von Treville sich zu begeben.

Viertelstunde auf Viertelstunde verging. Es wurden Stunden daraus, und noch immer ließ sich die Frau von Hochheim nicht blicken, um Alice aus dem Zimmer abzuholen, in welchem dieselbe sie erwarten sollte. Da endlich erwachte in Alice's Seele der Verdacht. Sie rief sich die Begegnisse des Abends noch einmal vor die Seele und jetzt erschieneu ihr dieselben in einem ganz anderen Lichte.

Die freundliche Zuvorkommenheit der Frau von Hochheim erschien ihr jetzt aufdringlich und widerlich. Sie wollte das Haus derselben verlassen, doch die Thür des Zimmers war verschlossen. Diese Ueberzeugung bewies Alicen nur zu deutlich, daß sie wiederum elenden Schurken in die Hände gefallen war.

Ein klares Bild des Elends, was sie bereits erlebt, ein klares Bild des Kampfes, welcher ihr bevorstand, trat vor ihre Seele und mit einem lauten Schrei brach sie kraftlos zusammen. Ein wohlthätiger Schlaf umfing sie und umgab sie mit anmuthigen Bildern ihrer Lieben. Sie schlief lange — sehr lange! —

„O Gott! war es denn ein Traum, der mich alle diese Schrecknisse erleben ließ?" rief sie, als sie endlich am hellen Mittage erwachte. Sie blickte um sich, doch überall blickten ihre Augen auf fremde, ungewohnte Gegenstände; sie sah jetzt deutlich, daß sie verrathen war.

„Mein Himmel!" rief sie unter Thränen, „so ist es denn doch wahr, so bin ich denn wieder von denen gerissen, die ich so unaussprechlich liebte?"

Da öffnete sich die Thür und Frau von Hochheim trat durch dieselbe ein. Keine Spur auf ihrem Antlitze verrieth eine Empfindung der sonderbaren Situation, in welcher sie sich Alice gegenüber befand. Freundlich und unbefangen nahm sie einen Sessel und placirte sich neben Alice's Bett.

„Sie waren gestern etwas unpäßlich, liebes Kind!" sprach sie, während sie ihre Hand durch das reiche Haar Alice's gleiten ließ. „Ich mußte also schon für Sie sorgen und Ihnen in diesem bescheidenen Stübchen eine Lagerstätte bereiten. Vor Allem aber sagen Sie mir jetzt, ob Ihnen besser zu Muthe ist, denn es würde mich unglücklich machen, Sie leidend zu wissen. Ich habe Sie nun einmal liebgewonnen, mein Herzchen und da müssen Sie es schon dulden, daß ich mich zu Ihrer Beschützerin aufwerfe!"

Wer die Alte so sprechen hörte und das Wohlwollen bemerkte, mit dem ihr Blick auf Alice ruhte, der konnte wohl schwerlich annehmen, daß Frau von Hochheim eine Kupplerin, daß Alice das Opfer sei.

Alice selbst schien den Verdacht bekämpfen zu wollen, welcher in Betreff der Frau von Hochheim in ihr rege geworden war. Ganz wollte ihr dies indeß nicht gelingen und mit einem halb freundlichen, halb ängstlichen Blick erwiederte sie:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig für die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie, verehrte Frau, einem armen Mädchen zu Theil werden ließen. Dennoch muß ich, selbst auf die Gefahr hin, Sie zu beleidigen, bitten, mich bald von hier fort zu lassen, denn ich bin davon überzeugt, daß Fräulein Bianca sowohl, wie deren Angehörigen, in großer Sorge um mich sind.

„Leider," entgegnete Frau von Hochheim, „muß ich, liebes Kind, diese schönen Illusionen Ihrer reinen Seele stören. Verhältnisse, die ich aus Rücksicht für Sie nicht näher berühren darf, veranlaßten Fräulein Bianca, Ihre Entfernung aus dem Hause der Frau von Hoch wünschenswerth zu machen!"

„Fräulein Bianca selbst liebt Sie zu sehr, als daß sie Ihnen das hätte offen gestehen sollen, was ich jetzt in ihrem Auftrage Ihnen mittheile. So also blieb Fräulein von Hoch

Nichts weiter übrig, als zu einer kleinen List ihre Zuflucht zu nehmen und verzeihen Sie mir, liebes Kind, wenn ich, der Familie von Hoch verflichtet, meine Hand dazu lieh, Ihnen ein anderweitiges angenehmes Asyl zu schaffen!"

„Das ist erlogen!" rief Alice, indem sie in ihrer Aufregung Alles vergessend, sich schnell erhoben hatte und nach ihren Kleidern griff, als wollte sie sich sofort entfernen, um so den Beweis zu führen, daß sie im Hause Bianca's trotzdem willkommen sei.

„So geht das denn doch nicht!" rief Frau von Hochheim. „Sie werden einsehen, liebes Kind, daß, wenn ich mein Wort gegeben habe, Sie hier zu halten, ich auch unmöglich zugeben darf, daß Sie sich gegen meinen Willen von hier entfernen. Sie werden es sich also hier schon eine Zeitlang gefallen lassen müssen und sich den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen suchen. Was ich zu Ihrer Unterhaltung beitragen kann, werde ich thun und seien Sie überzeugt, daß es Ihnen hier in meinem Hause an Nichts fehlen soll."

Alice hatte den Worten der Frau von Hochheim aufmerksam zugehört, sie hatte aber auch klar genug eingesehen, daß die Alte durchaus nicht im Auftrage Bianca's gehandelt habe. Die Letztere hätte ihr unbedingt offen und ohne Rückhalt Alles mitgetheilt, was eine etwaige Entfernung aus ihrer Nähe gebiete, und auch Moral hätte sicherlich in eine solche Entführung nicht gewilligt und ihr mit Freuden den Platz eingeräumt, den er ihr ja schon als armes Mädchen so freudig angeboten hatte — bei seiner Mutter.

„Sie lügen!" rief sie erregt. „Weder Fräulein Bianca, noch irgend Jemand von meinen Bekannten hat Ihnen einen so niederträchtigen Auftrag gegeben! Ja, und wenn es der Fall wäre, so bin ich selbst Herrin meines Thuns und verlange, daß Sie mich im Augenblick von hier entlassen!"

Alice hatte sich schon während des Gesprächs angekleidet und eilte nun der Thür zu, um das Gemach zu verlassen. Frau von Hochheim war ihr aber zuvorgekommen.

„Halt!" rief sie. „Da hast Du Dich denn doch verrechnet, mein Täubchen!" Und mit einer Kraft, die man der Alten

schwerlich zugetraut hätte, schleuderte sie Alice in's Zimmer zurück, während sie gleichzeitig die Thür verschloß und den Schlüssel zu sich steckte.

Frau von Hochheim, oder Mutter Käthe, die Kupplerin, sah jetzt ein, daß sie auf dem beschrittenen Wege nicht zum Ziele kommen werde. Sie beschloß also, offen und ohne Scheu zu unterhandeln. Alice war ja in ihrer Gewalt, und wie wenige Mädchen sind im Stande, den Verlockungen der Verführung zu widerstehen. Frau von Hochheim zählte Alice zu der großen Masse ihres Geschlechts — sie hatte sich jedoch verrechnet.

„Nun wohl, mein Kind!" nahm sie wieder das Wort, „da Du doch einmal so klug bist, so will ich Dir auch die Triebfeder meiner Handlungsweise mittheilen. — Höre mich ruhig an, meine Tochter, und dann magst Du selbst urtheilen, ob denn das, was ich von Dir verlange, so etwas Ungeheuerliches ist!"

Alice horchte hoch auf. Sie wußte in der That nicht, was sie von der sonderbaren Rede ihrer grausamen Beschützerin halten sollte. Statt aller Antwort maß sie die Frau von Hochheim mit einem verächtlichen Blick. Die Megäre achtete nicht darauf, sondern fuhr im ruhigsten Tone, während sie sich zu einem freundlichen Lächeln zwang, fort:

„Wisse denn, mein Kind, daß Dir ein großes Glück bevorsteht. Ein junger, reicher und liebenswürdiger Mann von Stande liebt Dich und ist gesonnen, Dir seine Hand zu reichen. Verhältnisse, die ich Dir, liebes Kind, nicht detailliren kann, zwingen ihn, jetzt noch seine Liebe zu Dir geheim zu halten, und deshalb bat er mich, Dir in meinem Hause ein Obdach zu gewähren, welches ihm gestattet, Dich öfter zu sehen und Dir selbst zu sagen, wie sehr, wie unaussprechlich er Dich liebt!"

„Und ich will von einem elenden Wicht nichts wissen, der feige genug ist, zu so erbärmlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen!" rief Alice. „Doch vergessen Sie nicht, Frau von Hochheim, oder wie sie sonst heißen mögen, daß Liebe nur auf Achtung begründet ist, und nie würde ich einen Mann achten können, der ein Mädchen schändet, um dadurch den Weg zu ihrem Herzen zu finden!"

„Du wirst Dir's wohl noch überlegen!" rief die Alte höhnisch

lachend. „Du hast ja Zeit genug dazu, mein Täubchen, und mit der Zeit kommen einem gar wunderliche Gedanken. Vorläufig will ich Dich nicht weiter in Deinen Betrachtungen stören!"

Mit diesen Worten hatte die Alte die Thür geöffnet und sich aus dem Zimmer entfernt, dasselbe jedoch sofort hinter sich verschließend.

Alice war allein. Ein heftiger Thränenstrom entquoll ihren Augen. Ohne die Gefahr zu kennen, die ihr bevorstand, ahnte sie dieselbe doch in ihrer ganzen Schwere. Der Instinkt ist eine wichtige Beigabe des menschlichen Seelenlebens, ob eine glückliche, wagen wir nicht zu behaupten.

Frau von Hochheim verließ Alice und begab sich auf ihr Zimmer, welches allerdings Nichts mit dem ärmlichen Gemach gemein hatte, welches sie früher gemeinschaftlich mit Claus, in dem uns bekannten Wirthshause in Stralow bewohnte. —

Der Abend war wieder hereingebrochen und zwar ein unfreundlicher Abend. Der Sturm heulte und dicke Regentropfen trieben die einzelnen Nachtwanderer durch die Straßen der Residenz, ihrer Behausung zu. Die Schutzleute hüllten sich dichter in ihre paletotartigen Mäntel. Die Nachtwächter verwünschten den Regen, der ihnen nicht einmal gestattete, in Ruhe ein Schläfchen zu halten und suchten in Eile ein Unterkommen in den Räumen irgend einer in ihrem Revier belegenen Restauration.

Frau von Hochheim saß beim Schein einer kostbaren Ampel auf ihrem Zimmer. Trotz der Eleganz, trotz allem Comfort, der sie hier umgab, sah sie jetzt nichts weniger, als wie eine vornehme Dame aus. Ein Zug widerlicher Genugthuung machte ihr, von Runzeln bedecktes Gesicht, zur Fratze. Sie war wieder ganz die alte Käthe, wie wir sie im ersten Capitel unserer Erzählung kennen gelernt haben.

Sie schien irgend einen Besuch zu erwarten, denn eifrig horchte sie auf jedes Geräusch, und oft ging sie zur Thür, öffnete dieselbe und lauschte hinaus. Dann, als ob sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sehe, nahm sie wieder mißmüthig auf dem Sopha Platz.

„Es wäre doch abscheulich," begann sie endlich, die unheim-

liche Stille, welche in dem Gemache herrschte, unterbrechend, „wenn mir Ligny und der saubere Baron von Neudorf da einen Streich gespielt hätten. Ich säße dann in einer guten Patsche; denn wo sollte ich wohl mit dem zimperlichen Ding hin, das schon schaamroth wird, wenn man von einem Manne spricht. Ein Kloster habe ich freilich nicht und für fromme Andachten ist mein Haus auch gerade nicht geschaffen. Außerdem aber hat das Mädchen vornehme Beschützer und ich wenigstens mag es nicht mit dem Herrn von Treville aufnehmen, vor dem alle Welt einen so großen Respect hat."

„Ich begreife überhaupt nicht, daß sich weder Ligny noch Neudorf sehen lassen, sie sind doch sonst bei dergleichen Abenteuern nicht säumig. Sollten sie mich aber in eine Falle gelockt haben, dann sollen sie die Mutter Käthe kennen lernen. Es ist nur gut, daß der Schlaftrunk, welchen ich dem Mädchen gab, gute Dienste leistete, denn wäre dieselbe am selben Abend erwacht, sie hätte sicher das Weite gesucht. Denn resolut scheint mir die kleine Hexe zu sein."

„Nun, es wird ihr ja aber nichts schaden," sprach sie weiter, „daß sie in meiner Gesellschaft lebt. Arm ist das Ding ohnehin nur und wenn sie vernünftig ist, sucht sie sich hier ihr Leben zu Nutze zu machen; denn besser lebt sie hier immer, als bei dem vornehmen Fräulein, welches sie der Barmherzigkeit halber aufnahm."

„Sie fürchtet zwar für ihre Unschuld; was aber ist denn Unschuld? Eine Einbildung ist es, eine Idee, ein Phänomen, von dem man sich selbst keinen rechten Begriff machen kann. Ein Wort und der ganze Tempel der Unschuld bricht zusammen. Dieses Wort aber muß früher oder später doch einmal fallen; also ist es da eine Sünde, daß es durch meine Vermittelung fällt, daß dieses zimperliche Ding für das Phantasiegebilde der Unschuld, ein ganzes Leben voll Lust und Freude erntet?" —

„Und doch," fügte sie beinahe schwermüthig hinzu, „ist es schön, ein unschuldiges Mädchen zu sein. Wie reizend lacht Einem da die Gegenwart, wie wonnevoll winkt die Zukunft! Das ganze Leben liegt gleich einem Zauber-Theater vor uns, dessen Bühne von einem leichtwallenden Vorhange unseren Augen

entzogen wird, der aber auf den leisesten Anlaß hin sich hebt, um uns die lieblichen Gebilde der Phantasie zu zeigen!"

Die Alte hatte sich wieder in ihre Jugendzeit zurückversetzt. Viele schöne Erwartungen aus vergangenen Tagen zogen an ihrer Seele vorüber, und fast schauderte sie bei dem Gedanken, die Zukunft und das Lebensglück dieses Mädchens vernichten zu wollen.

Doch nur einen Moment währte dieser Kampf, dann trat das Bild ihrer eigenen Gesunkenheit vor ihre Seele und selbst im Schlamme des Lebens versunken, glaubte sie sich auch berechtigt, Alice in denselben hinabzuziehen. Ja, es schien ihr eine Befriedigung zu sein, ein Leben voll Hoffnung zu zerstören, wie das Ihrige einst zerstört wurde.

„Ha!" rief sie. „Was ist es denn, wenn das zimperliche Ding die Freuden genießt, die ihr nun einmal bestimmt sind. Ist es denn meine Schuld, daß sie ein so hübsches Lärvchen trägt? Mir wurde die Schönheit zu einer elenden Falle. Auf mich zeigte die Welt mit Fingern, nun mag auch sie es sich versuchen!"

„Was ist sie denn mehr als ich? War ich denn nicht auch einst ein hübsches Mädchen? O, dieses Gesicht war nicht immer voll Falten, diese mageren Hände waren einst voll und weich, und aus den jetzt matten Augen leuchtete Freude, Liebes- und Lebenslust! War es meine Schuld, daß ich so namenlos elend wurde? Nein, es war die Bestimmung des Schicksals, dem Niemand entgehen kann — auch das spröde Kind nicht! Und was kann ich dafür, daß mich das Schicksal in diesem Falle zu seinem Werkzeug auserkoren hat, ich bin wahrlich sehr unschuldig daran!"

So philosophirte die Alte noch lange fort, sich selbst beruhigend, ohne dadurch beruhigt zu werden.

Es ist dies ein eigen Ding, daß der Mensch so gern seinen treuesten und natürlichsten Freund, das Gewissen, zu täuschen sucht.

Endlich wurden vom Corridor her Schritte vernommen. Frau von Hochheim erhob sich und ging der Thür zu, die eben geöffnet wurde und durch welche Herr von Ligny eintrat, dem

Diener wehrend, welcher ihn, der Sitte des guten Tons entsprechend, erst anmelden wollte.

„Seien Sie mir willkommen, lieber Baron!" rief Frau von Hochheim, während sie dem Eintretenden beide Hände entgegenstreckte, deren eine Herr von Ligny, mit Rücksicht auf die Anwesenheit des Dieners, nicht ohne einen innerlichen Schauder an seine Lippen zog.

Der Diener hatte seine Schnldigkeit gethan, er entfernte sich. Die Beiden waren jetzt allein.

„Machen Sie es sich bequem, Herr Baron!" Mit diesen Worten deutete Frau von Hochheim mit einer graciösen Handbewegung, auf einen der kostbaren Sessel.

Ligny ließ sich mit jener Nonchalance in denselben gleiten, welche den Mann von Ton kennzeichnet.

Frau von Hochheim präsentirte ihrem Gaste aus einem zierlich ausgelegten Kästchen eine ächte Havanna, und nachdem sie zuvorkommend derselben auch ein brennendes Wachshölzchen zugefügt hatte, nahm sie ihm gegenüber ihren alten Platz ein.

Eine schlechte Cigarre macht trübe Gedanken, während eine ächte Havanna schon im Stande ist, die Grillen zu vertreiben, die Phantasie lebhaft anregt und den Gedankengang fördert.

Auch bei Ligny hatte die Havanna ihre Dienste gethan. Mit jenem Behagen, welches jeder Raucher im Moment des Genusses empfindet, blies er die blauen, aromatischen Wölkchen vor sich hin, dann aber nahm er das Wort, indem er sich fast vertraulich zu der Alten neigte.

„Sind wir allein," fragte er, „und können wir auch nicht belauscht werden?"

„Ganz allein, Herr Baron!" erwiderte die Alte freundlich grinsend. „Niemand kann etwas von unserem Gespräche vernehmen, und wenn ja der Diener ein oder das andere Wort haschen sollte, so schadet es nichts, denn derselbe kann uns nicht gefährlich werden!"

„Gut," entgegnete Ligny, „so lassen wir zunächst das vornehme Ceremoniell bei Seite, und Du vor Allem laß die gnädige Frau fahren, die Dir überhaupt schlecht steht und sei das, was Du wirklich bist — die alte Käthe! Ich kann es einmal

nicht leiden, daß ich mit Personen Deines Schlages, für mein gutes Geld auch noch wie mit vornehmen Leuten unterhandeln soll."

„Nun denn," entgegnete die Alte, „so wird die Mutter Käthe mit Blaubart unterhandeln. Ich bin auch keine Freundin vom Ceremoniellen, und es spricht sich auch so gemüthlicher!"

„Alte," warnte Ligny, „vergiß nie die nöthige Vorsicht, wenn Du zu mir sprichst, Du könntest es einst bereuen. — Du weißt sehr wohl, daß ich Dich in Händen habe und daß Du auf eine Anzeige von mir eine Reise antreten könntest, die Dir nicht behagen möchte!"

„Und auf welcher Sie mich begleiten würden!" fiel hier die Alte ein. „Ich habe da noch so ein Wechselchen, dessen Accept auf einen gewissen Fürsten von Lepain lautet und dessen Handschrift der Ihrigen täuschend ähnlich ist."

„Verdammt!" rief Ligny. „Du hast mir gut auf die Finger gesehen. — Doch gleichviel, nenne mich meinethalben Blaubart, mir kann das schon gleich sein. Vor Allem sprechen wir von unserem Geschäft. — Ist das Mädchen in Deinem Hause?"

„Gewiß," erwiderte Mutter Käthe, „und was für ein Mädchen. Ein Gesicht wie Milch und Blut, das Herz im Leibe würde Dir lachen, wenn Du sie sehen könntest."

„Und kann ich denn das nicht?" fragte Ligny.

„Nein!" erwiderte die Alte. „Du weißt, die Mutter Käthe verdankt die meisten ihrer Geschäfte ihrer Verschwiegenheit, und da ich nur in Neudorfs Auftrag handele, so kann ich unmöglich so indiscret sein, Dich zu der Dame zu führen."

„Auch nicht, wenn ich Deine Gefälligkeit gut honorire?"

„Auch dann nicht! Doch wenn ich Deiner Verschwiegenheit sicher bin, ließe sich vielleicht über diesen Punkt unterhandeln. Vor Allem aber müßtest Du mir dann mittheilen, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit dem Mädchen hat und weshalb ich dieselbe hier, wie in einem Käfig aufbewahren soll. — Ein hübsches Ding ist es allerdings; doch sollte ich meinen, daß der hübsche und stolze Herr von Neudorf, der ja doch auch in dem Hause der Frau von Hoch gesehen wird, auf leichtere Art

die Gunst dieses kleinen Schmetterlings erwerben konnte, als daß er sie so mir nichts, dir nichts, entführen läßt, um ihr in meinem Hause die Honneurs zu machen!"

„Nun, diesmal bin ich im Stande, Deine Neugier zum Theil zu befriedigen," erwiderte Ligny, „vorausgesetzt, daß auch Du Dein Wort hältst und mich mit dem Mädchen bekannt machst; denn auf eine Bekanntschaft mehr oder weniger wird es ja dem schönen Kinde nicht ankommen!"

„Da irrst Du Dich denn doch, mein Goldsöhnchen!" grinste Mutter Käthe freundlich. „Das Ding ist spröde wie Glas und ich bin überzeugt, daß sie Dir eher die Augen auskratzt, als Dir einen Kuß giebt!"

„Oho!" rief Ligny, welcher sich in seiner Eitelkeit verletzt sah. „Es wäre nicht das erste, hübsche Kind, welches ich geküßt habe!"

„Nun, nun," fiel die alte Käthe ein. „Du brauchst Dich ja nicht gleich zu echauffiren! An mir soll's nicht liegen. Aber wenn Du bei der mit langer Nase abziehen mußt, so ist es einzig und allein Deine Schuld, doch nun bist Du mir vor Allem die Erzählung schuldig, denn ohne dieselbe werde ich in der Sache keinen Schritt für Dich thun!"

„So höre denn!" nahm Ligny das Wort. „Ich werde Dir mittheilen, was ich von der Sache weiß. Es ist allerdings blutwenig, aber auch wiederum genug, um Deine Neugier zu befriedigen. Der alte Geheim-Rath von Waltz ist Dir ja wohl bekannt?"

„Gewiß, wie sollte ich den nicht kennen? Habe ich doch durch den alten, verliebten Herrn, manchen Thaler verdient, für kleine Commissionen, die er mir auftrug und die ich stets zu seiner Zufriedenheit ausführte!"

„Nun, siehst Du, dieser alte Geheim-Rath ist in das Mädchen verschossen und hat schon alles Mögliche angestellt, sie in seinen Besitz zu bekommen. Es wäre ihm auch sicher geglückt, wenn ihm nicht durch kleine Streitigkeiten, die er mit der Polizei-Behörde hatte, der Aufenthalt in Berlin so verleidet worden wäre, daß er es vorzog, unsere Stadt zu verlassen, und

fern von hier, an den schönen Erinnerungen der Residenz zu zehren!"

„Das Mädchen hat er aber nicht vergessen und der alte Narr scheut kein Opfer, es in seine Gewalt zu bekommen. Herr von Neudorf nun schuldet dem Geheim-Rath bedeutende Summen, auch weiß Letzterer so manches kleine Geheimniß, was Neudorf gefährlich werden könnte; deshalb verlangt der Rath nun, daß Neudorf ihm das Mädchen durch Vermittelung des Doctor Behr zusende."

„Neudorf ging nun auf diesen Vorschlag ein und zwar mit großer Bereitwilligkeit, so daß ich vermuthe, er verfolgt dabei noch einen besonderen Zweck und ich glaube richtig zu urtheilen, wenn ich annehme, daß er das schöne Mädchen über die Verhältnisse ihrer bisherigen Freundin Bianca auszuforschen gedenkt!"

„Da nun Neudorf nicht wußte, wohin er das kleine Ding senden sollte, so wendete er sich an mich, und ich war ihm schon um deshalb gern gefällig, als er dergleichen kleine Liebesdienste gut zu honoriren versteht! Das ist Alles, was ich Dir über diese Angelegenheit mittheilen kann und es wird genügen, Deine Neugierde auf einige Wochen rege zu erhalten! — Doch nun komme auch Deinem Versprechen nach, denn ich bin durch die Beschreibung, die Du mir von dem Mädchen gemacht hast, nur um so begieriger geworden, dieselbe kennen zu lernen!"

„Gewiß, mein Sohn," nahm die Alte das Wort, „ich werde Deinen Wünschen nachkommen; doch vorerst mußt Du noch ein zweites Versprechen erfüllen, welches Du mir gegeben hast!"

„Nimm dies, alte Hexe," rief Ligny, indem er der Alten ein paar Goldstücke vor die Füße warf. „Es wird wohl genug sein für den Kuppeldienst, den ich von Dir verlange. Ich glaube, Du gingest in den Backofen der Hölle, wenn Dir der Teufel ein paar Goldstücke dafür verspricht!"

„Wie der Herr, so der Diener!" krächzte die Alte, während sie die Goldmünzen vom Boden aufnahm und diese sorgfältig in die Tasche ihres Kleides barg. Dann ergriff sie einen kostbaren, silbernen Armleuchter und schritt, von Ligny gefolgt, der Thür zu.

„Doch noch Eins mußt Du mir versprechen!“ rief sie plötzlich stehen bleibend. „Nämlich, daß Du auch nicht ein Wort sprichst, so daß, falls das Mädchen noch wach ist, dieselbe unseren Besuch dem Zufall zurechnet; denn mit Neudorf ist nicht zu spaßen und ich möchte mir den schönen Verdienst, der mir allerdings sauer genug geworden ist, nicht aus der Nase gehen lassen!“

„Ich verspreche Dir auch das noch!“ erwiderte Ligny und gleich darauf verließen Beide das Zimmer. — —

Herr von Neudorf konnte allerdings an diesem Abend nicht erscheinen. Die freundliche Warnung, welche ihm Pronintsky ertheilt hatte, war noch zu frisch in seinem Gedächtniß, als daß sich von Neuem in Gefahr stürzen sollte. Ja, er bereute fast, auf den Vorschlag des Geheim-Raths eingegangen zu sein, trotzdem er sich von Alice, deren Charakter er ja nicht kannte, in Bezug auf Bianca eben solche Vortheile versprach, wie er sie früher durch Elise erreicht hatte. —

Ligny's Neugierde war befriedigt; er hatte ein schlummerndes Engelsantlitz gesehen; er hatte einen Engel gesehen, der mit seinem Wissen und theilweise durch seine Vermittelung der Hölle überwiesen werden sollte.

Alice schlief und während sie von ihren Lieben träumte, ahnte sie wohl nicht, welch' ein Teufel sich über ihre ruhigen Züge beugte, dieselben durch seine leidenschaftlichen Gedanken, durch seine lüsternen Blicke entweihend! — —

Wenige Tage darauf sehen wir Alice thränenden Auges auf ihrem Zimmer. Ein krampfhaftes Schluchzen nur allein unterbrach die lautlose Stille. Zwar war ihr durch den Diener der Frau von Hochheim, dem schlappen Anton, welcher sich bereits mit dem wilden Paul in Verbindung gesetzt hatte, manches Trostwort zu Theil geworden, doch noch immer wußte sie nicht, wie sie aus diesem Hause entkommen sollte.

Sie hatte ja jetzt die Frau von Hochheim kennen gelernt.

Die Maske war gefallen und hatte die wahre Gestalt der Kupplerin enthüllt, welche sie bisher mit dem Schein liebenswürdigen Wohlwollens bedeckte.

„O Gott!" rief Alice händeringend. „Wenn es doch bestimmt ist, daß ich in diesem Hause noch länger weilen soll, so nimm mich lieber zu Dir, ehe meine Seele durch den lasterhaften Umgang befleckt wird! Was habe ich denn verschuldet, daß sich Alles von mir wendet, daß ich, kaum dem Elend entrissen, auf's Neue in's Verderben gestürzt werde? O, Herr! Du weißt ja am besten, daß ich stets auf Dich hoffte, so zeige mir einen Weg zur Rettung! Gieb Du mir ein Zeichen und ich will geduldig ausharren, bis die Stunde meiner Erlösung schlägt!"

Sie hatte ihre Blicke zum Himmel gerichtet, als suche sie da Rettung, wo allein nur ein gläubiges Herz Trost und Hilfe findet. Jetzt erst fiel ihr Blick auf das zierliche Service, welches noch immer unberührt auf dem Tische stand. Und wunderbar! hatte ihre eben ausgesprochene Bitte bereits Erhörung gefunden? — Ihre Augen hafteten auf ein zierliches Billet, welches, von dem Service zum Theil bedeckt, auf dem Tische lag. Mit einer Hast griff sie darnach und mit einem Gefühl, welches sie sich selbst kaum erklären konnte. Sie löste nun das Siegel mit einer Eile, als ob von dem Inhalte, welches dasselbe barg, ihr Leben abhinge.

Ein zierliches Billettchen fiel ihr entgegen. Schnell durchflog sie den Inhalt desselben und eine freudige Röthe belebte ihr bleiches Antlitz. Obgleich das Billet keine Unterschrift trug, war es ihr doch, als ob diese Zeilen nur von einer innigst befreundeten Hand geschrieben sein konnten und eine freudige Zuversicht räumte ihrer Trauer den Platz ein.

Immer und immer wieder durchflog ihr Blick die Zeilen, welche für sie eine nur zu große Bedeutung hatten. Knüpfte sich doch an den Inhalt derselben die Hoffnung, daß sie bald erlöst werde. Die Zuversicht, ja die Gewißheit, daß sie nicht allein und verlassen sei. —

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Geehrtes Fräulein!“

„Mit Betrübniß habe ich erfahren, daß Ihnen ein „schweres Geschick, welches Sie zu verfolgen scheint, von „Neuem ein Unheil bereitet hat, welches wohl geeignet „ist, das Herz eines Mannes zu entmuthigen, um wie- „viel mehr das Ihre, die Sie schon so oft und schwer „geprüft sind.

„Zwar kann ich Ihnen für jetzt nur Trost spenden, „doch seien Sie versichert, daß meinen Worten die That „folgen wird, falls Ihnen, was ich nicht erwarte, an „dem Ort, wo sie sich gegenwärtig befinden, Gefahr „drohen sollte. Harren Sie ruhig aus und nehmen „Sie die Versicherung, daß Sie nicht ohne Schutz sind. „Verbergen sie aber diese Zeilen sorgfältig vor jedem „Auge, denn so bald ein fremder Blick von denselben „Kenntniß nimmt, wären alle Pläne zu ihrer Rettung „vernichtet. Leider kann ich Ihnen bis jetzt meinen „Namen nicht nennen, doch vertrauen Sie trotzdem mei- „nen Worten mit der Zuversicht, welche Ihre gegen- „wärtige Lage rechtfertigt.“

Alice hatte die wenigen Zeilen wiederholt gelesen. Sie barg das Blättchen sorgfältig an ihrem Busen und dann, als wäre plötzlich aller Gram von ihr geschwunden, ließ sie sich in einem Sessel gleiten und genoß von der duftenden Chocolade, welche für sie servirt war.

„O,“ rief sie freudig, „ich werde also nicht zu Grunde gehen, ich werde erlöst werden von hier! Ich werde Alle wieder- sehen, die mir lieb und theuer sind.“

Hier wurde sie durch ein leises Pochen an der Thür unter- brochen und gleich darauf trat eine stattliche Gestalt durch die- selbe ein. Es war Herr von Neudorf.

Wir haben denselben im vorigen Capitel von den Messern der Verbrecher arg bedroht gesehen. Schon waren mehrere be- reit, ihm den Garaus zu machen, als der wilde Paul, der ja, wie unsere Leser bereits wissen, nie Menschenblut vergoß, ihn rettete.

„Laßt ihn!“ rief er. „Der Elende wird seiner Strafe

nicht entgehen! Er ist nicht werth, daß er unter Euren Messern verendet, Ihr würdet dem Henker eine Arbeit sparen und das wollt Ihr doch nicht, da der Henker durchaus nicht zu Euren guten Freunden zählt!"

Mit Mühe nur entriß der wilde Paul den zitternden Neudorf den Händen seiner Complicen. Er selbst begleitete ihn bis auf die Straße; hier kehrte er ihm verächtlich den Rücken und ging seiner Wege.

Neudorf war einer großen Gefahr entronnen; doch dieselbe hatte ihn nicht gebessert, sie hatte vielmehr die wüthendsten Rachepläne in seinem Innern erweckt, gegen Pronintsky sowohl wie gegen alle Diejenigen, welche demselben ergeben waren.

Doch er hatte beschlossen, von nun an vorsichtiger zu sein und seine Angelegenheiten sobald als möglich in's Reine zu bringen; denn der heutige Abend hatte ihn darüber belehrt, daß er es in Pronirtsky zugleich mit fast sämmtlichen Verbrechern Berlins zu thun habe.

Er wollte seine Arbeit beschleunigen, denn er hatte ja viel zu thun. Seine Schwägerin, die Baronin von Neudorf, und Pronintsky mußten beseitigt werden, und auch an Herrn von Treville mußte er sich rächen, dafür, daß ihm derselbe seit der Zeit, wo er das Attentat auf Bianca ausgeführt hatte, trotzdem er Pronintsky verdächtigte, dennoch mit großem Mißtrauen entgegen kam.

Die glänzendste Rache, die er an dem stolzen Treville nehmen konnte, bestand aber darin, daß er Bianca entehrte! Es wäre für den stolzen Edelmann der Todesstreich gewesen, und hierzu hatte er ja, wie er glaubte, in Alice, die vollständig in seiner Gewalt war, ein treffliches Hilfsmittel gefunden.

Fast segnete er den Geheim-Rath von Waltz dafür, daß er ihn mit dieser Mission betraut hatte; denn sicher glaubte er, daß Alice ihre Freiheit gern durch einen kleinen Verrath an ihrer Gebieterin erkaufen würde. —

Alice hatte sich beim Eintritt Neudorf's erhoben und begrüßte denselben mit einer höflichen, aber förmlichen Verbeugung. Neudorf war von ihrem Anblick überrascht. Es war eine seltene Schönheit, die ihm hier entgegentrat, mit einer

Grazie entgegentrat, wie sie der Wüstling von diesem jungen Mädchen nicht erwartet hatte.

Mit einer höflichen Verbeugung ersuchte er Alice, Platz zu nehmen und erst dann wagte er es, sich ihr zu nahen. Das Weib übt auf das Gemüth des gebildeten Mannes immer einen Eindruck aus, das schöne Weib einen unauslöschlichen Eindruck!

„Mein Fräulein!" nahm Neudorf das Wort. „Es mag Ihnen sonderbar vorkommen, daß ich es wage, hier aufzutreten, um so mehr, da ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein. Dennoch aber werden Sie mir verzeihen, wenn Sie berücksichtigen, daß die Liebe ja oft zu den seltensten Mitteln greifen muß, um sich dem ersehnten Gegenstand ihrer Neigung zu nahen!"

Alice, welche Neudorf im ersten Moment mit jenem Wohlwollen betrachtete, welches auch das unschuldigste Mädchen beim Anblick eines schönen Mannes empfindet, hatte sich erhoben. Sie war verletzt in ihren heiligsten Gefühlen, sie sah in Neudorf den Mann, dem sie ihr Unglück zuschrieb und den sie schon tief verachtete, noch ehe sie ihn gesehen hatte.

„Mein Herr!" rief sie, während sich ihr Antlitz mit Zornesröthe überzog. „Ich habe nur eine Bitte an Sie zu richten und ich erwarte, daß Sie derselben nachkommen werden, wenn Ihnen daran liegt, meiner tiefsten Verachtung auszuweichen. Meine Bitte besteht darin, mich sofort zu verlassen und dadurch zu zeigen, daß Sie als Mann von Bildung nicht alle Achtung vergessen haben, die Sie einem bedrängten Mädchen schuldig sind!"

Neudorf war betroffen; er zupfte verlegen an den Spitzen seiner zierlichen Glacé's. Es lag etwas in dem Wesen Alice's, was ihm eine Achtung abzwang, die der stolze Wüstling bisher vor keinem Mädchen gehegt hatte. Bald aber hatte er den momentanen Eindruck überwunden und wohl berechnend, in welcher Situation sich Alice ihm gegenüber befand, kehrte seine angeborne Frechheit in ihm zurück.

„Sie schlagen ja da einen sehr vornehmen Ton an, liebes Kind!" sprach er, Alice unverschämt an's Kinn fassend. „Sie

scheinen ganz zu vergessen, wie Sie sich mir gegenüber zu verhalten haben!"

Alice war ein paar Schritt zurückgetreten und während sie Herrn von Neudorf mit einem verächtlichen Blick maß, erwiederte sie:

„Keineswegs habe ich das vergessen. Ich behandle Sie, wie man eben einen ehrlosen Feigling behandeln muß, der auf seine Gewalt pochend, eine Unglückliche zu sich in den Koth des Lasters herabwürdigen will!"

Neudorf verbarg die Wuth, die er über solche Niederlage empfand, unter einem lakonischen Lächeln.

„Sie sind im Irrthum, mein schönes Kind," nahm er wieder das Wort, „wenn Sie annehmen, daß ich es bin, dem Sie den unfreiwilligen Aufenhalt hierselbst verdanken. Nein, ich bin wahrlich an der ganzen Affaire so ziemlich unschuldig. Deshalb aber gehen Sie zu weit, wenn Sie glauben und verlangen, daß ein Mann, in dem noch nicht alles Gefühl für das Schöne abgestorben ist, für Ihre Reize blind sein soll. Ihre Aufregung ließ Sie übersehen, daß Sie sich, vollkommen machtlos, in meiner Gewalt befinden und daß es unter solchen Umständen ungleich besser wäre, wenn Sie mir, anstatt mit Groll, mit Freundlichkeit entgegen kämen!"

„Mein Herr, da sind Sie denn doch sehr im Irrthum," rief Alice, „wenn Sie annehmen, daß ich vollkommen machtlos in Ihrer Gewalt stehe! Ich gebe zu, daß Ihnen die Macht der Tugend, welche Sie allerdings nicht kennen, lächerlich erscheinen mag. Außer derselben stehen mir aber noch Beschützer zur Seite, ohne deren Willen mir kein Haar gekrümmt werden kann und die Sie sehr wohl zu finden wissen werden!"

Neudorf erbleichte. Wieder wurde ihm hier mit einer geheimen Macht gedroht, und er war der vollkommenen Ueberzeugung, daß diese Macht von Pronintsky ausgehe, von dem er ja wußte, daß dieser alle seine Pläne durchkreuze. Doch einmal von dem Anblick des Mädchens geblendet, reizte ihn nur deren Widerstand umsomehr.

Schließlich schien es ihm ja auch ganz gleich zu sein, ob

Alice durch den Geheim-Rath von Waltz, oder durch ihn geschändet würde. Zwar hatte Neudorf ursprünglich andere Ideen in Bezug auf die Unglückliche. Er wollte dieselbe zum Verrath an Bianca bewegen. Die kurze Unterredung aber hatte ihn belehrt, daß er es in Alice mit einem Mädchen zu thun habe, bei dem weder seine süßen Worte, noch seine stattliche Erscheinung einen derartigen Erfolg erzielen würden, und so beschloß er denn, den günstigen Augenblick zu benutzen.

Er wollte genießen, er wollte sich an dem Duft der zarten Blüthe laben, bevor eine andere Hand dieselbe entblätterte.

„Und einen Kuß wirst Du mir dennoch nicht verweigern dürfen, mein schönes Kind!" Mit diesen Worten hatte er sich Alice genähert und umspannte die Taille des sich mit aller Macht sträubenden Mädchens.

„Hinweg von mir!" rief Alice, indem sie Neudorf mit aller Macht von sich schleuderte. Im nächsten Augenblick aber hatte sie Neudorf wieder umarmt und näherte seinen Mund ihren Lippen.

Ein gellender Angstruf entrang sich Alicens Munde.

Da plötzlich wurde die Thür, die zu dem Boudoir führte, mit einem gewaltigen Schlage zertrümmert und eine kräftige Mannesgestalt drang durch dieselbe ein, bei deren Anblick der stolze Herr von Neudorf erbleichte.

Es war der wilde Paul.

Derselbe hatte sein Hüteramt vorzüglich verwaltet. Keine Person betrat oder verließ das bezeichnete Haus, von der er nicht durch Hülfe des schlappen Anton's wußte, wer dieselbe sei. —

Der schlappe Anton hatte Herrn von Neudorf kommen sehen und den wilden Paul von dessen Anwesenheit in Kenntniß gesetzt. Dieser kannte Herrn von Neudorf nur zu gut, um nicht u wissen, daß derselbe auf irgend eine Art zu dem entführten Mädchen in Beziehung stehe. Er beschloß daher auf eigne Gefahr hin, hier einzuschreiten. Ein Gefühl, das er sich selbst nicht erklären konnte, sagte ihm, daß dem Mädchen Gefahr durch Neudorfs Gegenwart drohe und so begab er sich denn, vom schlappen Anton geführt, bis vor die Thür des Boudoirs.

Hier angekommen aber deutete er, der nöthigen Vorsicht halber, dem schlappen Anton an, ihn zu verlassen, denn er berechnete sehr wohl, daß ihm Letzterer, da er bisher ganz ohne Instruction war, wichtige Dienste leisten konnte.

Der wilde Paul hörte so fast jedes Wort, was in dem Boudoir gewechselt wurde. Selbst der rohe Verbrecher wurde wüthend über die Brutalität, die Neudorf einem widerstandslosen Mädchen gegenüber geltend machte. Da hörte er den Schreckensruf und sein Entschluß war gefaßt.

Mit einem einzigen, gewaltigen Schlage, zertrümmerte er die Thür und war so einen Moment darauf Zuschauer der brutalen Scene, welche sich hier zutrug.

„Elender, erbärmlicher Feigling!“ wendete er sich, seine kräftige Gestalt hoch aufrichtend, gegen den heftig zitternden Neudorf. „Es ist jetzt das zweite Mal, daß ich Dich auf einer Schändlichkeit ertappe! Hüte Dich, daß wir uns noch einmal begegnen!“

Der wilde Paul hatte einen Dolch gezogen und ließ denselben dicht vor Neudorf's Augen spielen.

„Siehe diesen Dolch,“ begann er wieder, „derselbe ist bisher rein geblieben von Menschenblut und sollte mir nur im äußersten Nothfall zur Vertheidigung dienen. Wie ich überhaupt kein Blut vergieße, so will ich diese Waffe namentlich mit dem Blute so eines Elenden, nicht besudeln! Begegnen wir uns aber zum dritten Male, dann wahrlich will ich alle Rücksichten, alle Gewissensskrupel vergessen und die Welt von einem so erbärmlichen Scheusal befreien. Der Tod auf dem Schaffot wird mir, wenn ich durch Dich dahin komme, eine Ehrensache sein.“

Mit einer Leichtigkeit als wäre es ein Kind, hob er den zitternden Neudorf empor, trug ihn vor die Thür des Gemaches und schleuderte ihn hier zu Boden. Dann wendete er sich zu Alice und mit wirklich bewegter Stimme sprach er:

„Mein Fräulein, ich weiß nicht, was Ihnen mein Herr zu danken hat; doch seien Sie versichert, daß Sie stets unter seinem Schutz stehen und daß Ihnen hier kein Leid zugefügt wird. Zwar darf ich Sie nicht befreien, doch die Stunde ist

nicht fern, die zu Ihrer Erfüllung schlägt. Sie sehen, wie mein Gebieter Sie zu beschirmen weiß und das mag Ihnen bis auf Weiteres zur Beruhigung dienen!"

Nach diesen Worten hatte der wilde Paul das Gemach verlassen, noch ehe Alice irgend ein Wort des Dankes stammeln, irgend eine Frage an ihn richten konnte.

Alice war wieder allein; doch ein Gefühl der Sicherheit war es, was sie beruhigte.

Sie sah, daß die wenigen Zeilen, welche sie erhalten und die ihr so ungemein wohlthaten, keine leeren Worte enthielten, denn die That war derselben ja schnell genug und zur rechten Zeit gefolgt! — —

Zweiundvierzigstes Capitel.

Eine Schwergeprüfte.

Tage waren verflossen und aus den Tagen waren Wochen, Monate geworden; doch noch immer hatte die Baronin von Neudorf keine Auskunft über den Verbleib ihres einzigen Kindes erhalten.

Trotz der eifrigsten Recherchen, die doppelt streng geführt wurden, weil ja mit dem Kindesraub zugleich der Mord der alten Wärterin verbunden war, hatte sich keine Spur gefunden, welche auf den Verbleib des Knaben schließen ließ und fast schien es, als sollte dieses Verbrechen für ewig mit dem dunklen Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben.

Zwar war der lange Carl, der Mörder der Haushälterin, der strafenden Gerechtigkeit in die Arme gefallen; doch wenn er auch im Allgemeinen, was seine sonstigen Verbrechen anbetraf, geständig war, so hütete er sich wohl, sich auch nur mit einem Worte zu verrathen, sobald der Untersuchungsrichter auf den in

der Villa der Baronin von Neudorf verübten Mord zu sprechen kam.

Monate waren verflossen! Wer zählt die Thränen, die in der langen Zeit den Augen der schönen Frau von Neudorf entströmt waren? Die Thränen, die ein bedrücktes Mutterherz um den verlorenen Liebling weinte.

Der Tod ist schrecklich, die Ungewißheit aber furchtbar!

Die Zeit jedoch mildert jeden Schmerz, sie ist die beste Trösterin aller Leiden und der Erdensohn, selbst bestimmt, der Vergessenheit anheim zu fallen, vergißt trotz allem Sträuben das Liebste und Theuerste — er vergißt es gern. Die tausend Gegenstände, die ihn nach dem Verlust eines theuren Angehörigen heiße Thränen der Erinnerung erpreßten, lassen ihn mit der Zeit gleichgültig, denn die Zeit hat die verzehrende Gluth des Schmerzes gekühlt, gelindert und die Erinnerung an den Dahingeschiedenen entlockt nur noch bis auf momentane Thränen Seufzer! Der Mensch ist stark, die Gewohnheit in ihm aber ist stärker! Und die Macht der Gewohnheit läßt ihn eben durch sie selbst den Gegenstand nicht vermissen, das Wesen nicht entbehren, das ihm einst so theuer, so unendlich theuer war.

Der heiße Schmerz verwandelt sich in mildes Leid, das Leid in Hoffen und Erwarten — auf Wiedersehen! Und es giebt ein Wiedersehen, was auch die klügelnden Philosophen dagegen einzuwenden haben!

Der höchste Philosoph hat es in unser Herz gelegt, denn nur das Bewußtsein des Wiederfindens läßt uns vom Grabe unserer Lieben scheiden! Die Hand voll Sand, die wir dem Dahingeschiedenen auf's feuchte Grab werfen, ruft ihm zu: „Glaube, hoffe und vertraue.“ — Er, der uns in diesem Leben so wunderbar zusammen führte, wird auch die Harmonie unserer Seelen im Jenseit nicht stören. — Die Harmonie der Seele ist ja der gewaltige Hauch des Schöpfers — die Gottheit selber! —

Auch die Baronin von Neudorf hatte, von der Zeit getröstet, sich in das Unvermeidliche gefunden; nur die Ungewißheit über das Schicksal ihres Lieblings war es, welche ihr noch Thränen erpreßte.

Vergebens hatte die reiche Frau alles Mögliche angestrengt,

um über den Verbleib des Knaben Aufschluß zu bekommen; vergebens hatte sie die glänzendsten Belohnungen versprochen. Alles war umsonst, und so gab sie denn der Vermuthung Raum, daß ihr Kind in jener schreckensvollen Nacht ebenfalls armordet worden sei und von den Mördern aus irgend welchem Grunde beseitigt war. Und wunderbar! So ist das menschliche Herz beschaffen — in dieser gräßlichen Vermuthung fand sie Gewißheit, und in der Gewißheit — Trost! — —

Die Baronin von Neudorf saß auf ihrem Zimmer. Sie war eine stolze, schöne Frau, deren Schönheit durch die Trauerkleidung, welche sie seit dem Verschwinden ihres einzigen Kindes nicht abgelegt hatte, noch wesentlich gehoben wurde. Eine angefangene Stickerei lag neben ihr auf der prächtigen Chaiselongue. Sie las eben einen Brief, in dessen Inhalt sie sehr vertieft schien, dessen einzelne Worte sie sichtlich, jedes für sich, in Erwägung zog. Immer und immer wieder las sie die Zeilen; dieselben mußten wohl etwas Bedeutsames für sie enthalten. Und so war es in der That.

Der Herr von Neudorf hielt in dem Briefe um die Hand seiner schönen Schwägerin an und die Baronin hatte wohl Ursache genug, reiflich zu erwägen, ob sie auf solchen Vorschlag eingehen könne. So lange ihr Mann lebte, hatte dessen Bruder, der Herr von Neudorf, seine Schwägerin stets kühl behandelt und ließ es ihr oft auf nicht allzu zarte Weise fühlen, daß sie von bürgerlichem Herkommen sei.

Kaum aber hatte der Baron das Zeitliche gesegnet, als auch sein Bruder der Schwägerin gegenüber wie umgewandelt schien. Er suchte ihr auf alle mögliche Art gefällig zu sein und namentlich zeigte er tiefes Mitleid mit der unglücklichen Frau, als ihr an jenem Abend das Kind geraubt wurde.

Wie konnte eine arglose Frau, wie die Baronin von Neudorf, gegen einen nahen Verwandten, der sich in Aufmerksamkeiten für sie opferte, auch nur den Schein eines Verdachts hegen? — So kam es denn, daß sie bald alle Unbilden, die sie durch ihn erfahren, vergessen hatte und von Herzen verzieh. — Das Unglück verzeiht ja so gern.

Unsere Leser kennen den Herrn von Neudorf bereits und

sie werden wohl ein tiefes Mitleid empfinden mit der unglücklichen Frau, die durch den nächsten Angehörigen so namenlos elend gemacht wurde, und die demselben dennoch in ihrer Unwissenheit volles Vertrauen schenkte.

Herr von Neudorf wollte die Ausführung seiner schwarzen Pläne beschleunigen. Er konnte es um so sicherer, wenn er sich mit der Baronin verlobte und so öffentlich documentirte, daß er an einem etwaigen Tod derselben kein Interesse haben konnte, da ihm ja als künftigen Gatten der Verstorbenen, doch das Vermögen derselben zugefallen wäre.

Herr von Neudorf mußte sich beeilen, denn er kannte seinen Feind sehr wohl nnd wußte, daß ihm jeder Augenblick Gefahr bringen konnte. Pronintsky war mit seinen Verhältnissen vollkommen vertraut und hatte ein scharfes Auge. —

Die Baronin von Neudorf hatte nun endlich den Brief schmerzlich bewegt bei Seite gelegt und den Kopf gedankenvoll auf die zierliche Hand stützend, sprach sie: „Wie ist es denn möglich, daß ich jetzt schon für einen solchen Schritt vorbereitet sein könnte. Tritt doch immer wieder die Gestalt meines Kindes vor meine Augen, als wollte sie mich mahnen daran, daß ich die heiligsten Pflichten nicht vergesse, die ich ihm schuldig bin!“ —

„Zwar ist mein Schwager ein liebenswürdiger Mann, der sich in Aufmerksamkeiten für mich opfert. Ich könnte ihn lieben, ja! Aber trotzdem ist es, als ob eine geheime Macht sich zwischen mir und ihm stellte, um jede Annäherung zu verhindern. Ich weiß nicht wie ich es deuten soll, daß mich bei seinen Betheuerungen oft ein Schauder ergreift, den ich mir nicht erklären kann!“

So saß die Baronin noch lange in tiefes Sinnen versunken. O, hätte sie doch einen Blick auf ein Zimmer des oberen Stockwerkes der Villa werfen können, ihr wäre eine schreckliche Enttäuschung geworden! —

In einem kleinen Zimmer der Villa befanden sich zur selben Zeit zwei Personen im eifrigen Gespräch begriffen. Es weren Elise und Herr von Neudorf.

Unsere Leser werden sich noch entsinnen, einen wie schweren

Kampf Elise kämpfte, als ihr von dem Herrn von Neudorf, ihrem Verführer, der Vorschlag gemacht wurde, die Baronin zu ermorden. Sie hielt alle Mittheilungen, welche ihr Neudorf gemacht hatte, für erdichtet, welche den Zweck hatten, ihre Hand zum Morde gefügig zu machen.

Da bot ihr Neudorf, unter dem Scheine, sich zu rechtfertigen, die Gelegenheit an, sich von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen. Nachdem er Elise seiner Schwägerin empfohlen hatte, wußte er das unglückliche Mädchen dazu zu bewegen, in dem Hause der Frau von Neudorf Stellung zu nehmen. Elise folgte; sie wollte ihre Nebenbuhlerin kennen lernen und sich laben an dem Gedanken, daß die schöne, stolze Nebenbuhlerin ihr weichen müsse. — Elise war das Kammermädchen der Frau von Neudorf geworden! —

Neudorf hatte bald Gelegenheit gefunden, sie davon zu überzeugen, daß allerdings zwischen ihm und seiner Schwägerin ein gewisses Einverständniß herrschte, und Elise glaubte nun allen seinen Worten, seinen Betheuerungen. Sie sah ihre Nebenbuhlerin von Angesicht zu Angesicht. Dieselbe war schön — sehr schön — doch die Leidenschaft macht blind! Eifersucht ist aber die schrecklichste Leidenschaft! —

Elise und Herr von Neudorf befanden sich in einem Zimmer der Villa. Beide waren allein. Neudorf hatte seinen Arm leidenschaftlich um den weißen Nacken Elise's geschlungeu und blickte ihr lange in's Auge.

„So glaubst Du mir endlich und hältst meine heiligsten Versicherungen nicht für Lüge und Verrath an Dich, an meine Liebe?"

„O, ich glaube Dir, ich glaube Dir Alles!" rief Elise erregt; „ich habe die stolze Frau durchschaut, sie ist schön — nur zu schön! Aber," fuhr sie schmeichelnd fort, „ich weiß ja, daß ich Dir ebensoviel werth bin in meiner Armuth, als sie, die in Glanz und Reichthum lebt!"

„O, weit, weit mehr bist Du mir!" rief Neudorf in dem Tone innerster Ueberzeugung. „Und wenn Du gescheut wärest," fügte er weich hinzu, „wie bald würde ich dann nur mit Dir, nur für Dich leben!"

Elise kämpfte von Neuem; aber es war nicht mehr der Kampf der Tugend mit dem Laster, denn der hatte aufgehört ihr Inneres zu durchwühlen, von dem Moment an, wo sie sich überzeugt glaubte, daß Neudorf ihr volles Vertrauen geschenkt hatte. Es war noch ein Kampf zwischen Furcht und Entschlossenheit, der in ihrem Herzen tobte, aber Neudorf wußte auch diesen Kampf zu beendigen.

„Wenn Du wüßtest," rief er, „wie ich den Augenblick ersehne, in welchem ich Dich vor Gott und der Welt die Meine nennen kann! Wenn Du wüßtest, wie unendlich glücklich mich der Gedanke macht, Dir ganz zu gehören! Und dennoch steht ein unüberwindliches Hinderniß uns im Wege, was nur durch die kühnste Entschlossenheit hinweggeräumt werden kann. Doch Du bist ja ein schwaches Weib, und woher sollte Dir die Entschlossenheit kommen, die dazu gehört," hier sprach er leise und flüsternd, „das einzige Hinderniß, meine stolze Schwägerin, unschädlich zu machen."

Herr von Neudorf hatte die Würfel gut geworfen, er kannte das weibliche Herz bis in die tiefsten Tiefen.

Elise war besiegt.

„Wohlan denn, ich bin entschlossen!" rief sie vor Aufregung bebend. „Ja, sie soll enden, unter meinen Händen enden! Die Stolze, die uns von einander reißen will! Ihr Tod soll das Bündniß unserer Herzen besiegeln, er soll das Geheimniß sein, welches uns für dieses Leben an einander kettet! Und solltest Du mir einst untreu werden, so will ich Dich an die schmerzerfüllten Züge dieses Weibes erinnern. Ich will Dich erinnern daran, daß ich Dir Jugend und Glück, Tugend, Ehre und Gewissen geopfert habe! So will ich Dich fesseln und keine Macht der Erde soll mir Deine Liebe entreißen, die ich so theuer erkauft habe!"

Elise hatte, als wollte sie ihren Worten dadurch die rechte Bedeutung geben, Neudorf mit beiden Armen leidenschaftlich umschlungen.

Neudorf erbleichte unter den Umarmungen dieses Mädchens, dem er Alles geraubt hatte und das nun, als wollte es sich schon im Voraus dafür rächen, trotz ihrer lieblichen Gestalt, wie

die Nemesis vor ihm stand. Doch schnell hatte er das beängstigende Gefühl überwunden. Er hatte ja die Macht, sich auch dieses Opfers zu entledigen.

„Nimm dieses,“ flüsterte er, indem er Elise mit einiger Hast ein kleines Fläschchen überreichte. Wenige Tropfen davon werden hinreichen, sie ins Jenseit zu befördern und uns zu vereinen! Doch sei vorsichtig, denn die geringste Unachtsamkeit würde uns Beide in's tiefste Elend stürzen. Wir wären dann rettungslos verloren und die Zukunft, die uns jetzt so golden lächelt, würde sich in ein Jammerthal voll Elend und Pein verwandeln!“

„Sei unbesorgt,“ entgegnete Elise, „ich werde die Stolze zu finden wissen und in wenigen Stunden will ich Dich als glückliche Braut umarmen!“

Glücklich! Kann man denn mit einem Mord auf dem Gewissen glücklich sein? — Elise wähnte es, sie war von demselben Wahnsinn befangen, der die Sinne fast eines jeden Mörders fesselt und der ihn verhindert, an die Folgen seiner Missethat zu denken. Sie war verführt durch alle Künste der Verlockung! Ihre Sinne wurden von Leidenschaft betäubt und so fand das schwache Mädchen Kraft zu einem Entschluß, der sie noch vor Kurzem hätte erbleichen lassen.

Ihr fehlte der moralische Halt, der allein fähig ist, den Menschen vor einer verbrecherischen That zu schützen. Suche man diesen moralischen Halt einer Nation fest und unauslöschlich einzuprägen und dieselbe wird ungleich weniger Missethäter aufzuweisen haben, ihre Gefängnisse werden sicherlich nicht halb so stark besucht werden!

„O, ich wußte es ja,“ rief Neudorf, „daß Deine Liebe stark genug ist, jede Probe zu bestehen! Doch vor Allem, mein Kind, gilt es die größte Eile, jeder Augenblick Aufschub ist für uns mit Gefahr verbunden.“

„Du sollst mit mir zufrieden sein,“ rief Elise, während sie, als fühle sie sich glücklich, durch den scheußlichen Mord in den Besitz Neudorf's zu gelangen, sich demselben an die Brust warf. —

Neudorf wich jedoch ihrer Umarmung aus. Zum zweiten

Mal erbleichte er unter den Liebkosungen dieses Mädchens, das er zur Mörderin gedungen hatte. Eine innere Stimme war es, welche ihn das Mädchen fürchten ließ; es war ihm, als ob er durch dieselbe dereinst seinem Richter überliefert werden würde. Ob diese Stimme die Wahrheit sprach? — Unsere Leser werden es erfahren. — —

Noch immer saß die Baronin von Neudorf auf ihrem Zimmer, doch waren ihre Gedanken jetzt nicht mehr trüber Art, im Gegentheil, je länger sie über den Inhalt des Briefes nachdachte, den sie von ihrem Schwager erhalten hatte, um so mehr leuchtete es ihr ein, daß in dem Antrage desselben um ihre Hand eben nichts Unbilliges liege, sondern daß derselbe eigentlich nur durch eine zarte Zuvorkommenheit hervorgerufen sei. Mußte ja Neudorf so wie so, da keine natürlichen Erben vorhanden waren, dereinst ihr Vermögen zufallen und so zeugte es allerdings von einer gewissen Pietät, daß er der Wittwe seines verstorbenen Bruders die Hand anbot. — —

Die Baronin von Neudorf erheiterte sich unter diesen Betrachtungen sichtlich, ja auf einen Moment war der Kummer aus ihrer Seele gewichen; der Gram um ihren Gatten, um ihr Kind; sie war wieder ganz das liebende Weib, welches den Mann ihres Herzens erwartet.

Neudorf war ja ein stattlicher Mann. Seine vornehme, aristokratische Gestalt, verbunden mit einem liebenswürdigen, gewinnenden Wesen, hatten ja schon oft geblendet, sie blendeten auch das unglückliche Weib.

Noch immer saß die Baronin von Neudorf in süßen Träumen versunken, auf der Chaiselongue.

Eine reizende Nonchalence lagerte über die stattliche Figur und verhüllte nur schwach die schönen Formen des anmuthigen Weibes. Da wurde sie in ihren Träumen durch das Eintreten Neudorf's gestört. Unangemeldet trat derselbe ein. Er befand sich ja im Hause der lieben Verwandtin, die nun bald noch enger mit ihm verbunden werden sollte.

Die Baronin hatte sich leicht erhoben und reichte ihm mit verschämter Miene, doch nicht ohne Grazie, die zierliche Hand zum Kusse.

„Erst jetzt," nahm Neudorf das Wort, „ist es mir vergönnt, Ihnen, theure Schwägerin, einige Stunden zu widmen und auf den Flügeln der Liebe bin ich hergeeilt, um aus Ihrem Munde mein Urtheil zu empfangen!"

Die Baronin lächelte mild erröthend. Neudorf hatte in dem Tone so inniger Zuneigung gesprochen, daß die Baronin unwillkührlich ein süßes Beben, den sichersten Boten nahender Liebe, ihr Herz durchströmen fühlte.

„O," rief sie schelmisch lächelnd, „lassen Sie doch diese Angelegenheiten für jetzt, Herr von Neudorf, ich habe ja noch so Vieles zu besorgen, daß ich mir in diesem Augenblick kaum selbst angehöre."

„Und dennoch," nahm Neudorf das Wort, „müssen Sie mich anhören, müssen sie mir ein Wort des Trostes sagen, wenn ich nicht als der unglücklichste Mann dieses Haus verlassen soll."

Die schöne Frau antwortete nicht sogleich. Jene Stimme schien wieder warnend in ihrem Innern zu sprechen. Der Geist ihrer Lieben, der stets beim Anblick des schönen Herrn von Neudorf vor ihre Seele trat, schien wieder ihr Herz zu fesseln. Einen Augenblick lagerte ein trüber Zug auf dem schönen Antlitz. Aber nur einen Augenblick währte dieser Eindruck; im nächsten Moment hatte sich die hohe, stolze Stirn entwölkt und ein leichtes Roth färbte die alabasterweißen Wangen. Die Liebe hatte den Sieg davongetragen.

Die Baronin war ja noch jung. Sie hatte ja auch noch ein volles Recht zu lieben und geliebt zu werden. Die ganze Gluth eines liebenden Herzens durchströmte daher bei den Worten Neudorf's ihr Inneres.

„Ja, ich liebe Sie!" flüsterte sie, indem sie ihr reizendes Köpfchen verschämt an Neudorf's Brust lehnte.

Die Unglückliche ruhte an der Brust ihres Mörders! —

„O, wie unendlich glücklich macht mich dieses Geständniß!" rief Neudorf in leidenschaftlichem Tone. „Dieser Augenblick ist der schönste, der erhabenste meines Lebens. — Ja," fuhr er fort, „ich muß mich selbst anklagen; habe ich doch meinen Bruder

um das hohe Glück Ihres Besitzes beneidet. Es war dies das Einzige, um was ich ihn beneiden konnte!"

„Oft, schöne Frau," fügte er hinzu, „wird Ihnen mein Betragen beleidigend, kränkend erschienen sein. Es war aber, ich muß es zu meiner Schande gestehen, nur die Eifersucht, die mich zu so unedlem Betragen hinriß. Die Eifersucht ist ja eine Folge der Liebe, und welche Liebe wäre ohne dieselbe?"

Neudorf hatte vorher wohl bemerkt, daß eine gewisse Unentschlossenheit die Baronin wankend mache. Er sagte sich, daß in diesem Augenblick wohl alle die Kränkungen an der Seele der schönen Frau vorüberziehen möchten, die sie durch ihn erfahren hatte. Deshalb suchte er nach einer passenden Entschuldigung seines unziemlichen Betragens und indem er die Eifersucht als Grund dafür angab, konnte er sich schon im Voraus der Verzeihung gewiß sein. Welches Weib findet nicht die Eifersucht eines Mannes, der sie liebt nnd sie nicht erreichen kann, verzeihlich? —

Auch die Baronin lächelte und schmiegte sich noch fester an die stattliche Gestalt. Sie durfte nicht erst sprechen. Neudorf wußte, daß sie ihm verziehen hatte.

Der Mörder hielt die Hand seines unglücklichen Opfers in der seinen.

„Noch eine Bitte, theures Weib," nahm er das Wort, „müssen Sie mir gewähren. Erst durch die Erfüllung derselben werde ich das große Glück, was mir geworden, genießen können!"

„O, sprechen Sie," entgegnete die Baronin, „wie könnte ich Ihnen in dieser Stunde etwas abschlagen?"

„Nun denn," rief Neudorf, „so besiegeln wir noch am heutigen Tage den Bund nnserer Herzen durch ein Ehegelöbniß, auf daß ich auch vor der Welt bezeugen kann, daß ich mit Recht mich den glücklichsten aller Menschen nenne. Ein Freund von mir, den ich heute noch hier einführen werde, wird sich glücklich schätzen, uns diesen Liebesdienst zu erweisen. Derselbe ist Doctor der Rechte, und wenn Sie gestatten, theure Frau —"

„O, mit Freuden willige ich darein. Wenn auch ein solches Schriftstück im Herzen nichts ändert, so sind doch die Männer

schon von Natur so große Freunde alles Förmlichen, daß es eine Sünde wäre, Ihnen, theurer Baron, eine solche Bitte abzuschlagen!" —

Der Abend sah eine kleine, aber gewählte Gesellschaft beisammen. Nur wenige Personen waren es, welche als Zeugen geladen waren und das geschah auch nur auf den speciellen Wunsch des jungen Juristen, den Neudorf als seinen Freund eingeführt und welcher das Ehegelöbniß aufgesetzt hatte.

Die Baronin von Neudorf hatte dieses Schriftstück unterzeichnet. Sie hatte die Verlobungsurkunde durch ihren Namen besiegelt. Ob sie auch im Hafen der Ehe einlaufen wird? —

Die kleine Gesellschaft hatte sich zeitig zerstreut. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß das in Rede stehende Fest ruhig verlief und noch vor Mitternacht war keiner der Gäste mehr anwesend.

Die Baronin saß in ihrem Boudoir allein. Das schwarze Trauerkleid hatte einem reizenden, reich mit Spitzen besetzten Negligée weichen müssen, welches die schöne Frau nur noch reizender erscheinen ließ.

In einem kleinen, in Silber gefaßten Spiegel betrachtete die Baronin selbstgefällig ihr schönes, blühendes Antlitz.

„Ob ich auch glücklich werde in seinem Besitz?" Diese Frage richtete sie mehr an das Geschick, als an sich selbst. „O, ich werde glücklich sein," rief sie dann, als wollte sie sich beruhigen, „er liebt mich ja und er ist ja sein Bruder und wird dieselben edlen Gesinnungen hegen, wie mein verstorbener Gemahl."

Die Baronin schien vollkommen ruhig und glücklich. Mit einem seligen Lächeln ordnete sie noch die schönen Flechten ihres üppigen Haares, dann ergriff sie eine zierliche Glocke und läutete. —

Gleich darauf trat Elise mit einem prächtigen Service, welches jedoch nur eine Tasse enthielt, in's Zimmer. Einem aufmerksamen Beobachter wäre das seltsame Wesens Elisens nicht entgangen.

In wenigen Stunden hatte sich das blühende Mädchen vollkommen verändert. Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, und

mit einem heftigen Zittern präsentirte sie ihrer Gebieterin den gewöhnlichen Nachttrunk, welcher dieselbe dieses Mal in die ewige Nacht — in den Tod — senden sollte! — —

Elise war eine Mörderin, sie fühlte es. Sie wagte nicht, ihr Auge aufzuschlagen; ihre Glieder schienen wie gelähmt. Die schwere That lastete schon jetzt mit ganzer Wucht auf ihrem Gewissen, bevor sie noch begangen war.

Wie sie die Baronin so ruhig und freundlich vor sich sah, da fühlte sie zum ersten Male Mitleid mit der Unglücklichen! Da fühlte sie das Entsetzliche ihrer That, und schaudernd wandte sich sich ab. Sie konnte den milden, freundlichen Blick ihres Opfers nicht ertragen; sie wurde schwach, ihre Sinne umnebelten sich — sie drohte umzusinken. —

Auch der Baronin war das seltsame Benehmen ihrer Kammerzofe aufgefallen. Doch schrieb sie dasselbe einem Unwohlsein zu, und infolge dessen lud sie das Mädchen ein, an ihrem einfachen Nachtmahle, einer Tasse Thee, Theil zu nehmen. Zitternd lehnte Elise diese todtverheißende Einladung ab und wankte hinaus, ihre Gebieterin in Besorgniß um sie zurücklassend. —

Wieder waren einige Stunden vergangen. Ueber die Villa der Baronin von Neudorf herrschte tiefes Schweigen. Die Besitzerin des reizenden Landhauses hatte ihren Todestrank erhalten. Ob auch sie schon schlief? Ob ihre rothen Lippen bereits vom Bleich des Todes geschlossen waren? — —

Elise hatte vergeblich den Schlaf gesucht. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager umher. Jedes, auch das kleinste Geräusch, ließ sie erschrecken; ihr eigener Athem machte sie erbeben, denn jeder Athemzug flüsterte ihr zu: du bist eine Mörderin! —

Sie sprang auf. Sie eilte an's Fenster und öffnete dasselbe; sie mußte Luft haben. Die Kühle des Abends sollte jetzt die Schwüle ihres Herzens verwehen. Sie blickte hinaus. Rund um die Villa herrschte Todesstille. Zur rechten Hand spielten murmelnd die dunklen Fluthen der Spree. Da brach ein Strahl des vollen Mondlichtes durch die Wolken und beleuchtete den stillen Wasserspiegel.

Elise sah ihr eigenes Bild in den Fluthen, sie glaubte das todesverzerrte Antlitz der Baronin neben sich zu erblicken. Mit

einem lauten Schrei verhüllte sie ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie eilte an das zweite Fenster und starrte hinaus in die Nacht. Hohe Bäume standen da und streckten ihre Zweige gleich Armen empor; sie schienen ihr Riesen zu sein, die zum Himmel riefen um Rache für die gräßliche That; die Blätter, die sich rauschend neigten, schienen wehmüthig zu trauern über ein durch Mord gebrochenes Menschenherz!

Da tönte plötzlich das krächzende Geschrei eines Raben, welcher durch die Nacht seinem Neste zuflog. Elise sah in ihm den schrecklichen Vorboten des Hochgerichts. Das Schaffot stand mit allen seinen blutigen Schrecknissen vor ihrer Seele. Das weiße Gewand der armen Sünderin, der Trost des begleitenden Pfarrers, der ihr das Andenken ihrer rechtlichen Eltern, zu denen sie, durch den Tod versöhnt, zurückkehrte, in's Gedächtniß rief. Der bleiche Henker, der das haarscharfe Beil auf ihr Haupt niedergleiten ließ, von welchem vorher die zierlichen Locken gefallen waren — das Alles sah sie im Geiste an sich vorüber ziehen. —

Sie hörte das Läuten des Glöckleins, welches sie auf dem letzten Wege begleitet, dessen trauriges, eintöniges Klingen über ihr verlorenes Leben zu weinen schien. — Wie klang dieses Läuten so ganz anders, als der Ruf der Glocke, welches einst das arme Waisenmädchen zum ersten Male zum Tisch des Herrn rief, ihr gleichsam das Leben mit allen Freuden erschließend, um welche sie sich jetzt selbst so jämmerlich betrogen hatte!

Elise brach zusammen. Eine Ohnmacht hielt ihre Sinne gefesselt. Doch nicht lange durfte sie sich dieser Wohlthat freuen, denn das Gewissen einer Mörderin ruht nicht.

Elise erwachte. — Mit einem grellen Schrei erhob sie sich vom Boden, auf den sie niedergesunken war. Der stillen Reue folgte jetzt die wildeste Verzweiflung.

„Mein Gott!“ rief sie, „bin ich denn noch würdig, Dich anzurufen? Ach, wenn ich es bin, so nimm mich doch zu Dir! Laß mich doch nicht länger auf der Erde wandeln, wo ein jedes Angesicht mir zuruft: Du bist eine Mörderin! Du bist nicht werth, unter uns zu wandeln!“

„O! nimm mich doch zu Dir, Allbarmherziger! Laß doch

die stillen Fluthen, die zu meinen Füßen dahinziehen, sich in ein brausendes Meer verwandeln, um mich zu verschlingen und meine Missethat mit dem Schleier der Finsterniß zu bedecken! Laß doch das milde Licht des Mondes zum Blitz werden, dessen Feuer mich vernichtet!“

Sie weinte heftig. Das Glück der verlorenen Jugend, das Glück eines ganzen, reichen Lebens, frei von aller Schuld, lag vor ihr, und sie hatte es in einem einzigen Moment vernichtet! Ihr Leben war der Verachtung und der Schande, ihre Seele der Verdammniß anheim gefallen.

„O! weshalb bin ich nicht zurückgekehrt?“ rief sie. „Weshalb habe ich mich nicht der unglücklichen Frau reuig zu Füßen geworfen, meine Schandthat eingestehend, um so, wenn auch hinter Kerkermauern, mich des Trostes zu erfreuen, daß meine Seele frei ist von dem gräßlichen Verbrechen des Mordes!“

Plötzlich schrak sie heftig zusammen. Sie glaubte eben die Stimme der Baronin ganz deutlich vernommen zu haben. Die Stimme der Ermordeten, die sie jetzt vielleicht schon vor dem ewigen Richter anklagte. Wiederum fiel sie in eine Ohnmacht. Wohl ihr! — Scheuchte doch ein todesähnlicher Schlaf auf wenige Minuten die schwarzen Schattenbilder von ihrer Seele.

Das Verbrechen fing an, sich zu rächen — es rächte sich fürchterlich! — —

Dreiundvierzigstes Capitel.

Ein Stündchen auf der Sitte.

Wenn man vom Molkenmarkt nach dem Mühlendamm zugeht, so kommt man bald an eine enge Straße, welche nur an der rechten Seite Häuser zeigt, während die linke Seite derselben von einem Arm der Spree begrenzt wird, von wo aus die dunklen Mauern des Stadtvoigtei-Gefängnisses düster auf das bewegte Leben, welches hier herrscht, hernieder blicken. Die Straße führt den Namen „Fischerbrücke" wohl daher, weil hier tagtäglich ein lebhafter Handel mit den beschuppten Bewohnern der Spree betrieben wird.

Geht man nun die Fischerbrücke entlang, so erblickt man gleich Eingangs derselben einen schmalen hölzernen Steg, welcher die Communication zwischen der Fischerbrücke und dem Stadtvoigteigebäude herstellt.

Es war an einem heiteren Sonnabend Vormittag, als am Eingang besagten Weges ein buntes Leben herrschte. Vor demselben hatte sich ein großer Theil der Straßenpassanten angesammelt und betrachtete theils mit hämischer Freude, theils mit Bedauern, ja oft auch mit lüsternen Blicken die Dirnen, welche ununterbrochen die Communications-Brücke passirten. Es waren dies die prostituirten Mädchen Berlins, welche sich hier zur Polizei-Controlle einfanden.

Es war übrigens ein buntes Bild, welches sich hier vor den Augen des Beobachters abrollte. Die verschiedenen Mädchen, in theils ärmlicher, theils eleganter Toilette, boten demselben reiche Gelegenheit zu ernsten Betrachtungen über das Seelenleben sowohl, als auch über die Verkommenheit des Menschen.

Alle diese Mädchen, wie sie so dahingingen, boten, eine Jede für sich, ein ganz eigenes, interessantes Studium dar.

Während die Einen schamlos und frech ihre Blicke herausfordernd auf das Publikum warfen, als wollten sie noch hier, im Angesicht der Polizei, ihre Reize feil bieten, eilten Andere, man könnte sagen schüchtern, über die schmale Brücke dahin, um sich durch das Eintreten in das Polizei-Präsidium den Blicken der Neugierigen zu entziehen.

Die Letzteren hatten mit ihrem Fall noch nicht alle Scham und alles Ehrgefühl verloren; sie waren, wenn auch vor den controllirenden Polizeibeamten nur Nummern — doch noch Menschen! In ihnen lebte trotz ihrer großen Gesunkenheit noch ein Funke göttlichen Ursprungs, der sie ihr Unrecht einsehen, ihre Schmach empfinden ließ. Sie würden gern zurückkehren auf den Weg der Tugend, doch die Rückkehr dahin ist ihnen verschlossen.

Das Untersuchungszimmer der Sittenpolizei war dicht gefüllt und die Beamten hatten ihre ganze Energie nöthig, um unter den Dirnen, von denen die Meisten schon so abgehärtet waren, daß sie das Drückende ihrer Lage nicht mehr empfanden, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Die Controlle, von der wir eben sprechen, findet in Berlin wöchentlich zweimal statt und hat den Zweck, dem Umsichgreifen ekler Krnnkheiten zu wehren.

So standen denn wohl hunderte von Dirnen in einem Gemach, von mehreren Schutzleuten beaufsichtigt.

In einer Ecke des Zimmers standen Alma und Elisabeth. Beide waren in höchst eleganter Toilette und nahmen sich unter ihrer nächsten Umgebung sonderlich genug aus. Zwar war man hier an glänzende Toiletten gewöhnt, doch Roben, wie sie Alma und Elisabeth zur Schau trugen, gehörten dennoch zu den Seltenheiten.

So bot denn dieser Raum in seinem wirren Durcheinander ein höchst spannendes Bild dar. Die meisten dieser Mädchen, die zum größten Theile frech lächelten, hatten eine Lebensgeschichte hinter sich und oft genug eine ergreifende! —

Diese Blondine dort in dem stattlichen, blauseidenen Kleide,

welche selbst den Beamten freche kokettirende Blicke zuwirft, ist die Tochter eines ehrwürdigen Landgeistlichen. Nach der Residenz gekommen, um hier ihre Bildung zu vervollständigen, fiel sie einem rohen Wüstling in die Hände, sie wurde geschändet. Die Spuren ihrer heimlichen Sünde blieben indessen nicht lange verborgen. Der Vater fluchte dem einzigen Kinde — sie hatte kein Vaterhaus, keine Heimath mehr! So ohne Anhalt fiel sie dem Laster in die Arme. Sie fand Gefallen daran, das Laster ward ihr eine Erwerbsquelle, sie war moralisch vernichtet.

Dort jenes, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen glaubte den Schwüren und Betheurungen eines Studenten. — Ihr Verführer predigt längst Gottes Wort vor der versammelten Gemeinde. Ob er auch noch an das unglückliche Mädchen denkt, deren Leben er vergiftet hat? — Fast wagen wir daran zu zweifeln!

Und so verbirgt sich unter dem Schein frechen Lasters namenloses, ergreifendes Elend.

O, ihr hochmüthigen, naserümpfenden Damen, die ihr nur Fluch und Abscheu habt für diese Gefallenen, laßt euch doch einmal deren Geschichte erzählen, lauscht doch einmal den Thränen, welche dieselben am Abgrunde des Verderbens weinen und ihr werdet diesen Geschöpfen willig die Hand zur Besserung reichen und dadurch wahrlich ein besseres Werk verrichten, als durch den Abscheu, den ihr für diese Unglücklichen hegt.

In einem andern Zimmer der Sittenpolizei spielte sich jetzt eben eine ergreifende Scene ab. Ein Schutzmann hatte eben ein junges Mädchen eingeliefert. Dieselbe war auf eine Denunciation hin in dem Hause einer berüchtigten Person verhaftet worden, und dennoch bot ihr ganzes Wesen das Bild der reinsten Unschuld und selbst der im Amt ergraute Portier der Stadtvoigtei hatte Mühe, sein Mitleid beim Anblick dieses Mädchens zu verbergen.

Stumm schüttelte derselbe sein graues Haupt, als er das Mädchen in Begleitung des escortirenden Beamten dahinwanken sah. Der Beamte hat ja auch Mitleid, er ist ja auch ein Mensch mit fühlendem Herzen! Doch er muß seinen Gefühlen Ruhe

gebieten, er darf sich nicht vom Mitleid überwältigen lassen; eisern ist der todte Buchstabe des Gesetzes, eisern müssen auch die Vollstrecker desselben sein.

Ein lautes, krampfhaftes Schluchzen entrang sich dem schwer bedrängten Herzen Alicens — denn sie war es — als sie hier plötzlich vor den Schranken des Polizeirichters stand, in Gemeinschaft mit den verworfensten ihres Geschlechts.

Doch wir sehen den erstaunten Leser fragen, wie es möglich ist, daß Alice, das reine, unschuldige Mädchen, unter der Aufsicht der Sittenpolizei gestellt werden kann und wir werden diese Frage sogleich beantworten.

Nachdem sich Alice gesträubt, den Aufforderungen Neudorf's und des sauberen Herrn von Ligny, sowie denen ihrer sauberen Wirthin, nachzukommen, mußte dieses würdige Kleeblatt schon zu einem verzweifelten Mittel greifen, wenn sie die enorme Summe nicht verlieren wollten, die der Geheim-Rath von Waltz für die Uebersendung Alice's zugesichert hatte. Es wurde ihnen nicht schwer, ein solches Mittel zu finden; namentlich war Mutter Käthe gern bereit, mit ihren guten Rath auszuhelfen. Herr von Neudorf hatte sich seit seinem letzten Auftritt mit Alice nicht mehr im Hause blicken lassen, und so konnte Mutter Käthe nur mit Ligny in dieser Angelegenheit unterhandeln.

Beide waren unschlüssig, was zu thun sei. So saßen sie denn eines Abends wiederum im eifrigen Gespräch beisammen, die Angelegenheit besprechend.

„Ich habe es!" rief Mutter Käthe plötzlich, nachdem sie eine lange Zeit sinnend dagesessen hatte. „Ich habe endlich ein probates Mittel gefunden, das wird diese Spröde schon gefügig machen. Wir haben ja Gesetze und eine sehr gute Polizei, mein Goldsöhnchen, und namentlich hält die Polizei sehr streng auf Zucht und Sitte!"

„Was hat denn die Polizei mit der Sache zu thun?" fiel Ligny unwirsch ein.

„Freilich, bis jetzt hat die Polizei damit noch nichts zu thun gehabt," erwiderte die Alte, „doch unsere Behörde ist freundlich und gefällig, und da ist es ja sehr leicht möglich, daß sie uns

auch einmal eine Liebe erweist. Wie wäre es denn, mein Goldsöhnchen, wenn so zum Beispiel einer Deiner vornehmen Freunde das Mädchen besucht hätte und von seinem Besuch der Polizei Mittheilung machte?" —

„Teufel! Alte, der Einfall ist Goldes werth!" rief Ligny, welcher sofort den Sinn der Worte richtig verstanden und gewürdigt hatte. „Das war ein köstlicher Gedanke von Dir. Trinken wir noch ein Glas auf Deinen guten Rath! Hiermit hatte er ein volles Kelchglas erhoben und mit den Worten: „Du sollst leben Alte!" — dasselbe bis auf den Grund geleert.

Nur noch kurze Zeit waren Ligny und Mutter Käthe beisammen, dann verabschiedeten sie sich mit einem Händedruck. Die beiden würdigen Seelen hatten sich verstanden und wunderten sich nur darüber, daß sie nicht schon früher auf einen so glücklichen Gedanken gekommen waren.

Der Plan zur moralischen Vernichtung Alice's, welchen Mutter Käthe entworfen hatte, beruhte auf eine gesetzliche Bestimmung, nach welcher auf die Anzeige eines unbescholtenen Mannes hin, daß ein Mädchen gegen Entgegennahme eines Geldgeschenkes, sich ihm ergeben habe, dieses Mädchen unter die Controlle der Sittenpolizei gestellt wird.

Und Mutter Käthe hatte vortrefflich speculirt. Alice wurde dadurch, daß sie unter sittenpolizeilicher Aufsicht stand, entehrt und stand dann ganz allein, selbst ohne moralischen Anhalt in der Welt. Der Geheimrath von Waltz konnte sich dann der von aller Welt Verlassenen annehmen, sie beschützen und Alice war dann ganz in seine Hände.

In einem Glücksritter, einem Herrn von Nittwitz, der sich in das Haus der Frau von Hoch einzuschleichen gewußt hatte, hatten sie bald den passenden Menschen gefunden, welcher für Geld sich dazu hergab, Alice zu denunciren und der schamlosesten Handlung zu bezichtigen. So sehen wir denn Alice auf Grund dieser Denunciation auf der Sittenpolizei, um der Controlle derselben unterworfen zu werden. — —

Alice weinte noch immer; sie schluchzte so laut, daß die Beamten dadurch in ihren Arbeiten gestört wurden. Sie sah ja nur zu deutlich, in welch' schreckliche Lage sie gerathen war.

„Schweig!“ rief ihr endlich ein Supernumerar zu, der an der Unglücklichen die Macht seiner Befehle probiren wollte. — „Schweig, Frauenzimmer, und störe uns hier nicht, sonst haben wir Mittel, Dich zur Ruhe zu bringen.“

Alice erbleichte. Sie fühlte die Erniedrigung schwer, die in jedem dieser Worte lag. Sie sollte bald darauf noch Schrecklicheres erfahren.

Nach und nach hatte sich das Zimmer merklich geleert. Alice stand noch immer heftig weinend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, an den Schalter. Endlich wandte sich ein Beamter an sie:

„Deinen Namen?“ fragte er sie.

Alice nannte denselben flüsternd. Es giebt Verhältnisse im Leben, in denen man sich schämt, seinen ehrlichen Namen laut auszusprechen.

„Sprich lauter,“ rief der Beamte, „und weine nicht so viel, denn wir haben hier nicht Zeit, uns mit Deinen Thränen aufzuhalten, und dieselben werden auch nicht weit her sein. Also antworte mir. Bist Du heute in der Leipzigerstraße verhaftet worden?“

„Ja!“ sprach sie kaum hörbar.

„Warst Du früher bei einer Frau von Hoch im Hause?“ setzte der Beamte sein Examen fort.

Eine freudige Röthe färbte bei Nennung dieses Namens Alice's Antlitz.

„Ja gewiß!“ rief sie. „O, mein Herr! lassen Sie mich zurückkehren in dieses Haus, wo ich die schönste Zeit meines Lebens verbracht habe!“

„Oho,“ rief der Beamte, „Du hast ja hohe Pläne im Kopf. Dieselben werden Dir aber schon vergehen. Ich glaube selbst, daß Du dort eine schöne Zeit verlebt hast, umsomehr, als es Dir dort nicht an hübschen, stattlichen Cavalieren mangelte, die Dir fleißig den Hof machten. Aber ich wage stark daran zu zweifeln, daß man Dich daselbst wieder aufnehmen wird, nachdem Du erst die Bekanntschaft des Arbeitshauses gemacht hast.“

Alice war vernichtet. Einen Augenblick stierte sie den Beam-

ten wie eine Irrsinnige an, dann aber rief sie, verzweifelt sich denselben zu Füßen werfend:

„O, mein Herr! Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir, was ich verschuldet habe!"

„Nun, was soll's denn weiter sein," antwortete der Beamte, „als was Ihr Alle verschuldet. Da habt Ihr einen guten Dienst und seht dann das stattliche Kleid und das funkelnde Geschmeide der Herrschaft. Das gefällt Euch; aber bei dreißig Thaler Lohn könnt Ihr's Euch nicht beschaffen. Habt Ihr nun ein hübsches Lärvchen, so ist's Euch ganz angenehm, wenn ein zierliches Herrchen sich darin verguckt und Eure Liebkosungen gut zu honoriren weiß."

Alice fühlte die Schwere des Verdachtes, welcher auf sie lastete, doch sie war zu niedergedrückt davon, um auch nur ein Wort zu ihrer Entschuldigung erwidern zu können.

„Steh auf!" rief ihr der Beamte zu, „wir werden Dir gleich den Beweis Deiner Schuld vorführen, und ich bin sehr begierig, ob Du dann auch noch weinen wirst!"

Der Beamte läutete. Gleich darauf trat ein Schutzmann ein, welcher sich wieder entfernte, nachdem ihm der Beamte ein paar Worte zugeflüstert hatte. Nach einigen Minuten kehrte er mit einem Herrn von stattlichem Ansehen zurück. Derselbe schien jedoch kein sonderlich gutes Gewissen zu haben, denn kaum wagte er sich in dem Zimmer umzusehen.

„Kennen sie den Herrn dort?" fragte der Beamte Alice, indem er auf den Eingetretenen zeigte.

Alice richtete ihre Blicke auf denselben und erkannte in ihm einen Herrn von Rittwitz, welchen sie in dem Hause der Frau von Hoch kennen gelernt hatte, ohne jedoch eine Ahnung von dem Charakter dieses Menschen zu haben. Als würde sie durch sein Erscheinen aus aller Gefahr befreit, stürzte sie mit dem freudigen Ausrufe: „Ach, Herr von Rittwitz!" auf denselben zu.

Doch schnell war ein Schutzmann zwischen Beide getreten, um eine Annäherung zu verhindern.

„Es ist gut!" sprach der Beamte im trockenen Amtstone. „Ihr Aufenthalt, mein Herr, ist hier weiter nicht nöthig!"

Herr von Rittwitz verließ mit einer leichten Verbeugung das Bureau. Alice schaute ihm lange nach; sie ahnte ja nicht, daß er es war, der sie so namenlos elend gemacht hatte.

„Nun wirst Du wohl nichts mehr einzuwenden haben,“ redete sie der Beamte an. „Für dieses Mal sollst Du noch gelinde davonkommen. Es werden Dir nur „acht Tage Arbeitshaus“ zudictirt. Hüte Dich aber vor dem zweiten Besuch, derselbe könnte sich leicht auf ein Vierteljahr ausdehnen.“

Der Richter hatte sein Machtwort gesprochen. Er hatte, ohne es zu wollen, ein Menschenleben vernichtet.

Mit einem lauten Schrei des Entsetzens war Alice zu Boden gesunken, ohnmächtig wurde sie aus dem Bureau getragen. Sie hatte nicht die Kraft, den gelben Zettel zu halten, das Stückchen Papier, auf welchem ihre Strafe dictirt stand; das Stückchen Papier, welches schon Tausenden ein Vorbote endlosen Elendes war!

Kurze Zeit darauf fuhr aus dem Hof des Stadtvoigteigefängnisses ein gelber, omnibus-ähnlicher Wagen, ohne Fenster. Die Stelle derselben wurden durch kreuzähnliche Einschnitte, wie man dieselben an alten Mauern und Kirchthürmen findet, woselbst sie den Vögeln zum Quartier dienen, vertreten.

Es war der sogenannte „Jungfernwagen,“ ein Spitzname, den dieser Wagen deshalb führt, weil in ihm die prostituirten Mädchen nach dem Arbeits- oder Krankenhause und von dort wieder zurück nach der Stadtvoigtei befördert werden.

Der Wagen selbst ist in zwölf kleine Zellen getheilt, deren jede für sich verschließbar ist und auf diese Art jede Communication seiner Insassen verhindert.

In diesem Wagen befand sich Alice. Auch sie wurde mit anderen Mädchen dem Arbeitshause zugeführt, auch sie bewohnte wenige Minuten eine jener traurigen Zellen, aus denen der Wagen besteht und die nur grade den Raum zum Sitzen gestatten, sonst aber jede Bewegung verhindern.

Alice fühlte sich bei all' ihrem Unglück wohl in der engen Zelle. Dem Weltgeräusch so nah, befand sie sich doch in stiller Einsamkeit, abgeschlossen von allen Lebenden und die Einsam-

keit läßt ja das Unglück, die unverschuldete Scham leichter ertragen! — —

Bald war der Wagen an seinem Bestimmungsort angelangt und fuhr durch das weit geöffnete Portal in den Hof des Arbeitshauses ein, um seine Insassen der Fürsorge desselben zu überliefern.

Betrachten wir uns das Berliner Arbeitshaus etwas näher. Dasselbe ist zwar schon oft beschrieben worden; dennoch aber wollen auch wir diesem Hause ein paar Minuten schenken, dem Hause, welches in der socialen Geschichte Berlin's eine bedeutende Stellung einnimmt und in dem wohl nicht der kleinste Theil der Verbrecher unserer Residenz seine ersten Studien machte.

Das Berliner Arbeitshaus, in der Berliner Mundart der „Ochsenkopf" genannt, ist ein mächtiges, graues Gebäude, an der Ecke der Alexanderstraße und des Alexanderplatzes belegen. Aeußerlich deuten nur die mit starken, eisernen Traillen versehenen Fenster, auf seine Bestimmung hin, während der Bau im Ganzen gar nicht den üblen Eindruck eines Gefängnisses macht, indem das eigentliche Gefängniß selbst den Hofraum einnimmt, während in den Vordergebäuden sich die Dienstbureaus und die Wohnungen des Beamtenpersonals befinden.

Ist man durch das Hauptportal, von der Straße aus, in das Arbeitshaus eingetreten, so erblickt man innerhalb des Flures den Portier des Gefängnisses, welcher die übliche Uniform mit blauen Aufschlägen und Kragen trägt, als Hüter vor einem zweiten, mächtigen Gitterthore, welches auf den Hof und von da nach den Gefängnissen führt. Hier aber ist es nicht wie in der Stadtvoigtei. Es wird einem jeden Fremden, der darum nachsucht, bereitwilligst die Besichtigung gestattet.

Wir aber wollen unsere Leser nicht mit der detaillirten Beschreibung dieser Anstalt ermüden, sondern nur einen kurzen Blick auf die innere Einrichtung und den Zweck derselben werfen, denn das Arbeitshaus ist nicht allein ein Gefängniß, es hat auch noch eine andere Bestimmung.

Dasselbe wird in drei Abtheilungen eingetheilt und zwar dient die erste Abtheilung zum Correctionshause. Hier befinden sich daher ausschließlich Bettler und Vagabonden, welche durch

Arbeit die Kosten ihrer Detention einbringen müssen. Die zweite Abtheilung ist die Strafanstalt für leichtsinnige Dirnen, welche ebenfalls hier mit leichten Arbeiten, als Wollezupfen rc. beschäftigt werden. Auch liegt diesen Gefangenen die Dekonomiearbeit, als Küche und Hauswesen der Anstalt, ob.

Die dritte Abtheilung endlich dient ordentlichen, aber durch Unglücksfälle in's Elend gekommenen Familien zum Obdach, falls sie kein solches besitzen. Diese Unglücklichen finden hier Kost, Wohnung, die nöthige Verpflegung, sowie in Krankheitsfällen in dem ziemlich großen Hauslazareth, Arznei und ärztliche Behandlung.

Diese Letzteren sind keine Gefangenen, sie können sich frei sowohl im Hause, wie auch außerhalb desselben bewegen und sind in Nichts beschränkt. Nur müssen sie sich der hier herrschenden Haus-Ordnung fügen. Sobald sie indeß nachgewiesen, daß sie ein anderweites Obdach gefunden haben, werden sie entlassen, ohne daß ihnen die Kosten für ihren Aufenthalt und Verpflegung angerechnet werden. — —

In einem weiten Gemach des Arbeitshauses saßen eine Anzahl von Frauensleuten verschiedenen Alters und zupften Wolle. Dies ist eine Beschäftigung, welche auf den ersten Blick sehr einfach und leicht scheint, die aber nichtsdestoweniger durch den beizenden Staub, den die Wolle abwirft, dem Körper schädlich ist, vorausgesetzt, daß man diese Arbeit längere Zeit ununterbrochen fortsetzt.

Mehrere Aufseherinnen durchschritten den Saal in allen Richtungen, hier Arbeit austheilend, dort ermahnend und an an anderer Stelle aufmunternd, je nachdem sie es für angemessen hielten.

In diesem Arbeitssaale waren die verschiedensten Gestalten weiblichen Elends und weiblicher Verkommenheit gleichsam zur Schau gestellt, und es gehörte die ganze Energie der Aufseherinnen dazu, sich hier Respect zu verschaffen.

Hier saß die ergraute, arbeitsscheue Kupplerin neben der jungen Grisette. Jene widerlich grinsend die gewohnte Arbeit verrichtend, diese der Alten freundlich zulächelnd und ihr hin und wieder bei der Arbeit helfend. Denn die jungen Verbreche-

Anders, N. J.,

Belriner Bauernfänger, oder: Die Geheimnisse der Residenz Sittengemälde aus Berlins Gegenwart

Berlin [1869]